Briefwechsel

zwischen dem

Grafen von Mirabeau

und dem

Fürsten A. von Arenberg, Grafen von der Mark,

während der Jahre 1789, 1790 und 1791,

enthaltend

die Geschichte der geheimen Verbindung Mirabeau's mit dem französischen Hofe nebst allen sich darauf beziehenden Aktenstücken.

Nach der französischen Ausgabe des Herrn

Ad. von Bacourt,

ehemaliger französischer Botschafter in Turin,

deutsch bearbeitet

von

J. Ph. Städtler,

ehemaliger Geh. Sekretär des Fürsten A. von Arenberg.

Zweite verbesserte Ausgabe.

Erster Band.

Brüssel und Leipzig,

Mayer & Flatau.

Aachen, J. A. Mayer.

1854.

Briefwechsel

zwischen dem

Grafen von Mirabeau

und dem

Fürsten A. von Arenberg, Grafen von der Mark,

während der Jahre 1789, 1790 und 1791,

enthaltend

die Geschichte der geheimen Verbindung Mirabeau's mit dem französischen Hofe nebst allen sich darauf beziehenden Aktenstücken.

Nach der französischen Ausgabe des Herrn

Ad. von Bacourt,

ehemaligen französischen Botschafters in Turin,

deutsch bearbeitet

von

J. Th. Stadler [illegible]

[illegible]

Zweite verbesserte Ausgabe.

Erster Band.

Brüssel und Leipzig.

M a y e r [illegible] n

An den Uebersetzer.

Paris, le 3 mai 1851.

Monsieur! J'apprends avec une véritable satisfaction que vous persistez dans la résolution d'achever et de publier ensuite la traduction de l'ouvrage intitulé: „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Mark pendant les années 1789, 1790 et 1791," que je viens de publier. Il n'y a personne qui soit aussi capable et aussi bien en état que vous, de remplir cette tâche assez difficile: les fonctions de secrétaire intime, que vous avez occupées pendant treize ans près de Monsieur le comte de la Mark, les renseignements précieux, que vous avez recueillis de sa bouche même, l'étude profonde et réfléchie que vous avez faite de toutes les pièces qui composent la correspondance, dont il est question, et le soin que vous avez mis à traduire toutes ces pièces en allemand depuis long temps déjà, tout enfin se réunit pour vous désigner comme la personne, je ne dirai pas la plus propre, mais la seule propre à bien accomplir cette oeuvre. Aussi je vous déclare que pour ma part je ne reconnaitrai comme authentique que votre traduction que j'espère voir paraître très-prochainement.

Recevez, Monsieur, l'assurance de ma considération bien distinguée.

Ad. de Bacourt.

A Monsieur STÄDTLER,
ancien secrétaire intime du comte de la Mark
(Prince Auguste d'Arenberg)
à
Bruxelles.

Uebersetzung des vorstehenden Briefes.

Paris, den 3. Mai 1851.

Mein Herr! Ich vernehme mit wahrem Vergnügen, daß Sie bei dem Entschlusse beharren, die Uebersetzung des von mir so eben herausgegebenen Werkes: „Briefwechsel zwischen dem Grafen von Mirabeau und dem Grafen von der Mark während der Jahre 1789, 1790 und 1791" zu beendigen und dann in Druck zu geben. Niemand ist so fähig und so wohl im Stande als Sie, diese ziemlich schwierige Aufgabe zu erfüllen. Ihre dreizehnjährige Stellung als Geheimer Sekretär des Grafen von der Mark; die schätzbaren Nachrichten, die Sie aus seinem eigenen Munde gesammelt haben; Ihr tiefes und gründliches Studium sämmtlicher Papiere des in Rede stehenden Briefwechsels und die Sorgfalt, womit Sie alle diese Stücke schon seit langer Zeit in's Deutsche übertragen haben, kurz Alles vereinigt sich, Sie als denjenigen zu bezeichnen, der, ich will nicht sagen, am meisten, sondern der allein dazu geeignet ist, dieses Werk gut zu vollenden. Auch erkläre ich Ihnen, daß ich für meinen Theil nur Ihre Uebersetzung, die hoffentlich recht bald erscheinen wird, als authentisch ansehen werde.

Empfangen Sie u. s. w.

Ad. von Bacourt.

An Herrn Städtler,
ehemaliger Geheimer Sekretär des Grafen von der Mark,
(Fürst August von Arenberg)
in
Brüssel.

Vorrede
zur deutschen Ausgabe.

Vorstehender Brief wird die angemessenste Einleitung zu dieser Vorrede sein. Während einer Reihe von Jahren mit dem Vertrauen des Fürsten August von Arenberg beehrt, hatten wir es längst als Beruf und Pflicht angesehen, eine deutsche Ausgabe der Denkwürdigkeiten, die nach seinem Tode erscheinen sollten, vorzubereiten. Alle bedeutenderen Briefe und Aufsätze der gegenwärtigen Sammlung waren daher schon seit mehreren Jahren nach den Manuscripten übersetzt, als vor wenigen Monaten die Originalausgabe in Paris erschien [1]). Auf die Wichtigkeit des vorliegenden Werkes aufmerksam zu machen, wäre nach der Aufnahme, die es in Frankreich gefunden, überflüssig. Ueber die merkwürdigste Epoche der neueren Zeit findet man hier von dem merkwürdigsten Manne dieser Epoche eine fortlaufende Reihe von Briefen und größeren Ausarbeitungen, worin er seine innersten Ge-

---

[1]) Correspondance entre le Comte de Mirabeau et le Comte de la Mark pendant les années 1789, 1790 et 1791, recueillie, mise en ordre et publiée par Monsieur Ad. de Bacourt, ancien ambassadeur de France près la Cour de Sardaigne. Paris, Vve. Le Normant, 1851. 3 vols. in 8°.

finnungen ausspricht. Es ist nicht der öffentliche Redner, dem berechnende Vorsicht nicht immer erlaubt, seine Ansichten und Ueberzeugungen vollständig zu enthüllen; es ist der Freund, der seine Besorgnisse, seine leisesten Gefühle und Aufwallungen in den Busen des Freundes ausschüttet; es ist der geheime Rathgeber des Hofes, der, im Drange der Ereignisse das Unermeßliche der hereindrohenden Gefahren überschauend, die ganze Kraft seines Geistes aufbietet, um zu leiten, zu warnen, zu retten, so lange es noch Zeit ist.

Was schon früher von diesen, aus der lebendigsten Gegenwart der Ereignisse herrührenden Papieren in Frankreich bekannt geworden und worauf zu Anfange der Einleitung hingedeutet wird, beschränkt sich auf Folgendes:

Im Jahre 1825 hatte F. Barrière, der sich als Herausgeber verschiedener Memoiren über die französische Geschichte einen Namen erworben, in Brüssel eine Unterredung mit dem Fürsten A. von Arenberg und erhielt aus dessen reichem Vorrathe die Abschrift einiger Stücke. Das bedeutendste derselben, Mirabeau's Brief an König Ludwig XVI. vom 10. Mai 1790, den man in unserm zweiten Bande finden wird, erschien im Jahre 1828 mit Aufsätzen verschiedenen Inhalts, die Herr Barrière anderwärts gesammelt hatte [1]). Der Herausgeber fügte zugleich aus der Erinnerung die Hauptzüge seiner Unter-

[1]) Tableaux de genre et d'histoire, peints par différents maîtres, recueillis et publiés par F. Barrière. Paris, Ponthieu et Cie., 1828. 1 vol. in 8°.

redung mit dem Fürsten hinzu; sein Gedächtniß war ihm indessen dabei nicht überall treu geblieben.

Im Jahre 1826 wandte sich Herr Lucas-Montigny, Mirabeau's Adoptivsohn, an den Fürsten mit der Bitte, von den Papieren, die sich auf das Verhältniß zum Hofe bezogen, Kenntniß nehmen zu dürfen. Er hatte mit großem Fleiße eine zahllose Menge Materialien zu einer umfassenden Lebensbeschreibung seines Vaters gesammelt, aber gerade über den merkwürdigsten Abschnitt der politischen Laufbahn Mirabeau's fehlte es ihm an zuverlässigen Aufschlüssen. Erst im Jahre 1832 konnte ihm sein Wunsch gewährt werden. Der Fürst ließ ihn seine eigenen Aufzeichnungen, so weit sie damals abgeschlossen waren, und sämmtliche Noten Mirabeau's für den Hof lesen und erlaubte ihm, dieses in seinem Werke zu benutzen. Hiernach hat Herr Lucas-Montigny in seinem siebenten und achten Bande [1]) von den Verhältnissen des Fürsten zu Mirabeau und beider zum Hofe gesprochen und den Inhalt einiger der hier vollständig erscheinenden Dokumente übersichtlich angegeben.

Man sieht, wie durch diese Veröffentlichungen das Interesse des vorliegenden Werkes nicht vermindert worden, denn wo es sich um Thatsachen von so großer Bedeutung handelte, konnte nur die treueste, ausführlichste

---

[1]) Mémoires biographiques, littéraires et politiques de Mirabeau etc. etc. Paris chez Delaunay, 1834. 8 vols. in 8°.

Bekanntmachung aller Originale, in Verbindung mit des Fürsten eigener Erzählung des Geschehenen, hinlänglichen Aufschluß und volle Befriedigung gewähren und in dieser Hinsicht läßt dieses Werk nicht nur nichts zu wünschen übrig, sondern es steht mit seiner unverholensten Herausgabe sämmtlicher, auch der weniger bedeutenden Papiere, die sich auf die Handlung beziehen, einzig in seiner Art da.

Seine eigenen Aufzeichnungen hatte der Fürst, wie dieses auch Seite 248 der Einleitung gesagt wird, schon zu Wien angefangen. Nachdem er dann im Jahre 1814 seinen festen Wohnsitz in Brüssel genommen, beschäftigten ihn, neben unausgesetzter Aufmerksamkeit auf die Zeitereignisse und damit zusammenhängendem Lesen der besseren historischen und politischen Werke der Gegenwart, was auch nicht selten zu schriftlichen Arbeiten Veranlassung gab, hauptsächlich die Erinnerungen aus jener Vergangenheit, worin er selbst ein Mithandelnder gewesen war. Der Aufsatz über seine Verbindungen mit dem Grafen von Mirabeau und über seine Vermittlung zwischen diesem und dem Hofe bildete hier gewissermaßen den Kern und Mittelpunkt. Er wurde öfter vorgenommen, erweitert und vervollständigt; daneben entstanden über anderes Denkwürdige im Laufe der Zeit Fragmente, die theils vollständig in die Einleitung aufgenommen, theils der Darstellung im ersten Abschnitte zum Grunde gelegt worden sind. Der Leser wird so bis in die Zeit Ludwigs XV. zurückgeführt und wirft einen Blick in jene Zustände, wo

die königliche Gewalt unumschränkt herrschte. Dann wird die unglückliche Marie Antoinette als Dauphine und Königin mit einfach wahren Zügen, die das Gepräge unmittelbarer Erfahrung und Beobachtung an sich tragen, geschildert und hiemit der Uebergang zu der neuen Zeit eingeleitet, in welcher dem Fürsten früher als Andern die ganze Bedeutung des Mannes klar wurde, welcher seinen Namen unzertrennlich mit diesen welterschütternden Begebenheiten verknüpft hat. — Von jeder Eigensucht frei, sich selbst sogar strenge jedes Talent der Darstellung absprechend, hatte er bei diesen Aufzeichnungen keinen andern Zweck, als Materialien für die Geschichte zu liefern. Auch der Aufsatz über Mirabeau sollte nur in großen Zügen die Hauptsache angeben; eine mehr in's Einzelne gehende Erzählung schien dem Fürsten um so entbehrlicher, als die Originalpapiere, bis auf die Blättchen jedes Tages, ja jeder Stunde vollständig mitgetheilt, über die näheren Umstände Aufschluß geben würden. So wohnt der Leser der Handlung selbst bei und wird durch diese offenste, ungeschminkteste aller Darstellungsweisen unwiderstehlich angezogen. Auch der Briefwechsel mit der Königin und dem kaiserlichen Gesandten, Grafen von Mercy-Argenteau, der über Mirabeau's Zeit hinausreicht, und andere sich hieran anschließende Briefe und Dokumente jener Zeit, die im dritten Bande mitgetheilt werden, haben für die Geschichte, und theilweise ganz besonders für die deutsche, einen unverkennbaren Werth.

In dem Kreise der Diplomaten, womit sich der Fürst bei seiner regen Aufmerksamkeit auf die Zeitereignisse gern in Brüssel umgab, gewann Herr Adolph von Bacourt, damals Sekretär der französischen Gesandtschaft beim niederländischen Hofe, seine besondere Zuneigung und so bildete sich der Vorsatz aus, ihm die Herausgabe dieser Denkwürdigkeiten anzuvertrauen. Nach der Julirevolution wurde Herr von Bacourt nach London versetzt, wo er unter Talleyrand bei der Konferenz und in allen andern Angelegenheiten der Gesandtschaft sehr in Anspruch genommen war. Nur auf wiederholte Bitten übernahm er eine Aufgabe, wozu ihn seine genaue Kenntniß der Personen und Zustände Frankreichs und ein in großen politischen Verhältnissen ausgebildetes Urtheil ganz besonders befähigten. Er vertrat dann die französische Regierung in Nordamerika und bei einigen europäischen Höfen und erst die Revolution von 1848, die ihn bewog, sich in's Privatleben zurückzuziehen, verschaffte ihm volle Muße, das Werk in der vorliegenden Gestalt zum Drucke zu befördern.

In dieser deutschen Ausgabe schien es uns zweckmäßig, für Leser, die weniger mit den Ereignissen der französischen Revolution vertraut sind, noch an mehreren Stellen erläuternde Anmerkungen beizufügen; auch haben wir die Erinnerungen aus unserer frühern Stellung benutzt, um auf Manches näher einzugehen und das Werk mit verschiedenen Zusätzen zu bereichern. Die Original-

papiere sind, wie dieses am Schlusse der französischen Ausgabe bemerkt wird, gleich nach dem Drucke derselben in das Herzoglich Arenbergische Archiv zu Brüssel niedergelegt worden; nach diesen fügen wir das Facsimile der drei Briefstellen, die zu Anfange der Einleitung angeführt werden und den eigentlichen Ausgangspunkt des Ganzen bilden, unserm ersten Bande bei.

Seit den welthistorischen Begebenheiten, in die uns dieses Werk zurückversetzt, sind nun mehr als sechszig Jahre verflossen und noch sind die großen politischen Fragen, die damals verhandelt wurden und Europa in gährende Bewegung brachten, Lebensfragen für uns Alle. Der Kampf, der sich im Jahre 1789 in Frankreich zwischen Monarchie und Demokratie entzündet, hat seitdem nicht aufgehört, bald offener, bald verborgener fortzulodern, und ist in neuester Zeit auch in Deutschland in helle, verzehrende Flammen aufgeschlagen. So hat das vorliegende Werk neben seinem bedeutenden geschichtlichen Interesse zugleich ein unmittelbares für die Gegenwart. Auch ist Mirabeau's Leben und Wirken neuerdings in Deutschland der Gegenstand historischer Darstellungen gewesen. Hier zeigt er sich von einer bisher nicht gekannten Seite. Selbst diejenigen, die seine Ansichten und Grundsätze nicht theilen oder sich von den leidenschaftlichen Seiten seines Charakters abgestoßen fühlen, werden seinen Anstrengungen in dem großen Unternehmen, dem er sein letztes Lebensjahr gewidmet, ihre Theilnahme nicht ver-

sagen, und immer wird es zugleich ein warnendes und belehrendes Schauspiel bleiben, diesen außerordentlichen Mann, welcher der vollständigste Ausdruck der neuen Ideen war und den fremde und eigene Schuld zu weit fortgerissen hatten, mit den Wirkungen dieser Ideen und ihrem Mißbrauche im Kampfe liegen und das Aeußerste aufbieten zu sehen, um die verheerende Fluth zum belebenden und befruchtenden Strome einzudämmen. Es kann keinen größern Beweis der Ueberlegenheit geben, womit er unter seinen Zeitgenossen hervorragte, als daß sie ihm, und nur ihm, das Vermögen zugetraut haben, Monarchie und Freiheit aus dem allgemeinen Schiffbruche zu retten.

Wie nun auch hierüber eine gereiftere, von manchen Theorien, an die man damals mit Begeisterung glaubte, zurückgekommene Erfahrung denken und welche Ansicht man über Maß und Richtung der Kräfte Mirabeau's haben mag, das Streben des besonnenen Freundes, der diese Kräfte der guten Sache zuzuführen bemüht gewesen und ihnen hiezu mit seltener Ruhe und hellem Blicke förderndnd und vermittelnd zur Seite gestanden, wird zu allen Zeiten auf die ungetheilteste Anerkennung Anspruch machen dürfen.

Brüssel, im August 1851.

St.

Einleitung.

Das Vorhandensein der Papiere, die wir hier herausgeben, war seit langer Zeit bekannt. Die meisten Schriftsteller, die in den letzten Jahren über die französische Revolution geschrieben, sprechen davon. Man hat sogar Auszüge aus einigen Noten Mirabeau's für den Hof bekannt gemacht, und sein Brief an den König vom 10. Mai 1790 ist ganz in Druck erschienen *). Dennoch darf man annehmen, daß dadurch das vorliegende Werk nichts von jenem Interesse verlieren wird, welches es der genauesten Kenntniß der geheimen Verbindungen des Grafen von Mirabeau mit dem französischen Hofe verdankt. Schon waren diese Verbindungen der Gegenstand vieler Kommentare. Von Einigen heftig angegriffen, wurden sie von Andern mit oder ohne Einschränkung gelobt. Man darf indessen voraussetzen, sie seien aus unvollständiger Kenntniß der Thatsachen unrichtig beurtheilt worden, und die Geschichte werde aus gegenwärtiger Veröffentlichung noch Belehrungen zu schöpfen haben. Wie dem aber auch sei, diese Veröffentlichung war eine Pflicht, sie war die schuldige Erfüllung einer am Sterbebette Mirabeau's von demjenigen, der seinen letzten Willen zu vollziehen übernommen hatte, gegebenen Zusage. Und damit dieser Wille des Grafen von Mirabeau, daß einst über seine Verbindungen mit dem Hofe, die er

*) Wir verweisen auf das, was wir hierüber in der Vorrede mitgetheilt haben. Anm. des Uebersetzers.

sich zum Ruhme rechnete, alles veröffentlicht werde, keinem Zweifel mehr unterliege, empfehlen wir hier der Aufmerksamkeit des Lesers drei Billette, die sich weiter unten auch in der Reihenfolge der von uns mitgetheilten Korrespondenz finden werden.

Im Julius 1790 fühlte Graf Mirabeau einen ersten Anfall des Uebels, das ihn einige Monate später wegraffte. Schon waren seit zwei Monaten seine Verbindungen mit dem Hofe angeknüpft, und er hatte schon viele Noten übergeben, die ihm jedesmal, nachdem man davon Kenntniß genommen, zurückgegeben wurden. Wegen der Folgen seines Uebels beunruhigt, sammelte er in der Eile diese Noten, und schickte sie in zwei Paketen dem Grafen von der Mark mit folgendem Billet:

17. Julius 1790.

„Hier, lieber Graf, sind zwei Pakete, die Sie nur mir selber, was auch geschehen mag, wieder zustellen, und die Sie im Falle Ihres Todes demjenigen übergeben werden, der an meinem Andenken Antheil genug nehmen wird, um seine Vertheidigung zu übernehmen. Setzen Sie auf diese beiden Pakete irgend eine vorsichtige, aber bestimmte Bezeichnung."

An demselben Tage antwortete Graf von der Mark:

„Dieses Depositum, lieber Graf, werde ich auf's Sorgfältigste verwahren. Wenn beide Pakete in Sicherheit gebracht sind, werde ich Ihnen eine Schrift zustellen, damit Sie sie, im Falle meines Todes, an dem Orte, wo sie sich befinden, zurücknehmen können. Lebe ich noch, wenn die öffentliche, die allgemeine Sache Sie verliert, so gewähren meine innige Freundschaft für Sie und die Verehrung, die ich Ihrer Ueberlegenheit zolle, Ihrem Andenken die Zusage alles dessen, was ich zu leisten vermag. Dieses wäre wenig, aber mein unbegrenztester Eifer wird, wenn mir auch jede andere Eigenschaft fehlt, diejenigen zu wählen wissen, die von Ihnen zu reden würdig sind."

Hierauf schrieb der Graf von Mirabeau zurück:

18. Julius 1790.

„Ich bin sehr gerührt über Ihr Billet, lieber Graf, und ich versichere Sie, daß der Gedanke, ein Mann wie Sie werde nie leiden, daß ich ganz verkannt werde, meinen Muth wieder sehr belebt. Entweder werde ich bald weggemäht, oder ich lasse in Ihren Händen edle Elemente meiner Apologie. Gewiß, hierunter zähle ich diese Art von Vorgefühl, die Sie dazu berufen hat, mein Freund zu sein, während so viele gemeine Seelen nur damit beschäftigt waren, Echo gegen mich zu machen, oder es versuchten, mich nach ihrem Maße zu knebeln. Aber lassen Sie uns zu den Geschäften übergehen u. s. w."

Einige Tage nachher war Mirabeau wieder hergestellt, und Graf von der Mark gab die Papiere zurück; man wird indessen weiter unten sehen, wie diese und viele andere wieder in seine Hände kamen.

Diese Billette gewähren offenbar die Ueberzeugung, daß Mirabeau, wie wir oben sagten, sich seine Verbindungen mit dem Hofe zum Ruhme rechnete, und dafür hielt, sie würden einst dazu dienen, sein Andenken zu ehren. Dieses war auch die Meinung des Grafen von der Mark, der sechs und dreißig Jahre nach dem Datum jener Billette nachstehende Note schrieb, die wir unter seinen Papieren gefunden, und die wir, als vorläufige Erläuterung alles Folgenden, hier einrücken:

Brüssel 1826.

„Wir leben in einer Zeit, wo Männer, die sich, sei es durch ihren Rang, sei es durch die Verhältnisse, worin sie sich befunden, sei es durch die Rolle, die sie hätten spielen können oder sollen, nur einigermaßen bemerkbar gemacht haben, sich nicht mehr ganz allein angehören. Sie sind, gegen ihren Willen, mehr oder weniger einem neugierigen, oft übelgesinnten Publikum

und dem Eigennutze und der Geldsucht von Schriftstellern verfallen, die auf diese Neugierde des Publikums rechnen, und Memoiren fabriziren, in denen man meistens Alles, nur nicht die Wahrheit, findet.

„Ich habe in einer Zeit gelebt, wo man nothgedrungen sich dazu entschließen mußte, die Institutionen, die bis dahin bestanden, zu vertheidigen, oder sich in den Strom zu stürzen, der sie alle reißend weggeschwemmt hat. Als man in Kaiser Joseph II. drang, zu Gunsten der Amerikaner in ihrem Streite mit England einzuschreiten, antwortete er, sein Handwerk sei, König zu sein. Ich, nach der Stellung, die mir der Zufall in der Welt gegeben, kann sagen: Mein Handwerk war, die bestehenden Institutionen, soweit dieses mit der Vernunft verträglich war, zu vertheidigen.

„In Frankreich ein Fremder, war ich durch besondere und ganz persönliche Umstände dazu veranlaßt worden, in die Dienste dieses Landes zu treten. Meine Pflicht war, dem Könige zu gehorchen; meine Gefühle, meine Dankbarkeit fesselten mich besonders an seine Person, so wie an die Königin Marie Antoinette. Ich habe zur Erhaltung des Thrones und zur Vertheidigung des unglücklichen Königs, der auf ihm saß, beitragen wollen. Der Sache dieses Königs den Grafen von Mirabeau, der ihr heftigster, gefährlichster Feind zu sein schien, zuzuführen, ihn den kräftigsten Vertheidigern des Thrones beizugesellen, schien mir ein wesentlicher Dienst. Dieses Ziel steckte ich mir vor und verfolgte es um so entschlossener, als ich mich davon hatte überzeugen können, daß gekränkte Eigenliebe, ein durch Ungerechtigkeiten hervorgerufener Groll, bei weitem mehr die Triebfedern seines feindseligen Benehmens waren, als ein wirkliches Gefühl des Hasses gegen den Hof, oder wahre Neigung zur Demokratie.

„Ich habe in zu innigen Beziehungen zu diesem berühmten

Redner gestanden, als daß mein Name nicht einst, bei Gelegenheit des seinigen, genannt werden sollte, man nicht über den Einfluß, den ich auf ihn ausgeübt haben mag, verschiedene Voraussetzungen machen, und ein gänzliches Schweigen meinerseits nicht Anlaß zu falschen Auslegungen geben könnte. Noch mehr: ich muß dieses Schweigen brechen, um dem Könige und der Königin die ihnen schuldige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und zu verhindern, daß das Andenken des Grafen von Mirabeau da dem Tadel unterliege, wo es, nach meiner Ueberzeugung, geehrt zu werden verdient.

„Ich besitze authentische Materialien, die das Betragen Ludwigs XVI. und der Königin Marie Antoinette, und die Art, wie der Graf von Mirabeau hiezu mitgewirkt, in ihr wahres Licht setzen werden. Man kennt, aber im Allgemeinen nur schlecht, meine Verbindungen mit diesem Riesen der Revolution. In mehreren Schriften sind sie schon entstellt worden. Die Wahrheit wird ehrenvoller für Alle sein.

„Diejenigen, die geglaubt haben, ich hätte den Grafen von Mirabeau nur gekannt, um ihn für die Parthei des Hofes zu kaufen, und die in meinen Verbindungen mit ihm nur eine Intrigue haben sehen wollen, haben sich geirrt. Der Anfang dieser Verbindungen geht der Revolution um zwei Jahre voraus.

„Seit der Vereinigung der drei Stände in den Generalstaaten sahen wir Beide für Frankreich nichts Besseres, als eine monarchisch-konstitutionelle Regierung. Von allen Königen war Ludwig XVI. am tauglichsten dazu, dieses Problem zu lösen. Er geizte nie nach Macht und war keineswegs eifersüchtig darauf, diejenige, die er bis zum Jahre 1789 ausgeübt, zu behalten. Nicht nur ergab er sich leicht in die Umstände, sondern er hielt, bei seiner standhaften Liebe zu seinem Volke, eine konstitutionelle Regierung für angemessener, und wünschte sie. Ueberdies ließ

sein eigener Charakter ihn mit einer gewissen Befriedigung eine Ordnung der Dinge voraussehen, die für ihn die Last einer so schweren Verantwortlichkeit vermindern sollte. Und ich kann mit eben so viel Bestimmtheit als Ueberzeugung hinzufügen: die Königin theilte in dieser Hinsicht die Ansichten und Neigungen Ludwigs XVI. Die Materialien, die in meinen Händen sind, beweisen dieses unwiderleglich.

„Nachdem ich über die zweckmäßigste Form, in welcher die Papiere, die ich besitze, herauszugeben wären, nachgedacht, hat es mir geschienen, die einfachste wäre die beste, und es würde hinreichen, den Aktenstücken fragmentarisch nur diejenigen Erläuterungen beizufügen, die zu ihrem vollen Verständnisse unentbehrlich sind. Diese Form schließt jeden Anspruch auf Schriftstellertalent aus, und sagt mir darum am meisten zu. Sie hat überdies, wie mir scheint, den großen Vortheil, mehr als jede andere dem Ausdrucke der Wahrheit günstig zu sein. Während ich die Stücke sammle, werde ich mich also auf dasjenige, was zu ihrem Zusammenhange nöthig ist, und zuweilen auf einige den Text erläuternde Noten beschränken.

„Ich stand auf einer Bühne, wo die handelnden Personen sehr in's Auge fielen; ich war mit einigen der berühmtesten derselben näher verbunden; ich habe die Höfe und die Welt gekannt; ich sah die Art, wie die Menschen ihre Achtung gewähren, die Beweggründe, welche sie dabei leiten, die Leichtigkeit, womit Intriguanten sie erschleichen, während man sie redlichen Männern meistens versagt, und so kam ich zu der Einsicht, daß man in vielen Fällen den Werth, den man auf diese Achtung setzt, bedeutend vermindern muß, zugleich aber fühlte ich, man müsse vor Allem mit sich selbst im Frieden sein und in seinem eigenen Gewissen zu leben verstehen.

„Seit etwa zwanzig Jahren werden wir von Memoiren

über die Revolution und über die Zeiten, in denen ich gelebt, überschwemmt. Die Einen sind nach Materialien geschrieben, die man ohne Wahl, ohne Redlichkeit, aus bloßer Gewinnsucht, hervorgesucht; die Andern werden unter dem Namen von Personen herausgegeben, die in ihrem Leben nicht daran gedacht haben, Memoiren zu hinterlassen, und müssen daher unter die Rubrik erdichteter Memoiren gebracht werden; andere endlich, und diese sind die gefährlichsten, rühren von Verfassern her, die, ohne Rücksicht auf Wahrheit, sich und die Ihrigen zur Schau stellen, wie es ihrer Eitelkeit, ihren Ansprüchen, und besonders der Rechtfertigung ihres Betragens am meisten zusagt."

„Solche Beispiele hätten mich vielleicht zu dem Entschlusse gebracht, gar nichts zu schreiben; aber man hat mir von mehr als einer Seite vorgestellt, wenn auch diese Gleichgültigkeit mir für meine eigene Rechnung erlaubt wäre, so hätte ich doch nicht dasselbe Recht, sie auch auf Andere auszudehnen; sei es mir bekannt, daß in gewissen Schriften über Thatsachen und erlauchte Personen, denen ich ergeben gewesen, die Wahrheit verletzt, geschändet worden, so müsse ich versuchen, sie zu rächen; im Besitze der Mittel, die Verläumdung zu zerstören, würde ich, wenn ich mich dieser Mittel nicht bediente, dem Anscheine nach das Unrecht begehen, eben diese Verläumdung zu rechtfertigen. Der Hauptgrund aber, der mich zum Schreiben bestimmt hat, ist die von mir gegen den Grafen von Mirabeau auf seinem Sterbebette eingegangene Verpflichtung, der Nachwelt die Akten des Prozesses, den man gegen sein Andenken einleiten würde, vorzulegen und zu Gunsten seiner kräftigen und redlichen Bemühungen, Vaterland und König zu retten, das Zeugniß, das ich ihnen schuldig bin, abzulegen."

„Steht nun hierüber mein Entschluß fest, so will ich doch bei meinen Lebzeiten nichts herausgeben. Weiß ich doch nicht

einmal, ob mein hohes Alter mir erlauben wird, alle Papiere, die in meinen Händen sind, nach Wunsch in Ordnung zu bringen. Aber wenigstens sollen sich diese Materialien, diese Erinnerungen, nach meinem Tode finden, und ich überlasse dann Andern die Sorge, sie zweckmäßig zu verwenden. — Für die Geschichte kommt die Wahrheit immer zur rechten Zeit."

Einige Jahre nach dem Datum dieser Note starb der Graf von der Mark, und ließ uns die Aufgabe, die von ihm gegen den Grafen von Mirabeau und sich selbst eingegangene Verpflichtung zu erfüllen, und so die Arbeit zu beendigen, die er unter seinen Augen zum Ordnen aller seiner Materialien hatte beginnen lassen.

Die einzelnen Fragmente, von denen der Graf von der Mark in seiner Note spricht, und die unter sich in keiner Verbindung stehen, würden zur Belehrung des Lesers nicht hinreichen, wenn man nicht einige umständlichere biographische Nachrichten, als diejenigen, die darin zerstreut liegen, hinzufügte. Man kann sich unmöglich des Wunsches erwehren, den Charakter und die Hauptereignisse des Lebens eines Mannes zu kennen, dem man die in gegenwärtigem Werke enthaltenen Aufschlüsse verdankt. Wir halten daher dafür, das historische Interesse stimme hier mit unserm Wunsche überein, dem Andenken desjenigen, der uns einen so ehrenvollen Beweis seines Vertrauens und seiner Freundschaft hinterlassen hat, eine letzte, fromme Huldigung darzubringen.

August Maria Raimund, Fürst von Arenberg, Graf von der Mark, aus einem der ältesten und erlauchtesten Fürstenhäuser Europa's [1]), war geboren am 30. August 1753 zu Brüssel, dem Wohnsitze seiner Eltern. Er war zehn Jahre alt, als sein

---

[1]) Man sehe die Note 1.

Vater, dessen viertes Kind und zweiter Sohn er war, aus dem siebenjährigen Kriege dorthin zurückkehrte. Der Herzog von Arenberg hatte mit vieler Auszeichnung und Tapferkeit in der österreichischen Armee gedient, und sich besonders in der Schlacht von Hochkirchen, wo Marschall Daun einen bedeutenden Sieg über Friedrich den Großen erfocht, ausgezeichnet. Bei der Gründung des Maria=Theresien=Ordens hatte er das Großkreuz desselben erhalten. Dieser Orden wird bekanntlich nur für sehr glänzende und bedeutende Kriegsthaten verliehen, und man darf nicht zweifeln, daß er bei seiner Gründung nur denjenigen gegeben wurde, die alle Bedingungen seiner Statuten strenge erfüllt hatten. Im Alter von 42 Jahren war der Herzog von Arenberg schon Feldmarschall, ein Beweis der eminenten Dienste, die er geleistet hatte.

Während der sieben Jahre, die er bei der Armee fern von seinen Kindern zugebracht, war deren Erziehung seiner damals noch sehr jungen Gemahlin, der Herzogin von Arenberg, überlassen gewesen, und diese hatte sie nach der Reihe vier Lehrern, rechtschaffenen aber mittelmäßigen Männern, die ihr ein Freund der Familie von Paris zugeschickt, anvertraut. Fürst August gestand, er habe unter allen diesen Lehrern das Lateinische schlecht, und darüber hinaus nur wenig gelernt.

Kurz nach der Rückkehr des Herzogs von Arenberg aus dem Feldzuge kamen vertriebene Jesuiten aus Frankreich in großer Zahl nach Brüssel. Unter ihnen befand sich Pater Griffet, ein ausgezeichneter Mann, und bekannt durch mehrere historische Werke, die nicht ohne Verdienst sind. An ihn wandte sich der Herzog mit der Bitte, ihm einen Lehrer unter den Gliedern seines Ordens zu wählen. Es scheint, P. Griffet sei mehr darauf bedacht gewesen, einen seiner Mitbrüder, den er eben unter der Hand hatte, zu begünstigen, als eine gute Wahl zu treffen. Dem-

jenigen, den er vorschlug, fehlte es zwar nicht an Geist und Kenntnissen, er war aber kein sonderlich guter Priester und sogar etwas leichtfertig in seinem Wandel. Zum Religionslehrer für die zwei jungen Fürsten schlug P. Griffet zugleich einen andern Jesuiten vor, der glücklicherweise ein biederer, geistvoller Mann war. Fürst August schätzte sich immer glücklich, von diesem einen guten, moralischen Unterricht erhalten zu haben, der ihm für die katholische Religion eine Liebe und Verehrung eingeflößt, die er bis zu seinem Tode behielt.

Während der ersten Jahre nach dem Hubertsburger Frieden versammelte der Herzog von Arenberg gewöhnlich viele Oberoffiziere, mit denen er gedient hatte, in seinem Hause. Der eben beendigte Krieg blieb in der Geschichte des Hauses Oesterreich ein wichtiges Ereigniß, und war häufig der Gegenstand ihrer Gespräche, denen der junge Fürst öfter beiwohnte. Hier faßte er, mit der Lebhaftigkeit der ersten Jugendeindrücke, eine Vorliebe für den Militärstand. Damals bestand, als Folge eines Krieges, der dem Hause Oesterreich Schlesien und italienische Provinzen entrissen hatte, zwischen den Preußen und Oesterreichern eine sehr große Abneigung, die Friedrich II., der sie hervorgerufen, sorgfältig in der Absicht unterhielt, eine der österreichischen entgegengesetzte preußische Nationalität zu schaffen. So war es dahin gekommen, daß zwei deutsche Armeen sich eben so bitter haßten, als wären sie Heere verschiedener Nationen gewesen.

Nach dem siebenjährigen Kriege führte der Marschall von Lacy [1]) in der österreichischen Armee ein neues Organisations- und Verwaltungssystem ein. Mehrere Regimenter kamen nach Brüssel in Garnison, um dort nach diesen neuen Grundsätzen

---

[1]) Man sehe Note 2.

umgebildet zu werden. Dieses gab zu häufigen Waffenübungen Anlaß, bei denen die jungen Fürsten von Arenberg immer zugegen waren. Sie traten sogar beide als Kadetten in das Regiment des Herzogs Karl von Lothringen, des damaligen Gouverneurs der österreichischen Niederlande, ein. Fürst August war fünfzehn Jahre alt, und einstweilen dazu bestimmt, seine Laufbahn in der österreichischen Armee zu machen. Gegen Ende des Jahres 1768 kam indessen für ihn eine andere Bestimmung zur Sprache.

Graf Ludwig von der Mark [1]), letzter männlicher Sprosse dieses erlauchten deutschen Hauses, und Vater der Herzogin von Arenberg, besaß in französischen Diensten als volles Eigenthum ein Regiment deutscher Infanterie, das unter Ludwig XIV., vollständig gebildet und gerüstet, auf Kosten seines Großvaters nach Frankreich geführt worden war. Da er keinen Sohn hatte, so schlug er dem Herzoge von Arenberg, seinem Tochtermanne, vor, einen der Seinigen in französische Dienste treten zu lassen; diesem wolle er dann das Regiment, das ihm zur Verfügung stand, schenken. Diesen Vorschlag nahm der Herzog für seinen zweiten Sohn August an, und so wurde festgesetzt, daß dieser in französische Dienste übergehen, und nach dem Tode seines Großvaters mütterlicher Seite den Titel: Graf von der Mark annehmen sollte [2]).

Aus einem reichsunmittelbaren deutschen Fürstenhause geboren, war der junge Fürst August weder Oesterreichs noch irgend einer andern Macht Unterthan; da aber alle seine Ahnen, väterlicher Seite, beständig dem Hause Oesterreich gedient hatten, und seine Familie immer von diesem Hause ausgezeichnet wurde,

---

[1]) Note 3.
[2]) Note 4.

so war es natürlich, daß sein Vater, den die Kaiserin Maria Theresia besonders geehrt und geliebt hatte, es für angemessen hielt, ihre Zustimmung zu dem Eintritte seines Sohns in Frankreichs Dienste zu erhalten.

Gerade damals wurde die Verbindung der Erzherzogin Marie Antoinette mit dem Dauphin beschlossen. Maria Theresia willigte gütig in die Bitte, und während sie ihr Bedauern darüber ausdrückte, daß ein Arenberg in andern Diensten als den ihrigen stehen sollte, fügte sie hinzu, sie habe den Fürsten August ganz besonders der jungen Erzherzogin anempfohlen. In Folge dessen wählte der Herzog von Arenberg, um seinen Sohn nach Frankreich zu führen, eben den Zeitpunkt, wo die Erzherzogin hinging, um ihre Vermählung mit dem Dauphin zu feiern. Der junge Fürst, kaum 17 Jahre alt, wurde von Ludwig XV. sehr gut aufgenommen. Er wohnte allen Festen der Vermählung bei; die Etiquette, der Prunk und die Herrlichkeiten des französischen Hofes erregten sein Erstaunen. Der Dauphine wurde er besonders vorgestellt, und gleich bei den ersten Worten, die sie an ihn richtete, sprach sie von dem Antheile, den ihre Mutter Maria Theresia an ihm nehme, und wie angelegentlich sie ihn ihr empfohlen habe. Dieß war der Anfang des Wohlwollens, womit diese Prinzessin den Fürsten August von Arenberg fortwährend beehrt hat.

Kurz nach der Vermählung des Dauphins führte der Graf von der Mark, damals 72 Jahre alt, seinen Enkel zu seinem Regimente, das, vom korsischen Kriege zurückgekehrt, zu Usez, im Languedoc, in Garnison lag. Drei Wochen ungefähr blieb er bei seinem Regimente, das er seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte. Diese Zeit verging unter kurzen Musterungen und langen Mahlzeiten, denn der alte Graf liebte die Freuden der Tafel. Nach seiner Abreise fing der junge Fürst seinen Dienst als Unter-

lieutenant in der Kompagnie an, deren Hauptmann er nach drei Monaten wurde. Er beschäftigte sich eifrig mit allen Theilen des Dienstes; seine frischen Erinnerungen an die österreichischen Truppen ließen ihn Vergleiche zwischen beiden Dienstarten anstellen, auch versuchte er schon damals, im Regimente von der Mark Verbesserungen einzuführen, die er der Dienstordnung der österreichischen Truppen entlehnte, was ihm um so leichter wurde, da das ganze Regiment aus Deutschen bestand und das Kommando in deutscher Sprache geführt wurde. Die Eigenthümer deutscher Regimenter in französischem Dienste hatten überdieß viel Spielraum in Allem, was sich auf die Ausrüstung und Mannszucht ihrer Regimenter bezog.

Fürst August brachte so bei seinem Regimente ein Jahr zu, während dessen er jedoch einige Ausflüge in's Languedoc und die Provence machte. Er besuchte Montpellier, während die Stände dort versammelt waren. Der Kommandant der Provinz, Prinz von Beauvau, hielt ein großes Haus. Der Erzbischof von Narbonne, Herr von Dillon, und der Erzbischof von Toulouse, seitdem Kardinal von Brienne, waren an der Spitze des Klerus, und hatten den Ruf aufgeklärter Administratoren. Ueberhaupt galt die Provinz Languedoc unter ihren Ständen für eine sehr gut verwaltete. Während der Sitzung der Stände herrschten Luxus und Pracht in Montpellier, und da der junge Fürst zum ersten Male einem solchen Schauspiele beiwohnte, so gab ihm dieses einen hohen Begriff von einem Lande, in welchem eine Provinzialstadt so viel Glanz entfalten konnte. Während seines Ausflugs nach der Provence erregten Marseille, mit seinem blühenden Hafen, und Toulon, mit seiner schönen Militärmarine, fortwährend seine Bewunderung.

Er verließ Usez nach einem Jahre, begab sich nach Paris, und trat nun erst in die große Welt ein.

Die Prinzen der deutschen souveränen Häuser hatten am französischen Hofe keinen Rang. Indessen wünschte der Herzog von Arenberg, der auf die Würde seines Hauses hielt, daß sein Sohn, da er nun einmal dazu bestimmt war, an diesem Hofe zu leben, Keinem im Range nachstehen möchte und erlangte dieses auf folgende Weise:

Seitdem das Haus Bourbon in Spanien regierte, hatten an den beiden Höfen von Frankreich und Spanien die französischen Herzöge und Pairs und die spanischen Granden erster Klasse beiderseitig denselben Rang und genossen dieselben Ehrenbezeugungen. Nach dem Ableben des alten Grafen von der Mark, im Jahr 1773, trug nun der Herzog von Arenberg bei dem spanischen Hofe darauf an, daß sein Sohn August, der jetzt den Titel Graf von der Mark annahm, (mit welchem wir ihn auch von nun an bezeichnen werden) dem verstorbenen Grafen, welcher Grande von Spanien gewesen war, in dieser Würde nachfolge. Dieses von der Kaiserin Maria Theresia unterstützte Gesuch gewährte der spanische Hof, und so hatte der junge Graf von der Mark am französischen Hofe vermöge seiner Grandezza den Rang eines Herzogs und Pairs von Frankreich.

Diese Titel, dieser neue Rang am Hofe, bahnten ihm in jeder Weise, als er im October 1773 in Paris ankam, den Weg zu einer glänzenden Laufbahn.

Damals begannen seine Verbindungen mit dem Prinzen von Poix und dem Vicomte von Noailles. Beide waren Söhne jenes Grafen von Noailles, seitdem Marschall von Frankreich unter dem Namen Herzog von Mouchy, der später mit seiner Frau eine so edle Festigkeit bewies, als beide auf dem Blutgerüste der Revolution ihr Leben endeten. Die Gräfin von Noailles, früher Ehrendame der Königin Maria Leczinska, befand sich nun in derselben Stellung bei der Dauphine Marie Antoinette.

Sie und ihr Mann legten vielleicht ein übertriebenes Gewicht auf die kleinsten Kleinigkeiten der Etiquette, aber diese Schwäche wurde durch vollkommene Herzensgüte und andere vortreffliche Eigenschaften mehr als aufgewogen, und vielleicht hätte man unter den Hofleuten, die über ihre Sonderbarkeiten spöttelten, einige derjenigen finden können, die später der Königin Marie Antoinette ein Verbrechen aus ihrer Geringschätzung der strengen Etiquette machten, und darin eine der Ursachen der Revolution zu finden vorgaben. Billigkeit ist an Höfen, und auch anderswo, eine seltene Tugend.

Graf von Noailles hatte, wie sein älterer Bruder, der Herzog von Noailles, seine Jugend mit Ludwig XV. verlebt. Ihr Haus wurde, seit Ludwigs XIV. Zeit, zum Theil wegen seiner Verwandtschaft mit der Familie der Frau von Maintenon, von dem Hofe mit großer Gunst behandelt; es war im Besitze fast aller Aemter, die zur nächsten Nähe des Monarchen führten. So war z. B. der Graf von Noailles Gouverneur von Versailles, Trianon, Marly und St. Hubert. Nach diesen drei letzten Landsitzen machte Ludwig XV. sehr oft kleine Ausflüge, und unter den Augen des Königs setzte dann der Graf die Liste der Hofleute auf, die zu diesen Lustreisen zugelassen wurden. Er und die Gräfin hatten den jungen Grafen von der Mark sehr lieb gewonnen, und behandelten ihn bald mit elterlicher Güte. Da sie einen großen Werth auf die Gunst des Hofes legten, so beeiferten sie sich sehr, ihren Schützling daran Theil nehmen zu lassen. Kurz nach dessen Ankunft in Paris, als der Hof auf fünf Wochen nach Fontainebleau ging, wußte der Graf von Noailles zu erwirken, daß er zu dieser Fahrt eingeladen wurde, und überdieß auch noch die Gunst einer Wohnung im Schlosse erhielt. Diese sogenannten großen Reisen nach Fontainebleau waren sehr glänzend durch Schauspiele, Jagden, und die immer offenen Häuser,

wo den Fremden eine Aufnahme zu Theil ward, wie sie sie in keinem anderen Lande so prachtvoll und zuvorkommend hätten finden können. Auch strömten um die Zeit dieser Reisen die Fremden nach Frankreich, und da die Gesandten und auswärtigen Minister in Fontainebleau großes Haus hielten, so fand Jeder alle Augenblicke seines Tages aufs angenehmste ausgefüllt.

Graf von Mercy-Argenteau [1]), der Gesandte des deutschen Kaisers, ein Freund des Vaters des Grafen von der Mark, und dieses Letztern natürlicher Beschützer in Frankreich, benachrichtigte ihn, daß er ihn der Gräfin du Barry vorstellen müsse. Es entsprach den Absichten der Maria Theresia, daß alle Personen von Range, die aus Oesterreich an den französischen Hof kamen, dieser Favoritin vorgestellt würden. So führte auch einige Monate später Graf Mercy den Marschall Lacy und den Herzog von Arenberg, Vater des Grafen von der Mark, die nach Frankreich gekommen waren, bei ihr ein.

Die Erziehung, die der junge Graf in Brüssel bei seinen Eltern erhalten, hatte ihm Grundsätze von Ehre und Gefühle der Schicklichkeit eingeprägt, die durch Alles, was er bei Frau du Barry sah, sehr verletzt wurden. Gesandte, fremde Minister, die höchsten Herren des Hofes drängten sich in einem engen Saale zusammen, um die Favoritin zu erwarten. Nach einer halben Stunde erschien sie endlich. Sogleich trat jeder zurück, und einer drängte den andern, um ihr Platz zu machen und ihr den größten Respekt zu bezeugen. Als Graf Mercy ihr den jungen Grafen vorstellte, setzte er ihr auseinander, daß dieser vor Kurzem in den Dienst des Königs getreten sei und künftig in Frankreich wohnen werde. Sie richtete, wie eine Fürstin es gethan haben würde, einige unbedeutende Fragen an den Gra-

---

[1]) Note 5.

fen von der Mark, der kaum Zeit gefunden hatte zu antworten, als schon Andere sich vor ihn hindrängten, begierig, ihrerseits einige Aufmerksamkeiten von der Favoritin zu erhaschen und einen Augenblick ihre Blicke auf sich zu ziehen. So jung er war, so nahm der Graf doch Anstoß an einem Schauspiel, das allen Begriffen widersprach, die er sich von wahrer Würde gebildet hatte.

Nach dreimonatlichem Aufenthalte in Fontainebleau machte er eine Reise nach Brüssel. Dort, im Schoße einer verehrungswerthen Familie, umgeben von Eltern und Verwandten die er liebte, war er oft am Hofe des Prinzen Karl von Lothringen, dieses durch seine Güte und die Liebe, womit ihm die Niederländer anhingen, so bekannten Fürsten; und so lebte er in einer Atmosphäre, die von der des französischen Hofes sehr verschieden war. Sein aufstrebender Geist, sein Charakter, schon voll jener edlen Würde, durch die er sich sein ganzes Leben lang auszeichnete, fanden sich in diesem bedeutenden Kreise heimisch und wohl, und mit lebhaftem Bedauern verließ er ihn nach drei Monaten, um nach Frankreich zurückzukehren.

Doch erwarteten ihn hier angenehme Verbindungen und Freunde, die ihm, soviel nur immer möglich war, seine Familie ersetzen konnten: der schon genannte Prinz von Poix, der Vicomte von Noailles, der Vicomte von Segur, und die beiden Söhne der Gräfin von Gramont. Frau von Gramont, eine Jugendfreundin der Herzogin von Arenberg, gefiel sich darin, den jungen Grafen wie ihren eigenen Sohn zu behandeln. Von da an schreibt sich seine innige Verbindung mit den Noailles und Segur her.

Unaufhörlich zog ihn der Graf von Noailles nach Versailles, ließ ihn mit dem Könige jagen, und öfter zu den Abendessen einladen, die auf die Jagden folgten, und die man die

Abendessen in den Kabinetten (les soupers dans les cabinets) nannte. Frau du Barry war dabei immer zugegen; andere Damen fanden sich auch ein, wie die Marschallin von Mirepoix, die Gräfinnen von Rosen und von Harville. Daneben sah man etliche dreißig Hofleute, aus denjenigen, die Hofämter bekleideten, ausgewählt, und etwa zwanzig Personen aus der Zahl derer, die bei Hofe erschienen und an den Jagden Theil nahmen. Der Prinz von Poix, ältester Sohn des Grafen von Noailles, war von rechtswegen mit dabei, denn er war schon damals Gouverneur von Versailles, Trianon, Marly u. s. w., während sein Vater, der den Dienst dieser Posten versah, die Anwartschaft darauf hatte. Diese seltsame Art, dem Sohne eine Stelle zu geben, deren Dienst und Anwartschaft man dem Vater vorbehielt, war damals unter den Hofämtern nicht ohne Beispiel.

Bei diesen Soupers spielte der König regelmäßig Piquet mit Frau du Barry, gegen die Marschallin von Mirepoix und den Prinzen von Soubise; zuweilen auch gegen den Marquis von Chauvelin, der zu den Günstlingen des Königs gehörte. Eben um jene Zeit geschah es, daß er, während er mit dem Könige spielte, vom Schlage getroffen, todt niederfiel. Man trug ihn sogleich hinweg nach der Gallerie; kaum ließ der König einige Theilnahme an diesem Ereignisse blicken.

Während der König spielte, bildeten sich andere Partien in den Gemächern. Man hörte früher als der König auf, um sich ihm zu nahen. Ludwig XV. war ausgezeichnet höflich, besonders gegen Frauen, und hatte, obgleich um jene Zeit schon mehr als sechszig Jahre alt, doch noch schöne Gesichtszüge und ein angenehmes Lächeln.

Im Winter fanden oft die sogenannten kleinen Reisen nach Marly statt. Abends ging dabei Alles eben so wie in den

Kabinetten zu. Man speiste nicht an des Königs Tafel, wurde aber vortrefflich bedient. Jeden Tag war Jagd; die nicht daran Theil nahmen, brachten ihren Tag mit dem Spiele zu. Uebrigens war jeden Tag Empfang beim Könige zum Aufstehen und Schlafengehen, wobei diejenigen, die mit zur Reise gehörten, nie fehlen durften.

Für den Grafen von der Mark waren diese Reisen eine Zeit der langen Weile. Ihn rührte diese Ehre wenig, auf die man damals so viel Gewicht legte, und er vermißte Paris, wo tausend Unterhaltungen ihn bei weitem mehr anlockten. Auch geschah es wohl, daß er im Augenblicke, wo der König auf die Jagd ging, in den Wagen stieg, um auf einige Stunden nach Paris zu fahren. Er sorgte dann dafür, zum Abendessen wieder zurück zu sein; merkte aber der Graf von Noailles solche Abstecher, so wurde er arg hergenommen.

Während man so am Hofe des Königs lebte, herrschte an dem des Dauphins und der Dauphine eine ganz andere Ordnung. Jener, dessen Sitten strenge waren, hatte zwar ein weniger angenehmes Aeußere und einen etwas barschen Ton, die Dauphine aber entzückte Alle die sich ihr nahten, durch elegantes, edles Benehmen, und besonders durch ihre große Herzensgüte.

Monsieur, Graf von Provence, und Madame hielten ihr eigenes Haus. Jener suchte früh in den Personen, mit denen er sich umgab, Geist und Belehrung. Er hatte Geschmack für Studien und Lektüre, und bei seinem guten Gedächtnisse that er gerne damit groß, erzählte Anekdoten und führte Schriftsteller an. Uebrigens zog sein unfreundliches Wesen wenig an, und seine Pedanterie ermüdete die Dauphine. Madame lebte viel in ihrem Innern, und sogar mit ihren Kammerfrauen, obgleich es ihr keineswegs an Geist fehlte.

Der Graf von Artois, mit angenehmer Gesichtsbildung

und Gestalt und einnehmendem Wesen, war zu allen Leibesübungen gewandt, und zeigte darin Anmuth und Leichtigkeit. Er suchte zu gefallen und liebte die Gesellschaft der Dauphine sehr, die ihrerseits eine wahre Freundschaft für ihn fühlte. Die Gräfin von Artois, häßlich, linkisch und langweilig wie sie war, misfiel Allen, und stand in Geschmack und Neigungen noch hinter der Gräfin von Provence zurück. Keine dieser beiden Prinzessinnen konnte jemals für die Dauphine, weder als Freundin noch als Gesellschafterin, einigen Werth haben.

In diesen verschiedenen Kreisen lebte der Graf von der Mark, wenn seine Pflicht ihn nicht bei seinem Regimente zurückhielt; bei diesem aber verweilte er öfter, als damals die meisten Obristen. Er hatte die Kriegskunst in allen ihren Theilen studirt, und brachte seine Kenntnisse bei seinem Regimente in Anwendung, das daher auch in der französischen Armée als eines der ausgezeichnetsten angeführt wurde.

Es liegt nicht in unserem Plane, hier von den Ereignissen in Frankreich und den andern europäischen Staaten, nach dem Tode Ludwigs XV. und während der ersten Regierungsjahre Ludwigs XVI. zu sprechen. Einiges müssen wir aber doch über den Krieg zwischen Frankreich und England, bei Gelegenheit der Unabhängigkeitserklärung der nordamerikanischen Freistaaten, anführen. Bekanntlich dehnte sich dieser Krieg über den ganzen Erdball aus, und verschaffte der französischen Marine Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und die Erinnerung an die Niederlagen während des siebenjährigen Krieges zu verwischen. Das Regiment von der Mark wurde nach Ostindien geschickt; sein Colonel fand sich dadurch, unter den Befehlen des Generallieutenants Grafen von Bussy, mit dem Geschwader vereinigt, das Suffren so glänzend anführte. Obgleich dieser indische Feldzug zu keinem wichtigen Resultat führte, so war

der Graf doch glücklich genug, sich in der kleinen Armee, zu der er gehörte, auszuzeichnen. Bei der Schlacht von Gondelour wurde er durch einen Schuß in die Brust, an dessen Folgen er lange litt, schwer verwundet. Nach dem Friedensschlusse kehrte er mit seinem Regimente nach Frankreich zurück, und hatte bald nachher ein Duell, das damals in Paris einiges Aufsehen erregte, und für ihn nachtheilige Folgen zurückließ.

Im Jahr 1777 hatte er nämlich in sein Regiment, als Hauptmann à la suite, einen jungen schwedischen Offizier Namens Peyron aufgenommen, der ihm durch den damaligen schwedischen Gesandten in Paris, Grafen von Creuz, sehr empfohlen worden war, und dem, wie man sagte, König Gustav III. sehr wohlwollte. Nach einigen Mißhelligkeiten, wobei alles Unrecht auf Peyron's Seite war, beging dieser den viel größern Fehler, das Regiment von der Mark gerade in dem Augenblicke, wo es sich nach Indien einschiffte, verlassen zu wollen. Graf von der Mark ließ ihn gehen, richtete indessen einige ziemlich lebhafte Worte an ihn, die von andern schwedischen Offizieren, welche ebenfalls in seinem Regimente dienten, gehört wurden. Der Ruf des jungen Peyron litt durch die falsche Stellung, in die er sich hiedurch versetzt hatte, und zwar so sehr, daß er den Entschluß faßte, den Grafen von der Mark, nach dessen Rückkehr aus Indien, zum Zweikampfe zu fordern.

Wirklich that er dieses auf einem großen Maskenballe, den der Hof dem Könige Gustav III. zu Ehren gab, als dieser auf seiner Rückreise aus Italien in Paris verweilte. Graf von der Mark hätte sich strenge an die Regeln der Disciplin halten, und einen Zweikampf mit einem Offiziere seines Regimentes wegen einer Thatsache, die sich auf den Dienst bezog, ablehnen können. Er nahm indessen keinen Anstand, seinem Gegner Rede zu stehen.

Man kam überein, sich am nächsten Morgen im Walde von Boulogne zu treffen. Den Grafen von der Mark begleitete sein Freund, Vicomte von Noailles; Peyron erschien mit dem Grafen von Schwerin, einem schwedischen, Tags zuvor von Stockholm als Kurier angekommenen Offizier.

Nachdem man einige Minuten gefochten, fiel Peyron todt nieder; ein Degenstich war ihm in's Auge gefahren. Im Augenblicke, wo Graf von der Mark auf seinen Gegner zuging, bemerkte er, daß er selbst auch verwundet war. Blut füllte seinen Mund und strömte ihm aus der Nase. Ein Stich war ihm unter den Arm beinahe in die Achselhöhle gedrungen, hatte die Lungenflügel durchbohrt und im Rücken eine kleine Spur gelassen. Beide Stiche mußten fast in derselben Sekunde geführt worden sein.

Als der Vicomte seinen Freund Blut ausbrechen sah, erschrak er heftig, glaubte, er würde auch auf dem Platze bleiben, und wollte ihm wenigstens noch die Gewißheit geben, daß sein Gegner geblieben war. Er rief ihm daher aus allen Kräften zu: „Freund! Freund! Ich verstehe mich darauf; er ist todt, er ist wirklich todt!"

Graf von der Mark verlor indessen nicht einen Augenblick den Kopf. Er stieg mit Noailles in sein Kabriolet und ließ sich nach Hause führen. Um dem Blute freien Lauf zu lassen, mußte er den Kopf zum Kabriolet hinaus hängen lassen. Zu Hause hatte er noch Kraft genug, nach seinem Zimmer im zweiten Stocke hinaufzusteigen. Während Noailles den berühmten Defouarre, der seit vierzig Jahren erster Wundarzt der französischen Garde war, herbeiholte, ließ der Graf sich den Arm verbinden, und nöthigte einen seiner Leute, der sich dessen Anfangs weigerte, ihm eine Ader zu öffnen. Eine halbe Stunde nachher kam Defouarre, öffnete auch am andern Arme eine

Ader, und nun wiederholte man den Aderlaß von Stunde zu Stunde. Der Verwundete hatte bald Anwandlungen von Ohnmacht, und wollte seinen letzten Willen aufsetzen lassen; der Arzt aber sagte zu ihm: „Sie sind in der größten Gefahr, können indessen noch gerettet werden; nur ist die erste Bedingung, daß Sie sich mit nichts beschäftigen, und die größte Ruhe beobachten.“ — Der Verwundete folgte dem Rathe und entging so dem Tode. Seine Genesung aber ging langsam vor sich; mehr als vier Monate währte es, ehe er sich als geheilt ansehen durfte, vollständig geheilt wurde er aber im Grunde nie, denn die Folgen dieser Wunde, so wie derjenigen, die er bei Gondelour erhalten, ließen sich während seines ganzen Lebens von Zeit zu Zeit fühlen, und er hatte davon mehrere schwere Brustkrankheiten, deren eine ihn zu fast zweijährigem Schweigen verurtheilte.

Peyron hatte einen Wundarzt in einem Wirthshause an der Porte Maillot zurückgelassen. Als dieser nach dem Zweikampfe herbeieilte, fand er ihn todt. Während er den Körper untersuchte, kam die Marechaussée, nahm die Leiche in Beschlag und verhaftete den Grafen von Schwerin, der, als Fremder, nicht wußte, wie er sich aus dieser Verlegenheit ziehen sollte. Man führte ihn nach Paris, wo man die Sache sogleich instruirte. Das Parlament verfuhr in solchen Fällen immer sehr strenge, und so fand sich Graf von der Mark einer schweren Untersuchung blosgestellt. Der Vicomte von Noailles eilte daher nach Versailles, dem Grafen von Artois Alles zu erzählen, und dieser befahl, Herrn von der Mark sogleich nach seiner eigenen Wohnung im Tempel zu bringen. Damals war der Tempel noch eine Freistätte, über welche das Parlament keine gerichtliche Gewalt hatte. Der Wundarzt widersetzte sich indessen der Ausführung dieses Befehls, und erklärte, der Verwundete würde

sterben, wenn er nur sein Bette wechselte. Als darauf Noailles die Königin hievon in Kenntniß setzte, sprach diese mit dem Könige, auf dessen Befehl der mit der Polizei beauftragte Minister, Baron von Breteuil, die nöthigen Maßregeln ergriff, um den Grafen von der Mark in Sicherheit zu bringen. Zugleich ließ derselbe von dem Polizei-Wundarzte den Leichnam besichtigen, und zu Protokoll erklären, Peyron sei vom Schlage getroffen worden. Mit dieser Erklärung hörten alle ferneren Schritte des Parlaments auf.

Zu jener Zeit, wo keine großen Ereignisse die Geister in Paris und bei Hofe beschäftigten, wurde Alles, was nur eben aus dem gewöhnlichen Laufe der Dinge heraustrat, der Gegenstand aller Gespräche und eine willkommene Nahrung für die öffentliche Neugierde. Dieses Duell erregte daher großes Aufsehen, und Hof und Stadt gaben dem Grafen von der Mark zahlreiche Beweise der Theilnahme, in denen es sich aussprach, wie allgemein man seine edlen Eigenschaften schätzte. Als er wieder bei Hofe erschien, sagte ihm der König kein Wort über sein Duell, weil dieses eine Uebertretung der Gesetze war, die Königin aber und die Prinzen drückten ihm theilnehmend die Besorgnisse aus, die sie seinetwegen empfunden hatten.

Nach seiner Rückkehr aus Indien war der Graf mit Auszeichnung von den Offizieren seines Ranges behandelt worden. Er war damals Brigadier. Wir haben schon gesagt, daß sein Regiment als Muster angeführt wurde; in der ganzen Armee stand keines mehr in Ansehen. Bald wurde er Marechal-de-Camp und Generalinspektor der Infanterie. Später ernannte man ihn zum Mitgliede der Kommission, die zum Entwurfe einer Ordonnanz über die Manöver dieser Waffengattung eingesetzt worden war. Präsident dieser Kommission war der Herzog von Guines; Graf von der Mark, ihr Vice-Präsident, hatte

großen Einfluß auf die Abfassung der Ordonnanz, von welcher man annehmen muß, daß sie gut war, da sie großentheils sogar noch nach den Kriegen der Revolution und des Kaiserthums beibehalten worden ist. Daneben besichtigte der Graf etliche zwanzig Regimenter, und ungeachtet seiner Strenge war man in der Armee und beim Kriegsministerium sehr mit ihm zufrieden.

Außerhalb der Militärgeschäfte, die ihn bis zum Jahre 1789 immer ernstlich in Anspruch nahmen, führte er ein angenehmes Leben in Paris oder Versailles, später auch, nach seiner Heirath mit Fräulein von Cernay [1]), auf seinem Gute zu Raismes, bei Valenciennes. Bei Hofe wurde er immer sehr gut von dem Könige und der Königin empfangen.

Aus den von ihm hinterlassenen Fragmenten, denen wir alles Vorstehende großentheils entnommen haben, heben wir hier eins vollständig aus, das sich besonders auf die unglückliche Königin bezieht, die, wie sich der Graf ausdrückt, „von der Verleumdung mit seltener Erbitterung verfolgt wurde, und wegen ihrer ausgezeichneten Eigenschaften ein ganz anderes Loos verdiente."

„Ich will versuchen, einige Erinnerungen zusammenzustellen, die mir von den verschiedenen Umständen, in denen ich persönlich Gelegenheit hatte, die Königin kennen und beurtheilen zu lernen, geblieben sind."

„Vor Allem besaß sie eine große Herzensgüte, und wünschte immer, die Personen, die sich an sie wendeten, zu verbinden. Auch hat man diesen Zug ihres Herzens sehr oft mißbraucht."

---

[1]) Man sehe Note 6.

„Marie Antoinette hatte keinen sehr ausgedehnten Geist, ergriff aber und verstand schnell die Gegenstände, über die man mit ihr sprach. Die Heiterkeit ihres Charakters gab ihr einen gewissen Hang zum Scherze, der zuweilen bis zum Spötteln ging. Bei einer so hoch gestellten Person war dieses ein Fehler, denn ihre Umgebung, die diese Schwäche kannte, suchte die Königin auf Kosten Anderer zu unterhalten, und da damals in Frankreich in der guten Gesellschaft ein leichter Ton mit viel Anmuth und Feinheit herrschte, so verfehlte man nie, sie angenehm zu zerstreuen, und ihr zu gefallen, wenn man ihrem Geschmack an Spötteleien schmeichelte. Es ist das Unglück der Fürsten, daß sie, sobald man einen Fehler an ihnen erkannt hat, gerade in diesem Fehler am emsigsten bedient werden."

„Der Königin Herz empfand das Bedürfniß der Freundschaft; ihre erste Verbindung dieser Art war die mit der Prinzessin von Lamballe. Den Ursprung dieser Verbindung will ich hier erzählen: Als Marie Antoinette noch Dauphine war, gab ihr die Gräfin von Noailles, ihre Ehrendame, im Winter während des Karnevals jede Woche einen Ball. Die Gemächer der Gräfin in Versailles waren klein und beschränkt, und reichten eben nur hin für diejenigen, die durch ihre Aemter zum Hofe gehörten, und für eine geringe Zahl von Gästen, die man unter den ausgezeichnetsten Einwohnern von Paris auswählte."

„Der Dauphin, Monsieur, der Graf von Artois, die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüte, kamen auf diese Bälle. Unter Letzteren wurde, gleich auf den ersten Bällen, die Prinzessin von Lamballe von der Königin ausgezeichnet, und in kurzer Zeit mit Freundschaft und Vertrauen behandelt. Mit ihr unterhielt sich die Königin am häufigsten in besonderem Gespräche, und ihre Verbindung wurde bald sehr innig."

„Der Dauphin und Monsieur tanzten ohne Anmuth; der

Graf von Artois dagegen, elegant in Gestalt und Manieren, tanzte sehr gut. Darum gefiel er auch der Dauphine, die für jedes Gefällige sehr empfänglich war. Ueberhaupt waren ihr an Männern der Anstand, an Frauen die Gesichtsbildung nicht gleichgültig; sie lachte und scherzte über alles Häßliche und Ungeschickte. Dabei darf man nicht vergessen, daß sie damals noch sehr jung war. So lange diese Bälle währten, das heißt bis zum Tode Ludwigs XV., schien nur die Prinzessin von Lamballe die Freundschaft der Dauphine zu besitzen."

„Nach Ludwigs XV. Tode, in dem Winter von 1774 auf 1775, traten an die Stelle der Bälle der Gräfin von Noailles die Bälle bei der Königin, zu denen man damals alle Herren und Damen, die zum Hofe gehörten, einlud. Hier gab es große Quadrillen, in deren erster ich die Ehre hatte, der Tänzer der Königin zu sein. Diese Auszeichnung wurde mir, glaube ich, darum zu Theil, weil man täglich der Kaiserin Maria Theresia über Alles, was in Versailles vorfiel, berichtete, und einen Werth darauf wird gelegt haben, ihr zu zeigen, daß die Königin zuerst mit einer der Kaiserin bekannten Person, deren Familie Maria Theresia liebte, und die überdieß von ihr besonders empfohlen worden war, getanzt habe."

„Für ihre Quadrillen wählte die Königin immer unter den ausgezeichnetsten Personen des Hofes, und ich bemerkte bald, daß sie für die Gräfin von Dillon, die Nichte des Erzbischofs von Narbonne, eine gewisse Vorliebe hatte. Herr von Dillon hatte, als Erzbischof und als Mitglied der Stände von Languedoc, den Ruf, dem Könige ergeben zu sein. Frau von Roothe, die Mutter der Frau von Dillon, war intrigant und hatte wenig Angenehmes in ihrem Wesen. Kaum hatte die Königin sich gegen Frau von Dillon freundschaftlich bewiesen, und sie sich zu einer ihrer Pallastdamen ausersehen, so bemerkte sie, daß Frau von

Roothe diese Gunst benutzen wollte, um sich in Mancherlei zu mischen. Mehr brauchte es nicht, die Königin behutsam zu machen; und ohne der Frau von Dillon ihre Freundschaft zu entziehen, mäßigte sie sich in den Beweisen, die sie ihr davon gab, und zog sie nicht mehr so besonders an sich."

„Nach diesem, aus den hier angegebenen Gründen aufgegebenen Versuche, bemerkte die Königin die Gräfin Julius von Polignac. Nie hatte ein Gesicht mehr Reiz und Sanftmuth angekündigt als das ihrige; nie hatte eine Haltung mehr als die ihrige Bescheidenheit, Anstand und Anspruchslosigkeit ausgedrückt. Graf Julius von Polignac besaß nur ein sehr mäßiges Vermögen und lebte äußerst sparsam. Ich glaube, dieses war ein Beweggrund mehr für die Neigung der Königin zur Gräfin; sie sah darin eine Gelegenheit, einer Person, die sie sich zu lieben geneigt fühlte, nützlich zu sein. Die Freundschaft der Königin für die Gräfin von Polignac wurde bald öffentlich bekannt, und letztere verließ die Zurückgezogenheit, worin sie bis dahin wegen ihres geringen Vermögens gelebt hatte. Jeder kam ihr entgegen; man bewarb sich um ihre Gunst, und die Zahl ihrer Freundinnen und Bekannten mehrte sich beträchtlich. Zum Unglücke für sie, und noch mehr für die Königin, war Graf von Vaudreuil ihr vertrauter Freund. Mit angenehmen Gesichtszügen und Manieren verband dieser Mensch einen heftigen, gebieterischen Charakter, und die größte Gier nach Hofgunst und allen damit verbundenen Vortheilen. In Alles, das Kleine wie das Große, das Unbedeutende wie das Bedeutende, wollte er sich mischen, und seine Herrschaft über die Gräfin Polignac bot ihm viele Mittel an die Hand, seine Zwecke, die sich gewöhnlich nur auf persönlichen Vortheil bezogen, zu erreichen."

„Die zärtliche Freundschaft der Königin für die Gräfin war Schuld, daß sie das Joch des Grafen von Vaudreuil nicht ge-

nug abzuschütteln wußte. Dieser setzte die Gesellschaft der Gräfin nach seinem Belieben zusammen. Neben andern unbedeutenden Personen sah man dort immer den Baron von Besenval und den Grafen von Adhemar. Ich nenne diese Beiden, weil sie den meisten Einfluß ausübten."

„Baron von Besenval, ein geistvoller, aber sehr unsittlicher Mann, liebte die Intrigue um der Intrigue willen, wenn sie ihm auch nichts einbrachte. Sich hiervon zu überzeugen, braucht man nur seine Memoiren zu lesen. Er war ein Schweizer von Geburt, und, was bei dieser Nation selten ist, reich an eigenem Vermögen. Hierzu kamen die großen Gehälter, die er vom Könige bezog, und da er unverheirathet war, so erlaubte ihm sein Reichthum um so mehr Genüsse, als er ihn mit viel Ordnung und Einsicht verwaltete. Er geizte nicht nach hohen Stellen, und hätte nicht Minister sein mögen. Als Oberstlieutenant der Schweizergarde hatte er keinen andern Wunsch, als nach dem Tode des Grafen von Affry ihr Colonel zu werden. Bei aller Sorglosigkeit aber, Minister zu werden, wollte er sich doch damit abgeben, Minister zu machen, um hernach Einfluß auf sie auszuüben. Ueberall unterhielt es ihn, zu intriguiren. In seinen Memoiren sieht man, daß er es war, der die Königin dazu antrieb, sich der Wahl des Grafen von Puysegur zu widersetzen, den der König zum Kriegsminister nehmen wollte, und daß er den Marquis von Segur an dessen Stelle schob. Er wußte wohl, dieser würde ganz von ihm abhängen, und er auf diese Weise im Kriegsministerium alles, was er wollte, treiben können."

„Von allen, die die Gesellschaft der Polignac bildeten, war Graf Adhemar der geistvollste, und dabei eben so gewandt, seine Zwecke zu erreichen, als Baron Besenval. Während des siebenjährigen Krieges hatte er als subalterner Offizier gedient, und sich durch Tapferkeit und Schönheit ausgezeichnet. Nach diesem

Kriege hatte er sich Anfangs in seine Provinz zurückgezogen; dann aber erinnerte er sich, daß der Marquis von Segur, als General, ihm während des Krieges Wohlwollen bewiesen hatte, und kam nach Paris, dessen Protektion in Anspruch zu nehmen. Seine Absichten gingen damals nicht hoch. Der Marquis nahm ihn sehr gut auf; wichtiger aber war es für ihn, daß die, damals in der großen Welt sehr angesehene Marquise von Segur an ihm Antheil nahm. Mit Geist und einem schönen Gesichte verband er auch gesellschaftliche Talente; sang angenehm, spielte sehr gut Komödie und machte artige Verse. Mehr brauchte es nicht, um in der Gesellschaft sein Glück zu machen. Anstatt des Namens Montfalcon, den er bis dahin getragen, nahm er den bekannteren und berühmteren Namen Adhemar an, wodurch es ihm um so leichter wurde, seine Ansprüche durchzusetzen; auch gelang es ihm, Colonel des Infanterie-Regiments des Herzogs von Orleans zu werden."

„Alle diese Vortheile aber gaben ihm noch nicht Vermögen genug, sich in der großen Welt zu halten. Frau von Segur brachte es nun zu Stande, ihn mit einer reichen Wittwe, der Gräfin von Valbelle, einer der Pallastdamen der Königin, zu verheirathen. Sie war schon alt, und hatte sich sterblich in ihn verliebt; als Herr von Adhemar aber verheirathet war, kümmerte er sich nicht mehr um sie, und war nur darauf bedacht, sich ihr Vermögen und den Rang, den ihre Stelle als Pallastdame ihr verschaffte, zu Nutze zu machen. Er war nun gut versorgt, gehörte zu der höchsten Gesellschaft und machte auf Alles Ansprüche. Er wollte in die Diplomatie treten, und fing mit dem Posten eines Ministers des Königs in Brüssel an. Die Nähe von Paris bot ihm hier den Vortheil dar, sich, so oft es seinen Interessen entsprach, hinbegeben zu können. Kaum aber war Adhemar, dem es neben dem Talente zur Intrigue auch nicht

an Keckheit fehlte, Minister, so strebte er schon nach einer Botschafterstelle. Mit Vaudreuil vertraut geworden, hatte er dessen Charakter und unbegrenzte Eigenliebe kennen gelernt und wußte sie geschickt auszubeuten. Er gesellte sich nicht zu seinen Schmeichlern, lobte ihn aber zu rechter Zeit, so daß Vaudreuil, ohne es zu merken, sich von ihm bestimmen ließ."

„Diese drei Männer, Vaudreuil, Besenval und Adhemar, beherrschten die Gesellschaft Polignac. Keiner von ihnen besaß viel Urtheilskraft oder hatte ein hohes Ziel im Auge. Sie waren nur gewandt in Hofkabalen, wünschten Aemter für sich und die Ihrigen, und brachten die Talente, die zu diesen Aemtern erfordert wurden, gar nicht in Anschlag. Jene Gabe der Beobachtung, die in den gegenwärtigen Ereignissen die zukünftigen errathen läßt, fehlte ihnen ganz; sie opferten alles ihrem persönlichen Vortheil, und ließen sich Tag um Tag von dem Laufe der Dinge fortziehen, ohne jemals weiter zu blicken."

„So hat diese Gesellschaft Polignac nicht blos der unglücklichen Königin, sondern auch den wahren Interessen des Königs und folglich denen der Monarchie, sehr geschadet. Uebrigens erfordert die Wahrheit, hinzuzufügen, daß der Königin dabei nicht so viel zur Last fällt, als ihre Feinde haben behaupten wollen. Ihre Freundschaft täuschte sie allerdings über den Werth der Männer, die man ihr als die ausgezeichnetsten anempfahl; Klügere als sie hätten indessen ebenfalls von so schlauen und in einiger Hinsicht so ausgezeichneten Köpfen, wie Besenval und Adhemar, hintergangen werden können."

„Was die Ausgaben betrifft, zu denen die Gesellschaft Polignac die Königin soll verleitet haben, so hat man diese im Publikum außerordentlich übertrieben. Zwischen den pekuniären Vortheilen, welche die Günstlinge dieser Gesellschaft aus ihren Verbindungen mit dem Hofe gezogen, und den Reichthümern

der Günstlinge früherer Zeit läßt sich kein Vergleich anstellen. Eigentlich erhielten der Graf und die Gräfin Polignac nur so viel als eben nöthig war, um in Versailles ein Haus zu halten, das eine Zeitlang das Haus der Königin geworden war, und worin sich der König zuweilen zeigte. Auch hatten sie, als die Revolution sie stürzte, eher Schulden als Reichthümer. Aber ihre Freunde und Verwandte mußten Hofstellen und Gesandtschaften haben. Diese Stellen hätten indessen immerhin, wenn nicht durch sie, doch durch Andere besetzt werden müssen; hierin lag also keine Verschwendung. Das Uebel, und ein großes, ich gestehe es, lag darin, daß sie denen nicht gegeben wurden, die sie verdienten, und die sie gut ausgefüllt haben würden. So fehlte es z. B. dem Vater des Grafen Julius von Polignac durchaus an Geist und seinem Betragen an Würde, was indessen nicht hinderte, daß man ihm die Gesandtschaft in der Schweiz gab, weil sie viel einbrachte und ihn vom Hofe entfernte, wo seine Gegenwart seinen Kindern unbequem war. Die Gräfin Diana von Polignac, Schwester des Grafen Julius und Stiftsdame, wurde Ehrendame der Madame Elisabeth, obgleich ihre Aufführung eben nicht lobenswerth war. Den schlimmsten Eindruck machte es, daß diese Gesellschaft nur Achtung und Rücksichten für diejenigen hatte, die zu ihr gehörten."

„Nachdem Baron Besenval die Königin so zu sagen genöthigt hatte, den Marquis von Segur zum Minister zu machen, fühlte er wohl, daß es ihm, nach diesem Mißbrauche seines Kredits, später schwer sein würde, sie noch für seine Absichten zu gewinnen. Er änderte daher seine Taktik, näherte sich dem Grafen von Artois und bemächtigte sich seiner in kurzer Zeit. Dieser Prinz, dessen Charakter im Ganzen ziemlich schwach ist, besitzt aber doch in hohem Grade eine unerschütterliche Standhaftigkeit und Treue in der Freundschaft. Baron Besenval, damals

fünfzig Jahre alt, hatte für dieses Alter noch eine ziemlich schöne Figur; dazu eine eiserne Gesundheit, die ihm erlaubte, alle Vergnügungen eines Alters von fünf und zwanzig Jahren mitzumachen. In Gesellschaft war er sehr heiter; lebhafte, geistreiche Worte, eine gewisse Keckheit der Rede, die Kunst, sich, wenn es sein mußte, nach jedem Geschmack zu richten, alles das vereinigt mußte ihm bald den ersten Platz im vertrauten Kreise des Grafen von Artois sichern. Prinzen bedürfen fast immer einer Unterhaltung; hierin unterschied sich der Graf von Artois nicht von den andern, und in dieser Hinsicht fand er in Besenval, was er wünschte. Ueberdies glaubte der Prinz in ihm einen ausgezeichneten, erfahrungsreichen, in öffentlichen Angtlegenheiten, so wie in Welt- und Hofgeschäften gewandten Mann gefunden zu haben. Er suchte daher seinen Rath und befolgte ihn gerne. Auf diese Weise verfügte Besenval, der zum Colonel der Schweizergarde bestimmt war, durch den Prinzen, ihren Obercolonel, über Alles, was sich auf die Schweizerregimenter bezog. Aber schon zu lange habe ich mich bei diesem Manne aufgehalten. Die ihn noch näher kennen lernen wollen, verweise ich auf seine Memoiren, in denen er sich ziemlich treu geschildert hat. Was er dort von sich selbst sagt, reicht, scheint mir, hin, das Unsittliche und Ränkevolle, das den Grundzug seines Charakters bildete, würdigen zu lernen."

„Kehren wir nun zur Königin zurück, die ihre Umgebung weit überragte. Damit man diese Umgebung noch besser kennen lerne, muß ich in eine frühere Zeit als diejenige, von der ich hier gesprochen, zurückgehen."

„Als die Heirath des Dauphin mit der Erzherzogin Marie Antoinette beschlossen war, bat die Kaiserin den Herzog von Choiseul, ihr einen Geistlichen zu schicken, der die junge Erzherzogin in der französischen Sprache und Literatur zu unterrichten

fähig wäre. Wegen dieser Wahl berieth sich der Herzog mit dem damaligen Erzbischofe von Toulouse, Herrn von Brienne, der ihm den Bibliothekar des Kollegiums der Vier-Nationen, Abbé von Vermont, vorschlug. Dieser reiste sogleich nach Wien ab. Man denke sich einen Priester, dessen ganze Zukunft sich auf das bescheidene Fach eines Bibliothekars zu beschränken geschienen, plötzlich an den Wiener Hof versetzt, mit Auszeichnung aufgenommen und von jener zuvorkommenden, verführerischen Anmuth umschmeichelt, welche die Kaiserin nach den Umständen so gut zu entfalten wußte."

„Abbé Vermont hatte nur mittelmäßige Geisteskräfte, aber als biederer Mann ein dankbares Herz. Er war daher sehr günstig gegen Oesterreich gestimmt, als er mit der Erzherzogin nach Frankreich zurückkam, und blieb dem Erzbischofe von Toulouse, dem Urheber seines Glücks, für immer aufrichtig zugethan und treu ergeben. Die Kaiserin hatte ihn ganz besonders dem Grafen von Mercy, ihrem Botschafter beim französischen Hofe, anempfohlen und diesem bedeutet, ihn um so mehr zu berücksichtigen, als er sich das Vertrauen der Dauphine erworben hatte. So wurde Abbé Vermont für den Wiener Hof eine Art von politischer Person, die dessen Absichten dienen sollte."

„Meine besondern Verbindungen mit dem Grafen von Mercy, bei dem ich oft und in freundschaftlichster Weise speiste, verschafften mir Gelegenheit, mich dort mit dem Abbé zusammenzufinden, der an den Tagen hinkam, wo nur die Personen der Gesandtschaft bei Tische waren. So erfuhr ich, wie nützlich dieser Geistliche dem Grafen, wenn dieser nicht selbst zur Dauphine gehen wollte, als Vermittler bei ihr war. Diesen indirekten Verkehr behielt der Graf immer bei und seine Bedeutung nahm zu, als die Dauphine Königin ward. Marie Antoinette hatte sich so daran gewöhnt, sich des Abbé zu bedienen, und ein solches Ver-

trauen zu ihm gefaßt, daß er die meisten ihrer Briefe aufsetzte, die sie dann blos abschrieb. Er hing, man möchte sagen, mit Leidenschaft an der Königin, und obgleich sehr geschwätzig (solche Leute sind gewöhnlich gut und bei ihm war das der Fall) und immer geneigt, von seinen Beziehungen zur Königin zu sprechen, so entwischte ihm doch nie eine unüberlegte Aeußerung, die seiner Herrin hätte schaden können. Uebrigens hielt ihn diese für einen sehr gewöhnlichen Kopf und rechnete mehr auf seine Ergebenheit als auf seine Einsichten. Aufmerksam hörte sie ihm nur zu, wenn er ihr eine Botschaft von dem Grafen Mercy überbrachte, und selbst auch dann nahm sie von dieser Botschaft eben nur soviel an, als ihr angemessen schien, und erlaubte dem Abbé nie zudringlich zu sein, oder auf denselben Gegenstand zurückzukommen."

„Bescheiden in seinen Wünschen und sehr zufrieden mit den Einkünften einer Abtei, die man ihm zugewiesen, begehrte der Abbé nie etwas für sich selbst und sehr selten etwas für seine Angehörigen. Nie strebte er nach dem Bischofstitel, selbst nicht nach dem in partibus infidelium. Diese Anspruchslosigkeit trug sehr dazu bei, ihn im Vertrauen der Königin, die oft mit den unbescheidensten Forderungen gequält wurde, zu befestigen. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines ihrer Worte, das mich lebhaft traf. Unter den Personen ihres vertrauteren Kreises waren viele fremde, wie die Grafen von Esterhazy, von Fersen, der Freiherr von Hedingk u. s. w. Augenscheinlich war sie mit diesen am liebsten zusammen. Einst erlaubte ich mir gegen sie die Bemerkung, diese zu auffallende Bevorzugung der Fremden könnte ihr bei den Franzosen schaden. „„Sie haben Recht, antwortete sie traurig, aber die Fremden begehren nichts von mir.""

„In der Welt, die so oft schlecht unterrichtet ist, hat man die Königin einer blinden Anhänglichkeit an die österreichischen

Interessen, die sie den französischen vorgezogen haben soll, beschuldigt. Diese Beschuldigung war sehr ungerecht. Ich befand mich in dem Falle, hierüber die Wahrheit kennen zu lernen, und will einige Beispiele anführen:

„Nach dem Tode des Kurfürsten von Baiern, im Jahre 1778, ließ Kaiser Joseph II. Truppen in Baiern einrücken, um sich der Theile des Kurfürstenthums zu bemächtigen, auf die er Ansprüche zu erheben hatte. Sich dieser Vergrößerung Oesterreichs zu widersetzen, setzte der König von Preußen ohne Säumen zwei Armeen in Bewegung, mit denen er Böhmen bedrohte, und erließ Manifeste, worin er die österreichischen Ansprüche zum mindesten als sehr zweifelhaft schilderte. Durch diesen Widerspruch beunruhigt, forderte der Kaiser Frankreich auf, ihm die 24,000 Mann Hülfstruppen, die im Vertrage von 1756 für den Fall eines Angriffs auf seine Besitzungen stipulirt worden waren, zu stellen. Er schilderte den König von Preußen als den angreifenden Theil, der Böhmen bedrohe, während dieser dem Kaiser, in Beziehung auf Baiern, denselben Vorwurf machte. Graf Mercy wurde beauftragt, beim französischen Hofe auf diese Hülfe von 24,000 Mann, oder auf ein Equivalent in Geld, zu dringen. Zugleich schrieb der Kaiser seiner Schwester, der Königin, sie möchte sich hiefür beim Könige angelegentlich verwenden. Ehe sie nun mit dem Könige sprach, ließ sie den Grafen von Maurepas zu sich rufen, und stellte ihm vor, welchen Antheil sie am Begehren ihres Bruders nehme, und wie sehr sie wünsche, daß er den König günstig dafür stimme."

„Gerade damals war die Königin, nach mehrjährigem Warten, zum ersten Male guter Hoffnung. Maurepas benutzte geschickt diesen Umstand, setzte ihr die Gründe auseinander, die gegen Frankreichs Theilnahme an einem Kriege stritten, der weder seinen Interessen, noch vielleicht den Forderungen der Ge-

rechtigkeit entsprach, und fügte hinzu: die Interessen Frankreichs müßten, wo möglich, der Königin theurer als je in den gegenwärtigen glücklichen Umständen sein, die dem Throne einen Erben verhießen."

„Sogleich versetzte die Königin, er lasse ihren Gefühlen für Frankreich Gerechtigkeit widerfahren; nach dieser Unterredung werde sie sich nicht mehr in diese Sache mischen und mit dem Könige nicht davon sprechen. Sie hielt Wort, und des Grafen Mercy dringende Schritte blieben fruchtlos. Ich weiß nicht, was die Königin ihrem Bruder antwortete, erinnere mich aber wohl, daß der Kaiser, als ich mich im Januar 1779 in Wien befand, zu mir sagte, er sei mit seiner Schwester, der Königin, nicht zufrieden, und mit dem französischen Hofe sehr unzufrieden. Das politische Benehmen des Königs in diesem Falle, bemerkte er, ist weit entfernt von demjenigen, worauf ich von Seiten eines verbündeten, und sich befreundet nennenden Hofes hätte rechnen sollen. Er ermächtigte mich sogar, diese seine eigenen Worte nach meiner Rückkehr in Versailles zu wiederholen."

„Man weiß, daß Frankreich und Rußland in dieser baierischen Erbfolgefrage in Teschen als Vermittler auftraten, und den Kaiser dazu vermochten, fast alle seine Ansprüche auf Baiern aufzugeben und den Frieden zu unterzeichnen."

„Später, als im Jahre 1784 der Kaiser die mit Holland bestehenden Verträge verletzen, die Oeffnung der Schelde erzwingen, und den Besitz von Maestricht fodern wollte, wandte er sich wieder an die Königin und bat sie, den König dazu zu bereden, sich seinen Absichten nicht zu widersetzen. Auch diesmal lehnte sie jede Einmischung ab, und bat zuletzt nur, man

möchte ihrem Bruder helfen, sich so glimpflich als möglich aus der Verlegenheit zu ziehen, in die er sich so unbesonnen gestürzt hatte."

„Ich befand mich wieder in Wien, als der Kaiser erfuhr, die Holländer hätten auf dasjenige seiner Schiffe, dem er befohlen hatte, die Fahrt durch die Schelde zu erzwingen, schießen lassen. Sogleich versammelte er Truppen, um seine Ansprüche durch Waffengewalt zu unterstützen. An demselben Tage ließ er mich rufen, und ich hatte ein langes Gespräch mit ihm. Ich bemerkte bald, daß er sich wegen Frankreichs Gesinnungen beunruhigte, und darauf gefaßt war, nicht nur nicht von ihm unterstützt zu werden, sondern das Kabinet von Versailles sogar seinen Absichten entgegen zu finden. Er sagte mir, er habe seiner Schwester geschrieben, und sie gebeten, sein vergangenes Benehmen beim Könige in Anschlag zu bringen. So lange Frankreich, sagte er, in den amerikanischen Krieg verwickelt war, habe ich mit meinen gerechten Ansprüchen gegen Holland zurückgehalten, obgleich es damals Frankreich schwer gewesen wäre, sich ihnen zu widersetzen; man muß mir also in Versailles für mein Vertrauen, und die Mäßigung, die ich damals bewiesen, Rechnung tragen."

„Er verbarg mir die üble Stimmung nicht, in die ihn die Antworten, die er schon auf sehr dringende Vorstellungen von seiner Schwester erhalten hatte, versetzten. Ich versuchte, ihm begreiflich zu machen, wie sehr schwierig die Stellung der Königin in solchem Falle sei, konnte aber seine Verstimmung nicht beschwichtigen. Der Ausgang hat bewiesen, daß die Königin allen Bemühungen ihres Bruders widerstanden hatte; denn wenige Monate nachher machte der Vertrag von Fontainebleau diesem Kriege gegen Holland ein unrühmliches Ende. Frank-

reichs Theilnahme beschränkte sich darauf, für den Kaiser einige Millionen Gulden und die sehr wenig bedeutende Abtretung zweier oder dreier elender, abgetragener, fast aufgegebener Forts an den Ufern der Schelde von den Holländern zu erlangen, und Holland schätzte sich glücklich, so wohlfeilen Kaufs davon zu kommen. Alles was man damals im Publikum über die Millionen ausstreute, die die Königin dem Kaiser aus dem französischen Schatze hätte geben lassen, um ihn zur Verzichtleistung auf seine Ansprüche zu bewegen, war durchaus falsch; was übrigens auch einige Jahre später hinlänglich durch die Finanzrechnungen des Königreichs bewiesen worden, die der konstituirenden Versammlung vorgelegt, und von dieser aufs schärfste und mißwollendste, besonders in Beziehung auf diese Angelegenheit, geprüft wurden."

„Soviel hatte ich über den Antheil zu sagen, den man der Königin an der äußeren Politik Frankreichs zugeschrieben; ich habe nur bestimmte, erhärtete Thatsachen angeführt, die der Geschichte als unwiderleglich gelten müssen."

„Ich kann ebenfalls, und ohne Anstand, verneinen, daß die Königin einen so großen Einfluß auf die Wahl der Minister des Königs ausgeübt hätte, den oben erwähnten Fall der Ernennung des Marquis von Segur ausgenommen. Ich füge sogar hinzu, daß die Königin, weit entfernt, Hang und Geschmack für Einmischung in Staatsgeschäfte gehabt zu haben, vielmehr einen Widerwillen dagegen fühlte, der vielleicht seinen Grund in einer gewissen, bei Frauen nicht ungewöhnlichen Leichtigkeit des Sinnes hatte. Ich erkläre daher Alles für falsch, was man hierüber, so wie über die Rolle, die Abbé Vermont in den Beziehungen Frankreichs zu Oesterreich gespielt haben soll, ausgestreut hat. Wahr ist daran nur, was ich oben erzählte, und sich im Grunde nur auf weniger bedeutende Sachen bezog. Auch

hier will ich Thatsachen zum Beweise anführen, und mit einer beginnen, die mir eben einfällt, obgleich sie sich später ereignete, als diejenigen, die ich hernach erzählen werde."

„Als Necker aus seinem ersten Ministerium entlassen worden war, befand ich mich in Brüssel zu derselben Zeit wie Joseph II., den ich fast täglich sah, und der sich gerne mit mir von Frankreich und der Königin unterhielt. Von ihm erfuhr ich Necker's Entlassung, die ihm eben ein Brief seiner Schwester angezeigt hatte. Er sprach lobend von diesem Minister und den Talenten, die er bei ihm voraussetzte, tadelte den König ziemlich scharf wegen der Entlassung eines solchen Mannes und fügte hinzu: Auch die Königin ist sehr ungehalten darüber; sie schreibt mir, sie habe nicht den geringsten Antheil an dieser Aenderung des Ministeriums."

„Gehen wir nun zu andern Thatsachen über. Nach dem Tode Ludwigs XV. wünschte der Wiener Hof sehr den Eintritt des Herzogs von Choiseul in das Ministerium des neuen Königs. Er hatte sich immer als den eifrigsten Vertheidiger des Vertrags von 1756, mit andern Worten, der engen Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich, bewiesen. Man gab also in dieser Hinsicht dem Grafen Mercy die gemessensten Befehle, und dieser mußte in Abbé Vermont einen dem Herzoge ergebenen Mann finden, da der Abbé es diesem, wie wir oben gesehen, zum Theil verdankte, nach Wien geschickt worden zu sein."

„Ihrerseits war die damals am neuen Hofe so zahlreiche Parthei Choiseul sehr thätig, und versäumte nichts, die Königin für die Ernennung des Herzogs zu gewinnen. Man ging gar so weit, ihr zu sagen, ihm verdanke sie ihre Heirath; als ob die Erzherzogin nicht damals die beste Partie für den Dauphin gewesen wäre, und man eine bessere Wahl hätte treffen können.

Choiseul aber und sein Anhang waren in der Wahl ihrer Mittel nicht sehr gewissenhaft, und suchten aus Allem Vortheil zu ziehen."

„Nach dem Tode seines Großvaters zog Ludwig XVI. seine Tanten wegen der Wahl seines ersten Ministers zu Rathe, und nahm auf deren Zureden Herrn von Maurepas, nachdem er zwischen diesem und Herrn von Machault eine Zeitlang geschwankt hatte. Die junge Königin freute sich aufrichtig über die Rücksicht, die der König bei diesem Anlasse gegen seine Tanten an den Tag gelegt hatte. Später aber, da sie immer von Solchen umgeben war, die den Herzog von Choiseul zu einem Ministerium befördert zu sehen wünschten, theilte auch sie diesen Wunsch. Ohne Zweifel sprach sie nun mit dem Könige davon, fand aber gleich bei ihm eine große Abneigung gegen den Herzog, die sich aus derjenigen erklärt, welche der Großdauphin, sein Vater, bis zu seinem Tode gegen Choiseul genährt hatte. Gewiß ist, und ich habe es von dem Grafen von Mercy mit Bestimmtheit erfahren, daß die Königin wenige Monate nach dem Tode Ludwigs XV. sich sehr deutlich über die Gesinnungen, in denen sie den König in Beziehung auf Choiseul gefunden, aussprach und erklärte, sie habe es für immer aufgegeben, mit ihm noch davon zu sprechen."

„Damals beschuldigte man Maurepas, der den Herzog von Choiseul nicht im Ministerium haben wollte, er habe den König in seiner Abneigung gegen diesen bestärkt. Wie dem auch sei, da Maurepas sehr alt war, so gab der Anhang des Herzogs seine Hoffnungen nicht auf, sondern vertagte sie nur bis zum Tode dieses Ministers. Aber auch dann blieben seine Bemühungen fruchtlos; die Königin weigerte sich entschieden, den geringsten Schritt in diesem Sinne zu thun. Abbé Vermont, der die Gesinnungen der Königin aus der Nähe kannte, benachrichtigte den Grafen von Mercy, es würde nie möglich sein, sie von ihrem Entschlusse ab-

zubringen, und so vermochte denn auch der Gesandte den Wiener Hof, auf Choiseul zu verzichten."

„Indessen strebte ein anderer Ehrgeiziger thätig und im Stillen dahin, mit der Zeit durch den Wiener Hof und die Vermittlung des Abbé Vermont in's Ministerium zu kommen. Es war dieses Herr von Brienne, Erzbischof von Toulouse. Er hielt sich den Abbé zum Freunde, und war durch ihn bis zum Grafen von Mercy gedrungen, den er überredete, er würde, wenn er Minister wäre, eine feste Stütze des Vertrags von 1756 sein. Der Gesandte berichtete hierüber nach Wien, wo man sogleich beschloß, dahin zu arbeiten, den Erzbischof durch die Königin in's Ministerium zu bringen."

„So lange Maurepas lebte, hielt man dieses Projekt ziemlich geheim, das hohe Alter des Ministers wirkte hier, wie bei der Parthei Choiseul; es stimmte zur Geduld. Man begnügte sich damit, die Königin in der Meinung zu erhalten, der Erzbischof sei ein Mann von vielem Geiste und großen Fähigkeiten, und würde einmal ein vortrefflicher Minister werden. Graf Mercy sprach zuweilen mit ihr in diesem Sinne, und der Abbé, der aus Liebe und Dankbarkeit gegen den Erzbischof diesen wirklich für den ersten Mann Frankreichs hielt, stand ihm dabei thätig zur Seite. Durch all dieses Zureden hatte endlich die Königin selbst von ihm eine hohe Meinung gefaßt. Nach Maurepas' Tode gab dieses, und die Bemühungen des Grafen von Mercy, dem Erzbischofe große Hoffnung; er fand sich aber bald enttäuscht, denn des Königs Vertrauen wandte sich sogleich dem Herrn von Vergennes, einem der gewöhnlichen Umgebung der Königin durchaus fremden Manne, zu. Sobald die Königin die Wahl des Königs kannte, gab sie, weit entfernt, dem neuen Minister ihres Gemahls Vertrauen entziehen zu wollen, jeden Gedanken auf, für den Erzbischof, für den sie allerdings früher

beim Könige günstig gesprochen hatte, fernere Schritte zu thun. Ich erfuhr sogar auf sicherem Wege, was ihr der König geantwortet hatte: „„Man müsse weder einen Erzbischof noch einen Bischof in's Ministerium ziehen, denn sie strebten dann gleich nach dem Kardinalshute, und hätten sie diesen erlangt, so erhöben sie im Rathe Ansprüche auf Rang und Vorsitz, die sie zur ersten Ministerstelle führten. Er wolle darum Herrn von Brienne nicht in seinem Rathe, weil er keinen ersten Minister wolle.""

„Als Graf Mercy und Abbé Vermont diese Antwort erfuhren, war sie ihnen gar nicht recht, schreckte sie aber nicht ab. Von Zeit zu Zeit machten sie neue Versuche, konnten indessen nie die Königin dahin bringen, den König von neuem darum anzugehen, obgleich sie fortfuhr, von dem Erzbischofe eine günstige Meinung zu haben. Später gelang es diesem indessen doch, aber unter Verhältnissen, denen die Königin ganz fremd war, und die ich hier anführen will."

„Im Jahre 1787 hatte Calonne, damals Finanzminister, den König dazu bewogen, eine Versammlung von Notabeln zu berufen. Diese Maßregel war in größtem Geheimniß zwischen dem Könige, Vergennes, Calonne und dem Großsiegelbewahrer Miromenil beschlossen worden. Nur wenige Tage vor der Ausfertigung der Einberufungsschreiben erfuhr die Königin sie vom Könige, ein Beweis mehr, wie wenig sie in die politischen Angelegenheiten eingeweiht war, und daß der König sie über Staatsgeschäfte, woran sie, ich wiederhole es, keinen Geschmack hatte, nicht um ihre Meinung befragte. Hat sie später dennoch an Staatsgeschäften Theil genommen, so that sie dieses, wie ich es zeigen werde, als die Vertraute des Königs, und dazu in so schwierigen Umständen, daß ihre Theilnahme nur zu sehr gerechtfertigt war."

„Kaum waren die Notabeln versammelt, so setzten Calonne's

Leichtsinn, Unbesonnenheit und Inkonsequenzen, und zu diesem Allen der Tod des Herrn von Vergennes, den König in die größte Verlegenheit. Durch den Unwillen, der sich von allen Seiten gegen Calonne aussprach, in die Enge getrieben, mußte er diesen entlassen; wußte aber nicht, da ihm Vergennes' Einsicht nicht mehr zur Seite stand, bei wem er sich über die Wahl eines Nachfolgers Raths erholen sollte. Nun fingen die Intriguen mit erneuter Thätigkeit wieder an."

„Die eine Parthei wünschte Necker, die andere den Erzbischof von Toulouse im Finanzministerium. Einstweilen aber wurde es dem Herrn von Fourqueux übertragen, während Lamoignon die Siegel erhielt, ohne daß die Königin den mindesten Antheil an diesen Wahlen gehabt hätte. Nichtsdestoweniger blieben die Partheien jener beiden Nebenbuhler thätig. Man versuchte zu unterhandeln, und die Marschallin von Beauvau, eine große Freundin Necker's, war es, die am eifrigsten an einer Versöhnung der beiden Prätendenten arbeitete. Auch sie hatte mit dem Erzbischofe nähere Verbindungen und schlug daher diesem vor, seine Bemühungen mit denen der Freunde Necker's zu vereinigen, um Beide in's Ministerium zu bringen. Man kannte Ludwig's XVI. besonderen Widerwillen gegen Necker, und so kam man überein, zuerst den Erzbischof zum Minister zu machen, der dann Necker hineinbringen sollte."

„Während dieser Umtriebe machte der Erzbischof, dem Versprechungen wenig kosteten, wenn er nur an's Ruder kam, sich anheischig, drei Monate, nachdem er erster Minister geworden wäre, Neckern das Finanzdepartement zu verschaffen."

„Beide Partheien umlagerten nun den König, der, durch dieses unaufhörliche Drängen getäuscht, zuletzt selbst glaubte, die öffentliche Stimme wünsche Brienne zum Minister. So entschloß er sich denn, diesen zu nehmen, und nun erst sprach er davon

mit der Königin, die ihm zur Antwort gab: Ich habe immer von Herrn von Brienne wie von einem sehr ausgezeichneten Manne reden gehört und sehe ihn mit Vergnügen in's Ministerium treten."

„Der Erzbischof wurde also zum Präsidenten des Finanzrathes, an die Stelle des verstorbenen Grafen von Vergennes, ernannt, aber weit entfernt, sein an Necker gegebenes Wort zu halten, suchte er vielmehr, diesem nun in der Meinung des Königs zu schaden. So kam es, daß Villedeuil den Herrn von Fourqueux als Oberintendant der Finanzen ersetzte und Necker's Hoffnungen einstweilen leer ausgingen."

„Man weiß, wie es mit des Erzbischofs kurzem Ministerium ging. Seine Unfähigkeit machte es unmöglich, ihn zu behalten, und der König fand sich abermals in großer Verlegenheit und Unschlüssigkeit wegen seines Nachfolgers. Auch diesesmal wiederholte man ihm von allen Seiten, die öffentliche Meinung spreche sich einstimmig für Necker aus. Der gute König glaubte daher, sich dem allgemeinen Wunsche seines Volkes fügen zu müssen, und überwand seinen Widerwillen gegen Necker. Da er indessen besorgt war, dieser Widerwille, den Necker wohl kannte, und die Reibungen, die während seines ersten Ministeriums vorgefallen waren, würden ihn abhalten anzunehmen, so sann er auf Mittel, dieses Hinderniß zu beseitigen. Er ließ daher den Grafen Mercy zur Königin bitten, gestand ihm seine Verlegenheit und bat ihn, sein Vermittler bei Necker zu sein. Graf Mercy, dem des Letztern Charakter gar wohl bekannt war, beeilte sich, den König wegen seiner Bedenklichkeiten zu beruhigen, wollte aber Anfangs seinen Auftrag nicht übernehmen. Als indessen der König darauf bestand, mußte er sich fügen und ging nach St. Ouen, des Königs Botschaft zu überbringen. Wie er vorausgesehen hatte, traf er nur auf geringe Schwierigkeiten; nach

einigen unbestimmten Phrasen über die Lage der Dinge und wie nothwendig es sei, daß der König seinen Absichten nicht mehr entgegen strebe, nahm Necker an, und verhehlte nicht, wie sehr ihn der Schritt des Grafen von Mercy freute. Von diesem selbst erfuhr ich diese Umstände."

„Das hier Erzählte ist nur wenig Personen bekannt geworden; ich kann indessen die genaue Wahrheit von Allem verbürgen, und hoffe hiemit die Königin eben so gut von dem Vorwurfe der Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes gereinigt zu haben, als ich sie oben gegen den Vorwurf der Einmischung in die äußeren Angelegenheiten rechtfertigte."

„Was die Königin wünschte und wonach sie strebte, war, wie ich schon gesagt habe, weniger bedeutende Stellen für Personen zu erhalten, die ihr besonders angenehm waren oder sich um ihre Gunst bewarben. Meistens beschränkte sich das auf Regimenter, auf diplomatische Posten, auf einige Pensionen oder Vortheile bei Hofe. Und auch selbst dann stand sie von ihrem Begehren ab, sobald der Minister, an den sie sich wandte, ihr vorstellte, die Gewährung ihrer Bitte würde einem Andern, der mehr Verdienst und Berechtigung habe, schaden. Sind nichts desto weniger Ungerechtigkeiten dieser Art begangen worden, so muß man sie weniger der Königin, die mit ihren Bitten etwas Gutes zu thun glaubte, als den gar zu gefälligen Ministern zur Last legen, die sich lieber ohne Widerspruch den Wünschen der Königin angenehm zeigten, als daß sie ihr Vorstellungen gemacht hätten, die gewiß angehört worden wären. Wo ist übrigens wohl jemals eine Regierung gewesen, unter welcher Gunst nie über Verdienst gestellt worden wäre? Ist es nicht die Gunst eines Königs oder einer Königin, die Stellen ohne wohlbegründete Ansprüche vergibt, so ist es die eines Ministers, seiner Frau oder seiner Maitresse, vielleicht gar seines

Abschreibers oder einer noch geringeren Person. Denkt man sich in jene Zeit zurück und erwägt, was damals eine Königin von Frankreich war, so muß man Marie Antoinette mit unpartheiischer Nachsicht beurtheilen, wenn man sie für ihre Freunde und für diejenigen, die sie deren würdig hielt, um Begünstigungen bitten sieht. Uebrigens fanden die Anführer der Coterie Polignac sehr oft, daß die Königin ihren Absichten widerstrebte, daher sie auch bei Weitem mehr den Grafen von Artois mit Schmeichelcien umstrickten, weil er sich leichter zu Allem, was man von ihm begehrte, hingab."

„Ich will noch eine Thatsache zum Beweise anführen, daß der König, wenn es sich von Ernennungen zu wichtigen Stellen handelte, dem Einflusse, den man dabei der Königin zuschrieb, Schranken zu setzen wußte:

„Die Stelle eines Großmeisters der Posten war, seit Ludwig XV. sie dem Herzoge von Choiseul, als dieser Minister in Ungnade fiel und vom Hofe verwiesen wurde, genommen hatte, unbesetzt geblieben. Herr von Ogny, ein gewissenhafter Mann, der zurückgezogen lebte, versah sie unter einem geringeren Titel. Bei beträchtlichem Einkommen war diese Stelle zugleich von großer Wichtigkeit wegen der damit verbundenen Eröffnung der Briefe. Man behauptet, unter Ludwig XV. habe diese Eröffnung dazu gedient, des Königs Neugier mit allen Familienangelegenheiten zu unterhalten und ihm daneben eine Art skandalöser Chronik zu liefern. Ich bin aber gewiß, daß man nach dem Regierungsantritte Ludwigs XVI. diesen Theil der Polizeiaufsicht auf die Gegenstände, die den Staat und die öffentliche Sicherheit interessirten, beschränkte, weshalb indessen diese Stelle nicht minder ein Posten großen Vertrauens war."

„Als die Familie Polignac den höchsten Gipfel der Gunst bei dem Könige und der Königin erstiegen hatte, drang die Her-

zogin von Polignac in diese, ihrem Manne die Großmeisterstelle zu verschaffen. Die Königin machte einige unfruchtbare Versuche beim Könige, kam aber, von ihrer Freundin gedrängt, immer wieder darauf zurück. Der schwache König gab zuletzt nach und versprach, die Stelle dem Herzoge von Polignac zu geben, zögerte indessen doch noch einige Wochen, bis er endlich nicht anders mehr konnte und den Herzog zum Großmeister der fahrenden Posten, jedoch mit Ausschluß der Briefpost, ernannte. Dieser letzte Zweig blieb dem Herrn von Ogny, der allein mit dem Könige arbeitete, um ihm davon Rechenschaft abzulegen."

„In ihren Erwartungen getäuscht und mit dieser Theilung der Geschäfte unzufrieden, bewogen die Polignac die Königin zu einem neuen Schritte beim Könige, damit Alles wieder auf den Fuß wie unter Choiseul gesetzt würde. Diesesmal aber blieb der König unerschütterlich. Er bemerkte der Königin, das Briefgeheimniß sei zu wichtig, um es Jemanden anzuvertrauen, der in der großen Welt lebte; dieser Zweig müsse demjenigen bleiben, dessen erprobte Verschwiegenheit und Besonnenheit alle mögliche Sicherheit gegen den Mißbrauch eines so schwierigen Dienstes darböte. Durch die gewichtigen Gründe des Königs überzeugt, erklärte die Königin den unzufriedenen Polignac, sie wolle von dieser Sache weiter nichts hören."

„Herr und Frau von Polignac verwendeten nie genug Sorgfalt auf die Auswahl der Personen, die es für die Königin am schicklichsten gewesen wäre, bei ihnen anzutreffen, was diese oft schmerzte. Graf Mercy, der die näheren Verhältnisse der Polignac kannte, zeigte sich selten bei ihnen und gerade nur so oft, als nöthig war, sein Fernbleiben nicht zu sehr merken zu lassen. Graf von Fersen [1]), der hierin gewiß den Eingebungen

[1]) Note 7.

der Königin folgte, lehnte immer jeden vertrauten Umgang mit ihnen ab, wie sehr man ihn auch anzuziehen gesucht hatte. Vier Jahre vor der Revolution, im Jahre 1785, war es endlich dahin gekommen, daß die Königin, ehe sie zu Frau von Polignac ging, sich immer durch einen ihrer Kammerdiener nach den Personen erkundigen ließ, die sie dort antreffen würde, und dann, je nachdem die Antwort ausfiel, zurückblieb. Eine entschiedene Abneigung hatte sie gegen Calonne, und empfand sie auch zuletzt gegen Vaudreuil, dessen herrischer, eigensüchtiger Charakter ihr sehr mißfiel. Calonne bot indessen alles Mögliche auf, ihre Gunst zu gewinnen. Er suchte ihre geringsten Wünsche zu errathen, und kam Allem, was sie nur begehren mochte, entgegen. Gerade diese außerordentlichen Bemühungen hatten, glaube ich, die Königin ungeduldig gemacht; gewiß ist es, daß sie ihn nicht leiden konnte, während er, nach großer Bedeutung in der Gesellschaft Polignac strebend, um sich die Gunst und Stütze der Königin zu erwerben, sich innig mit Vaudreuil verbunden hatte und sich seinen unaufhörlichen Geldbedürfnissen gefällig erwies. So fand man denn auch, als Calonne aus dem Ministerium trat, Billette bis zur Summe von 800,000 Franken, die Vaudreuil ihm schuldig war."

„Einmal versuchte die Königin, der Frau von Polignac ihr Mißfallen wegen mehrerer Personen, die sie bei ihr antraf, auszusprechen. So sanft sie gewöhnlich war, so scheute doch die Frau von Polignac, in ihrer Abhängigkeit von denen, die sie beherrschten, sich nicht, der Königin zu antworten: „„Wenn Eure Majestät so gnädig sind, meinen Salon zu besuchen, so scheint mir das kein Grund, zu fordern, daß ich meine Freunde davon ausschließe."" Die Königin selbst erzählte mir dieses im Jahr 1790 und fügte hinzu: „„Ich bin darum nicht ungehal-

ten gegen Frau von Polignac; sie ist im Grunde gut und liebt mich, aber ihre Umgebungen hatten sie unterjocht.""

„Als die Königin in dieser Hinsicht nichts erlangte, entfernte sie sich allmählich aus dem Salon der Frau von Polignac, und nahm die Gewohnheit an, oft und vertraulich zu ihrer Hofdame, der Gräfin von Ossun [1]), zu gehen, die sehr nahe bei den Gemächern der Königin wohnte. Sie speiste zuweilen bei ihr mit vier oder fünf Personen, ordnete kleine Konzerte an, in denen sie sang, und zeigte sich überhaupt ungezwungener und heiterer, als es je bei der Frau von Polignac der Fall gewesen war."

„Die Gräfin von Ossun hatte in ihrem Aeußern nichts Glänzendes und überhaupt wenig Geist, besaß aber dagegen eine vollkommene Herzensgüte und Sanftmuth und einen hohen Grad von Tugend. Sie war der Königin mit Herz und Seele ergeben; niemand war jemals jeder Intrigue abgeneigter; sie geizte nicht nach der Königin Gunst und wünschte nur, daß es dieser bei ihr gefallen und sie mit ihr zufrieden sein möchte. Da sie nur ein sehr mittelmäßiges Vermögen hatte, welches ihr, ohne sie in Verlegenheit zu setzen, nicht erlaubte, die Königin

---

[1]) Genoveva von Gramont, Tochter von Anton Hadrian Karl von Gramont, geboren den 28. Januar 1752, heirathete am 26. Januar 1766 Karl Peter Hyacinth Grafen von Ossun, Erbgrande von Spanien, Sohn des Peter Paul Grafen von Ossun, der den Familienvertrag zwischen Frankreich und Spanien unterzeichnet hatte. Die Gräfin von Ossun war zuerst Ehrendame der Gräfin von Provence; dann wurde sie im Jahr 1785 Dame der Königin. Da sie im Jahr 1789 bei der Königin den Dienst nicht hatte, so verließ sie Frankreich, kehrte aber, nachdem Ihre Majestät den Wunsch geäußert hatte, sie zu sehen, im Jahr 1792 wieder nach Frankreich zurück, wohl wissend, welches Schicksal ihrer harrte. Sie starb, als Opfer ihrer Pflicht, auf dem Blutgerüste, kurz vor dem Sturze Robespierre's. Sie war eine Nichte des Herzogs von Choiseul.

oft bei sich zu Tische zu haben oder oft Abendunterhaltungen, zuweilen mit kleinen Bällen oder Konzerten, zu geben, so gestand sie es freimüthig der Königin und bat darum, diese Arten von Ausgaben möchten von des Königs Leuten bestritten werden. Die Königin zog es vor, ihr zur Entschädigung ein Gehalt anzubieten. Viele würden, an der Frau von Ossun Stelle, ein solches Anerbieten benutzt haben, um mehr zu fordern, als die zu deckenden Ausgaben betrugen; sie that es aber nicht, sondern begehrte nur sechs tausend Livres per Monat, was sehr bescheiden war, denn seitdem die Königin sich in dieser Hinsicht bei ihr unbesorgt fühlte, kam sie sehr oft hin, so daß Frau von Ossun weit mehr ausgab, als sie erhielt."

„Dieser Vorzug, den die Königin der Frau von Ossun schenkte, mußte natürlich der Frau von Polignac mißfallen; daneben hatte es noch für Frau von Ossun die unangenehme Folge, sie gegen die Polignac, mit denen sie verwandt war, in eine schwierige Stellung zu versetzen. Ihr Bruder, der Herzog von Guiche, seitdem Herzog von Gramont, hatte die Tochter der Herzogin von Polignac geheirathet und dadurch die Anwartschaft auf die von dem Herzoge von Villeroy befehligte Kompagnie der Leibgarde erhalten. Indessen zog Frau von Ossun sich sehr gut aus dieser Schwierigkeit. Nie entwischte ihr ein Wort, das den Polignac in der Meinung der Königin hätte schaden können; sie war in dieser Hinsicht äußerst zurückhaltend und nur darauf bedacht, der Königin zu gefallen, ohne irgend Jemanden zu schaden und, muß ich hinzufügen, ohne die Gewogenheit der Königin weder für sich, noch für ihre Familie oder Freunde ausbeuten zu wollen."

„Nicht so betrugen sich alle Glieder der Gesellschaft Polignac, wo man gegen die Königin auf's Uebelste gestimmt wurde. Bis auf einen gewissen Grad begreift sich dieses, nicht

so leicht aber läßt es sich begreifen, daß die Verstimmung dieser Gesellschaft so weit gegangen sei, über die Königin eine abscheuliche Verleumdung auszustreuen. Man erzählte sich nämlich, sie tanze gerne auf den kleinen Bällen der Frau von Ossun Ecossaisen mit einem jungen Lord Strathavon [1]). Ein Vertrauter der Gesellschaft Polignac, der noch überdies der Königin vielen Dank und die ehrfurchtsvollsten Rücksichten schuldig war, machte sogar ein boshaftes Gedichtchen auf sie, das, so infam lügenhaft es war, durch ganz Paris die Runde machte."

„Man muß gestehen, die unglückliche Marie Antoinette hat unter denjenigen, die ihre ergebensten und dankbarsten Diener hätten sein sollen, ihre gefährlichsten Feinde gefunden; Feinde, die um so gefährlicher waren, als gerade sie die böswillige Neugierde des Publikums mit jenen gehässigen Verleumdungen genährt haben, welche zu Anfange der Revolution so grausam auf das Haupt der Unglücklichen zurückfielen. In den boshaften Erfindungen des Hofes aus den Jahren 1785 bis 1788 muß man den Vorwand zu den Anschuldigungen des Revolutionstribunals im Jahre 1793 suchen."

Diese Notiz des Grafen von der Mark scheint uns einen wahren und getreuen Begriff von dem Charakter und der Lebensweise der Königin vor der französischen Revolution zu geben. Ihr Verfasser hat wenigstens das Verdienst, was er erzählt, gut zu wissen, alle seine handelnden Personen gekannt und ohne Haß oder Vorliebe beurtheilt zu haben; denn man muß sich

---

[1]) Georg Gordon, Marquis von Huntly, Graf von Enzie und Aboyne, Baron Gordon nnd Badenoch und Baron Gordon von Strathavon und Glenlivet, geboren den 28. Junius 1761, führte damals den Namen Lord Strathavon.

wohl merken, daß er kein Interesse hatte, sie anders zu beurtheilen. Seine Stellung am französischen Hofe machte ihn allen kleinen und großen Reibungen, allen eifersüchtigen Bewerbungen, die damals um Einfluß und Hofgunst miteinander stritten, fremd. Er war ein auswärtiger, reicher Fürst, der in der französischen Armee einen seinen geleisteten Diensten gebührenden Rang erlangt hatte und folglich weder einer Stelle bei Hofe, noch des Geldes, noch irgend einer Begünstigung für sich oder seine Familie bedurfte. Er hatte für die öffentlichen Angelegenheiten weder Geschmack noch Ehrgeiz und finden wir ihn später damit beschäftigt, so wird man sehen, daß die Umstände und seine Ergebenheit gegen die königliche Familie ihn dazu gedrängt haben. Nach unserer Meinuug haben darum seine Ansichten und Urtheile über Männer und Begebenheiten jener Epoche einen besondern historischen Werth. Ehe wir nun zu seinen Verbindungen mit dem Grafen von Mirabeau, die der Hauptgegenstand dieses Werkes sind, übergehen, glauben wir noch zwei seiner Notizen, die eine über den Marquis von Lafayette, die andere über den Herzog von Orleans, mittheilen zu müssen. Von Beiden ist überdies so oft in dem Briefwechsel zwischen den Grafen von Mirabeau und von der Mark die Rede, daß es nothwendig ist, die Beziehungen, worin Letzterer mit ihnen vor der Revolution gestanden hatte und wie er damals über sie dachte, anzuführen. Wir lassen also wieder den Grafen von der Mark reden:

„Ich kannte Herrn von Lafayette viele Jahre vor 1789 und fast bei seinem ersten Auftreten in der Welt. Er hatte seine Eltern früh verloren und war neunzehn Jahre alt, als er mit einem jährlichen Einkommen von 120,000 Livres in der Gesellschaft erschien. Kurz nachher heirathete er eine Tochter des Herzogs von Ayen, wurde so mit den Noailles verwandt und fand sich mit-

ten in der zahlreichen Umgebung dieser Familie, damals die begünstigtste am Versailler Hofe, mit der ich auf ganz vertrautem Fuße lebte. Frau von Lafayette, eine verdienstvolle Dame, besaß Geist und noch mehr Frömmigkeit.“

„Herr von Lafayette strebte eifrig nach Allem, was ihm in Personen und Sachen von gutem Tone schien. Diese Vorliebe für den guten Ton hinderte indessen nicht, daß er linkische Manieren hatte. Er war sehr groß, hatte sehr rothe Haare, tanzte ohne Anmuth, saß schlecht zu Pferde, und in allen Leibesübungen, die damals Mode waren, bewiesen sich die jungen Leute, mit denen er umging, geschickter als er. Zu den Bällen von Versailles, von denen ich gesprochen, wo die Königin gerne in von ihr arrangirten Quadrillen tanzte, wurden die jungen Leute, die am Hofe am meisten glänzten, zugelassen und man bewarb sich sehr um diese Gunst. Die Verwandten seiner Frau erlangten auch für Herrn von Lafayette eine Einladung zu einer dieser Quadrillen; er bewies sich aber so ungeschickt, daß die Königin sich des Lachens nicht enthalten konnte und, wie man sich leicht denken kann, unterließen die Hofleute nicht, es wie sie zu machen.“

„Die meisten jungen Gefährten des Herrn von Lafayette hatten noch ihre Eltern und wenig Geld zu verzehren, während er schon über sein ganzes Vermögen verfügte und Ausgaben machte, die den Andern unmöglich waren. Er hatte viele Pferde und lieh sie seinen Freunden gern; er hielt ein großes und glänzendes Haus, empfing viele Leute und lebte sehr gut.“

„Der Herzog von Orleans war gewöhnlich in Monceaux von einer Gesellschaft umgeben, bei welcher auf Frohsinn mehr, als auf Sittlichkeit gesehen wurde. Getrunken wurde dort übermäßig. Unter den jungen Leuten, die zuerst in der Welt auftraten, war dieses Mode, und obgleich Lafayette von Natur keinen Hang dazu hatte, so glaubte er doch, darin nicht zurück-

bleiben zu dürfen. Am meisten zeichnete sich unter allen diesen Trinkern der Vicomte von Noailles, Schwager und Vetter des Herrn von Lafayette, aus. Er hatte dessen Cousine, Fräulein von Noailles-Ayen, die Schwester der Frau von Lafayette, geheirathet, war groß und schön gebaut, tanzte und ritt ganz vorzüglich, spielte hoch und gewann oft, trank unmäßig und hatte dazu die unglückliche Leidenschaft, sich immer in Allem, was Effekt machte, hervorthun zu wollen, eine Leidenschaft, die ihn auch während der französischen Revolution angetrieben, sich bald hier bald dort vorzudrängen. Ihn wählte Lafayette zu seinem Muster und bemühte sich immer, im Durchschnitte jedoch mit geringem Erfolge, in seine Fußtapfen zu treten. Ich erinnere mich, wie er einst bei einem Essen, wo der Vicomte von Noailles nicht mit zu Tische saß, so viel getrunken hatte, daß man ihn in seinen Wagen tragen mußte, um ihn nach Hause zu bringen. Während der ganzen Fahrt hörte er nicht auf, seinen Begleitern zuzurufen: „„Vergeßt nicht, dem Noailles zu sagen, wie viel ich getrunken habe!""

„Eigentlich aber hatte Lafayette mehr Verstand als der Vicomte, der sich seinerseits mehr durch Eigenschaften des Herzens und der Seele auszeichnete. Noailles besaß auch wirkliche militairische Talente und eine glänzende, bisweilen bis zur Verwegenheit gehende Tapferkeit. Er war ein vortrefflicher Kavallerieoffizier. In Preußen, wo er die Organisation der Truppen und ihre Uebungen kennen gelernt, hatte Friedrich II. ihn bemerkt und ihm sogar erlaubt, seiner Armee, die sich damals für den bayerischen Erbfolgekrieg in Bewegung setzte (1778—1779), als Freiwilliger zu folgen. Wegen seiner Beziehungen zu Oesterreich wollte indessen der französische Hof nicht erlauben, daß französische Offiziere im preußischen Heere dienten; der Vicomte erhielt daher den Befehl, gleich nach Frankreich zurückzukehren."

„Immer von der Leidenschaft beherrscht, Effekt zu machen, verfiel er nach seiner Rückkehr auf den Gedanken, nach Amerika gehen und sich der damals noch sehr zweifelhaften Sache der Insurgenten anschließen zu wollen. Unter der Hand half Frankreich dieser Sache schon; da es aber noch nicht zu einem offenen Bruche mit England kommen wollte, so vermied es in seinem Betragen Alles, was seine Absichten hätte entschleiern können. Der Vicomte bat seinen Schwiegervater, den Herzog von Ayen, ihm von Maurepas die Erlaubniß zu erwirken, zu den Insurgenten zu gehen, und ließ von seinen Bemühungen nicht ab. Als er eines Tages mit dem Herzoge von Ayen in Gegenwart Lafayette's davon sprach, wollte dieser, nach seiner Gewohnheit, es wie sein Schwager machen und äußerte den Wunsch, auch nach Amerika zu gehen. Der Herzog, der seinem Eidam unaufhörlich mit ziemlich dürren Worten seine Einfältigkeit vorwarf, antwortete ihm ironisch: Es schicke sich für ihn nicht, so etwas zu begehren. Diese Antwort verletzte, wie billig, Lafayette und reizte ihn, und ich bin überzeugt, daß sie viel zu der Richtung, die er von da an nahm und die ihn so weit führte, beigetragen hat. Sie gab seinem Betragen einen Antrieb, dem er seitdem standhaft und mit einer Willenskraft, wie man sie nur selten antrifft, gefolgt ist."

„In Frankreich war damals ein Mann von großem Geiste und Talent, der Graf von Broglie [1]), dessen diplomatische und geheime Korrespondenz mit Ludwig XV. eine beträchtliche Stelle in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts einnimmt. Er zog viele junge Leute an sich, deren Fähigkeiten er zu er-

[1]) Karl Franz, Graf von Broglie, geboren den 20. August 1719, französischer Gesandter im Jahre 1752 bei dem Kurfürsten von Sachsen, Könige von Polen. Während des siebenjährigen Krieges wurde er Marechal-de-Camp und Generallieutenant.

gründen suchte. Zu diesen gehörte auch Lafayette, der ihm seinen Wunsch, nach Amerika zu gehen, und seine fruchtlosen Versuche, seinen Schwiegervater für seine Absichten zu gewinnen, mittheilte. Graf von Broglie faßte diesen Wunsch Lafayette's begierig auf. Ein junger, feuriger Offizier, der über ein beträchtliches Vermögen verfügte, konnte einer Sache nützlich sein, die allerdings damals noch sehr unsicher stand, für die aber der Graf schon viele glückliche Wechselfälle voraussah. Er munterte daher Lafayette in seinem Vorhaben auf und versprach, es zu leiten."

„Leicht fand nun der Graf Offiziere ohne Stelle und Vermögen, unter denen er mehrere für Lafayette, der ihnen Geld gab, zu Begleitern wählte. Zugleich ließ er ein kleines Fahrzeug rüsten, das sie von Bordeaux nach Amerika überschiffen sollte. Indessen hatte Lafayette seine Vorbereitungen nicht so geheim halten können, daß sein Schwiegervater nichts davon gemerkt hätte. Kaum hatte er sie entdeckt, so lief er zu Herrn von Maurepas. Dieser schickte sogleich an Fresnel, den Kommandanten von Bordeaux, den Befehl, Lafayette zurückzuhalten. Zugleich sprach man ab, Herr von Maurepas werde diesem auftragen, sich nach Avignon zu begeben, wo er den Herzog von Ayen treffen werde, der mit seiner Schwester, der Gräfin von Tessé, nach Italien zu gehen im Begriffe sei, und den er begleiten müsse."

„Lafayette, dem es nicht darum zu thun war, zu seinem Schwiegervater, der ihn mit so wenig Schonung behandelt hatte, zurückzukehren, weigerte sich, nach Avignon zu gehen, und schickte sich an, wieder nach Paris zu kommen, als ihn der Graf von Broglie aus der Verlegenheit riß. Ohne Zeitverlust hatte dieser das in Bordeaux gerüstete Schiff nach dem Hafen Los Passages, in Spanien, führen lassen. Er gab Lafayette hievon

Nachricht, und rieth ihm, nach Spanien zu gehen, anstatt nach Paris zurückzukehren, wo das Mißlingen seiner Pläne ihn lächerlich machen würde. Der Kourier mit dem Briefe des Grafen an Lafayette traf diesen schon auf der Rückreise; kaum hatte er indessen Kenntniß davon genommen, so zögerte er keinen Augenblick, dem Rathe des Grafen zu folgen; begab sich nach Los Passages, wo sich die Offiziere, die sich anheischig gemacht hatten, sich ihm anzuschließen, bald um ihn sammelten, und so segelten sie kurze Zeit nachher auf dem kleinen Schiffe „la Victoire" nach Amerika. Von dieser Zeit an hat Herr von Lafayette eine Bedeutung erlangt, die ihm einen merkwürdigen Platz in der Geschichte anweist.[1])

„Was den Herzog von Orleans betrifft, der aus ganz andern Gründen als Herr von Lafayette ebenfalls eine Stelle in der Geschichte einnehmen wird, so war ich mit ihm vertraut genug, um mir über ihn eine Meinung, die ich für richtig halte, bilden zu können. Ich werde übrigens die Bemerkungen, die ich über ihn zu machen Gelegenheit gehabt, auf mir persönlich bekannte Thatsachen stützen."

„Der Herzog hatte einen sehr schwachen Charakter; er ist immer leichtsinnig wie ein Kind geblieben, und ich habe ihn sehr oft sich mit läppischen Dingen die Zeit vertreiben sehen. Unfähig, wenn von ernsten Dingen die Rede war, auch nur eine Viertelstunde anhaltend aufmerksam zu sein, besaß er nur Geist für eine Phrase, für ein heiteres oder spaßhaftes Wort.

---

[1]) Im Anhange geben wir einen Auszug aus den eigenen Memoiren Lafayette's über die Beweggründe, die ihn nach Amerika geführt; der Leser wird so in den Stand gesetzt, zu vergleichen und zu urtheilen. (Man sehe Note 8.)

Er war gleichgültig, träge, und führte seine eigenen Geschäfte mit einer Bequemlichkeit, die man Sorglosigkeit nennen durfte. Ich erinnere mich zweier Anlässe, die mir einen Begriff seines unbekümmerten Leichtsinns gegeben."

„In Indien hatte ich einen Marinekommissär, Herrn von Launay, gekannt, der unter dem Grafen von Bussy das Amt eines Intendanten der Armee versah. Früher war dieser Mann zweimal nach Indien als Kaufmann gereist, und hatte sich ein Vermögen von 5 bis 600,000 Livres gesammelt. In seiner Intendantur hatte ich ihn als einen sehr pünktlichen Rechnungsbeamten kennen gelernt, und sah er gleich sehr auf seinen Nutzen, wenn er auf rechtlichem Wege etwas gewinnen konnte, so zeigte er doch immer in Allem, was seines Amtes war, die strengste Redlichkeit. Er kehrte mit mir auf der Fregatte Hermione nach Frankreich zurück und während der fünfmonatlichen Ueberfahrt hatte ich ihn beständig beobachtet, und alle Ursache gehabt, mit seinem gefälligen Benehmen und seinen Aufmerksamkeiten gegen mich zufrieden zu sein. Hiefür wünschte ich ihm meinen Dank zu bezeigen. Als daher, nach meiner Rückkehr, der Herzog von Orleans mir eines Tages sagte, die Stelle eines Schatzmeisters sei bei ihm vakant, er wisse keinen zuverlässigen Mann dafür zu finden, und bitte mich ihm einige Personen anzugeben, unter denen er wählen könne, fiel ich gleich auf Launay, nannte ihn dem Herzoge, und erzählte ihm, was ich von seiner Ehrlichkeit wußte. Er antwortete mir, so ein Mann würde ihm recht sein, und bat mich, ihn ihm zu schicken."

„Ich benachrichtigte Launay, der entzückt war, eine solche Stelle zu erhalten, denn neben der Ehre, dem Hause des Herzogs von Orleans anzugehören, beliefen sich das damit verbundene Gehalt, die Wohnung und alle andern Nebenvortheile auf jährlich wenigstens 40,000 Livres. Ich gab ihm also einen Brief

an den Herzog von Orleans, dem er sich den nächsten Morgen vorzustellen hatte. Der Herzog empfing ihn sehr gut, Launay erhielt die Stelle und trat sie sogleich an."

„Als ich den Herzog wiedersah, sagte er zu mir: „„Ich habe Ihren Schützling gesehen und mit ihm geplaudert, und ihn zu meinem Schatzmeister ernannt; er ist aber sehr schwerfällig und langweilig."" „Ich wußte nicht, antwortete ich, daß Sie Ihren Schatzmeister unter den Schöngeistern aussuchen wollten." — „„O, versetzte er, wenn ich ihn sehr schwerfällig und langweilig nenne, so will ich damit nicht sagen, daß ich ihn für seinen Posten untauglich halte; ich hoffe im Gegentheil, sehr zufrieden mit ihm zu sein.""

„Wirklich war er seitdem immer sehr zufrieden mit Launay, obgleich er nie fünf Minuten lang mit ihm sprach. Es war allerdings ein großes Glück für ihn, diesen ehrlichen Mann gefunden zu haben; aber wundern mußte ich mich, ich gestehe es, über den Leichtsinn, womit er, auf meine bloße Empfehlung, einen Mann in seine Dienste nahm, der in seinem Hause eine so wichtige, mit so schwerer Verantwortlichkeit verbundene Stelle zu versehen hatte."

„In einer andern Angelegenheit handelte der Herzog mit gleichem Leichtsinn, aber nicht mit gleichem Glücke."

„Als er, im Jahre 1787 nach der scandalösen Szene, die im Parlamente gegen die königliche Autorität vorgefallen war, und woran er einen so auffallenden Antheil genommen, nach Villers-Cotterets verwiesen worden war, befand ich mich auf meinem Gute Raismes, bei Valenciennes, mit meinem Freunde, dem Intendanten der Provinz Hennegau, Herrn von Meilhan.[1])

---

[1]) Senac von Meilhan, Sohn des Leibarztes Ludwigs XV., geboren im Jahr 1736; Intendant von Aunis im Jahr 1766. Her-

Briefe aus Paris meldeten uns, daß Herr Ducrest, Vater der Frau von Genlis, und Kanzler des Herzogs von Orleans, diese Stelle, wegen seiner Ausschweifungen, werde aufgeben müssen. Sie brachte 100,000 Livres jährlich ein, und führte Herrn von Meilhan, der dafür hielt, sie eigne sich für einen Juristen, sehr in Versuchung. Er fragte mich, ob ich wohl dem Herzoge schreiben, und ihn zu dieser Stelle vorschlagen könnte. Allerdings, versetzte ich, aber ohne mir vielen Erfolg zu versprechen."

„Ich schrieb also dem Herzoge, und schickte den Brief nach Villers-Cotterets durch einen meiner Leute; der mir bald eine Antwort des Herzogs brachte: er sei nicht abgeneigt, Herrn von Meilhan zu nehmen, sei aber schon durch eine Art von Versprechen gebunden; indessen werde er mit der Enennung nicht eilen und wünsche mich vorher zu sehen, und mir Näheres mitzutheilen. Er war untröstlich, in Villers-Cotterets, fünfzehn Stunden von Paris, bleiben zu müssen, und glich einem Kinde, dem man seine Spielsachen genommen. Er erbat sich daher vom Könige, mit einer Dringlichkeit, der es an Würde gebrach, die Gnade, die Zeit seiner Verweisung auf seinem Schlosse Raincy, drei Stunden weit von Paris, zubringen zu dürfen. Der Kö-

---

nach wurde er nacheinander Intendant der Provence und im Hennegau, und bewies überall große Administrationsfähigkeiten. An der Revolution nahm er keinen Theil, sondern verließ Frankreich; wohnte nach der Reihe in Deutschland, Polen, Rußland, und starb zu Wien am 16. August 1803. Er ist Verfasser mehrerer Werke, in denen er sich als Mann von Geist und feiner Beobachtungsgabe zeigt. Am meisten Aufsehen erregten seine vor der Revolution herausgegebenen „Memoiren der Anna von Gonzaga, Prinzessin von der Pfalz; Paris 1786." Man beschäftigte sich damals viel mit der Frage von der Authentizität dieser Memoiren, und erst nach langem Hin- und Herstreiten entdeckte man, daß sie nur eine sehr geschickte und pikante Nachahmung waren.

nig gewährte es, und so ging ich, auf meiner Rückkehr von Paris, zu ihm nach Raincy. Nach einigen Worten über die Vorfälle, die ihn nach Raincy gebracht, kam ich auf Herrn von Meilhan. Er sagte mir nun, Herr von Meilhan würde ihm ganz recht gewesen sein, weil er ein Mann von Welt und vielem Geiste, und ein Verwalter von dem besten Rufe sei; es sei aber schon mehrmals die Rede davon gewesen, ihn zum Generalkontrolleur der Finanzen zu machen, und er wisse, daß Meilhan nach diesem Posten strebe. Das wäre also eine erste Schwierigkeit gewesen, denn, sagte er, hätte ich ihn zu meinem Kanzler ernannt, so würde ich ihm das Versprechen abgefordert haben, für immer auf des Königs Dienst zu verzichten. Ich habe aber auch noch einen andern Grund, nicht mehr auf ihn zu denken. Der Herzog von Lauzun hat einen Schiffskapitän, mit Namen de la Touche, gut gekannt, der die Fregatte befehligte, auf welcher er aus Amerika zurückgekehrt ist. Schon vor sechs Monaten, da Lauzun vorhersah, daß Ducrest nicht mein Kanzler bleiben konnte, hat er mir diesen de la Touche anempfohlen, den ich übrigens selbst nicht kenne. Kürzlich hat er seinen Antrag erneuert; ich habe de la Touche als Kanzler angenommen und werde die Ernennung in einigen Tagen ausfertigen, glaube aber doch (setzte er nach einigem Stillschweigen hinzu), daß ich eine schlechte Wahl getroffen habe."

„In der That verstand auch de la Touche nichts von Geschäften; hatte wenig Geistesgaben, lebte in der schlechtesten Gesellschaft, machte großen Aufwand, war unordentlich in seinen eigenen Angelegenheiten, und brachte auch die des Herzogs in Unordnung; sonst ein Lebemann und guter Gesellschafter. Uebrigens muß ich hinzufügen, daß, wenn der Herzog in de la Touche eine schlechte Wahl getroffen hatte, dessen Vorgänger, Ducrest, keine bessere gewesen war."

„Diese beiden Thatsachen reichen, denke ich, hin, meine Meinung von dem Leichtsinne des Herzogs von Orleans in ernsten Dingen zu rechtfertigen. Unbegreiflich ist es, wie dieser Leichtsinn sich bei ihm mit der größten Besorgniß, betrogen zu werden, oder es zu scheinen, vereinigte. Im Spiele war er gewinnsüchtig, was ihm den Anschein des Geizes gab, während er beträchtliche Summen für die vorübergehendste Laune verschwendete. Ich bin überzeugt, selbst ohne die Revolution würden seine Geschäfte in wenigen Jahren in der schrecklichsten Unordnung gewesen sein. Er saß gerne zu Tische, und verließ die Tafel gewöhnlich sehr aufgeregt, nie aber habe ich ihn ganz betrunken gesehen, was doch zuweilen mit Mehreren seiner gewohnten Gesellschaft der Fall war, und ihn sehr unterhielt. Oeftere Reisen nach England und sein vertrauter Umgang mit dem Prinzen von Wallis hatten dazu beigetragen, ihn in diese Lebensart zu stürzen, und auch in ihm den Hang erzeugt, Opposition gegen die Regierung zu machen."

„Mehrere Jahre lang fanden sich bei seinen Soupers in seinem kleinen Hause zu Monceaux jedesmal vier oder fünf Frauen von leichter Lebensart und ein Dutzend Männer ein. Die große Gewohnheit, solche Frauen immer dort zu sehen, hatte den Frohsinn, den sie mitbrachten, sehr vermindert. Vor und nach dem Abendessen war man fast ganz in Kartenspielen vertieft; und während des Essens wurden über dem Weine und dem Wohlleben die Frauen vergessen."

„Im Jahr 1787 verliebte sich der Herzog in die Frau von Buffon. Von diesem Augenblicke an sah man keine Freudenmädchen mehr zu Monceaux, und nie erschienen welche dort wieder. Frau von Buffon liebte ihn aufrichtig und innig. Sie war eine Person von beschränktem Geiste, aber von reizender Anmuth und großer Sanftmuth. Zur Intrigue war

sie unfähig und zeigte nie weder Willen noch Neigung dazu. Sie brachte dem Herzoge ein großes Opfer, als sie ihren Umgang mit ihm öffentlich eingestand, denn sie fand sich dadurch ganz von der guten Gesellschaft, worin sie bis dahin gelebt, ausgeschlossen. Sie verließ ihren Mann, und blieb auf ein sehr kleines Vermögen beschränkt, wozu der Herzog nie etwas hinzufügte. So lebte sie anspruchslos von ihrem mäßigen Einkommen in einem sehr kleinen Hause, wo ich sie öfter besuchte. Eifersüchtig war sie nicht, und nie suchte sie den Herzog von der Frau von Genlis, in der sie eine überlegene Frau, die ihn gut berathen könne, erblickte, zu entfernen."

„Ich weiß bestimmt, daß der Herzog zu Anfange der Revolution, wo er sich in England befand, die Frau von Buffon dringend bat, mit ihm nach Amerika zu gehen, um dort zurückgezogen zu leben. Sie lehnte es ab, und gab als Grund an, sie würde nie ihren Kummer überleben, wenn dereinst der Herzog es bedauerte, zu diesem Aeußersten geschritten zu sein. Ich weiß ebenfalls bestimmt, daß nach der Ermordung der Prinzessin von Lamballe, und während des Prozesses des Königs, Frau von Buffon den Herzog flehentlich bat, sich dem Einflusse seiner verderblichen Rathgeber zu entziehen, und sich sehr stark und strenge gegen ihn ausließ."

„Des Herzogs Betragen während der Revolution ist bekannt genug, und meine Absicht ist es nicht, hier davon zu reden; seit dem Jahre 1790 hatte ich überdies jeden Verkehr mit ihm aufgegeben. Nur dieses will ich sagen, daß ich nicht glaube, er habe die Absicht gehabt, sich des Thrones zu bemächtigen. Ich weiß wohl, daß diese Meinung allgemein verbreitet ist, und die Geschichte sie wahrscheinlich annehmen wird. Und doch halte ich sie für sehr gewagt. So hoch hat sich die Kühnheit des Herzogs von Orleans nie

verstiegen. Allerdings, wäre es im Julius 1789 den Aufrührern, wie man es einen Augenblick fürchten konnte, gelungen, den König vom Thron zu stürzen, so ist es möglich, daß sie den Herzog von Orleans darauf erhoben hätten; aber ich bin überzeugt, er selbst habe im Voraus an eine solche Gewaltthat nicht gedacht. Man muß also, nach meiner Meinung, sein Betragen während der Revolution auf eine andere Weise zu erklären suchen, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich diese Erklärung in einem Gefühle des Hasses und der Rache finde, das seinen Charakter mit einer Konsequenz, wie sonst in keiner andern Sache, beherrschte. Dieses Gefühl des Hasses gegen den König und die königliche Familie, und der daraus entspringende Durst nach Rache, schrieb sich aus einer Zeit her, die der Revolution lange vorausging; und mehrere unangenehme Zwischenfälle unterhielten und nährten es in ihm."

„Ludwig XVI. hätte bei seiner Thronbesteigung die unsittliche Lebensart, welche der vorhergehenden Regierung zur Schmach gereicht hatte, von seinem Hofe gerne verbannt und äußerte frühe seine Unzufriedenheit mit dem Betragen des Herzogs von Orleans, damals Herzogs von Chartres. Er fand es zu oft anstößig und erklärte es dem Prinzen in der ihm eigenen geraden Weise. Die Königin dagegen, damals noch so jung, war Anfangs nicht ungünstig gegen ihn gestimmt; auch lebte er mit dem Grafen von Artois auf einem ziemlich vertrauten Fuße. Bald aber änderte die Stimmung der Königin ein an sich sehr wenig bedeutendes Ereigniß, das ich mit einigen Worten berühren muß, weil ich es bei keinem Geschichtschreiber oder Verfasser von Memoiren aufgezeichnet finde [1])."

[1]) Seitdem der Graf von der Mark dieses geschrieben, ist der Vorfall, den er hier erzählt, auch von Andern angeführt worden.

„Zu Anfange des Jahres 1775 ging der damals vierzehnjährige Erzherzog Maximilian von Oesterreich [1]), Bruder der Königin, über Paris nach Brüssel, wo er Coadjutor des deutschen Ordens, und von dort nach Köln, wo er Kurfürst wurde. Er reiste incognito unter dem Titel eines Grafen von Burgau, in Gesellschaft der Grafen von Rosenberg und von Lamberg, denen die Kaiserin aufgetragen hatte, das Betragen des jungen Fürsten in Paris nach den Andeutungen, die ihnen die Königin geben würde, zu leiten."

„Seit ihrer Abreise von Wien sah Marie Antoinette zum ersten Male ein Glied ihrer Familie wieder, auch war ihr Glück darüber grenzenlos, und die ersten Tage nach seiner Ankunft in Versailles brachte der Erzherzog fast ganz allein bei ihr zu, ohne daß Jemand sie darauf aufmerksam gemacht hätte, was der Erzherzog hätte thun sollen."

„Ohne uns hier auf eine Erörterung über den Rang der Erzherzoge von Oesterreich und der französischen Prinzen vom Geblüte einzulassen, genüge die Bemerkung, daß ohne allen Zweifel der Erzherzog, der incognito reiste, den Prinzen der Häuser Orleans, Condé, Conti und Penthievre den ersten Besuch hätte machen müssen. Er that es indessen nicht, als er zuerst von Versailles nach Paris fuhr. Die Prinzen dieser Häuser sahen darin eine Anmaßung, als Erzherzog von Oesterreich

---

Die Biographie universelle, Band 32, Seite 126 (Paris 1822), gibt die Umstände des Besuchs des Erzherzogs Maximilian fast ganz auf dieselbe Weise an und fügt hinzu: „Von da an bildeten sich bei Hofe und in der Stadt zwei Partheien, die der Königin und die der Prinzen; an der Spitze der Letztern stand der rachsüchtige Herzog von Orleans." St.

[1]) Maximilian von Oesterreich, geboren 1761; wurde Kurfürst von Köln und starb 1800.

den ersten Besuch von ihnen zu erhalten, fühlten sich verletzt und hielten sich zurück."

„Ich habe diese Geschichte sehr in der Nähe angesehen und wenn ich erkläre, daß die französischen Prinzen ganz in ihrem Rechte waren, so darf ich eben so bestimmt erklären, daß die Königin nicht die mindeste Absicht hatte, sie zu verletzen. Sie war jung, unerfahren, mit den Regeln der französischen Hofetiquette wenig vertraut, und zum Unglücke, wie ich schon bemerkte, machte niemand sie darauf aufmerksam."

„Sie erwartete, die Prinzen würden ihrem Bruder Feste geben. Acht bis zehn Tage waren schon seit dessen Ankunft verflossen, als die Königin mir die Ehre erzeigte, mir ihr Erstaunen über das Betragen der Prinzen gegen ihren Bruder auszudrücken. Besonders schmerzte es sie, daß der Herzog von Chartres, den sie bis dahin so freundlich behandelt, ihrem Bruder keine Aufmerksamkeiten bewies und sogar, wie man ihr hinterbracht hatte, unter allen Prinzen am übelsten gegen ihn gestimmt war. Bis zu dieser Zeit war er fast alle Tage nach Versailles gegangen, seitdem aber der Erzherzog dort war, hatte er sich noch nicht sehen lassen. Meine Unbekanntschaft mit den Gebräuchen des Hofes und meine Unerfahrenheit in Dingen dieser Art, waren Schuld, daß ich die irrigen Begriffe der Königin hierüber nicht berichtigen konnte. Ich sah nur ihren Schmerz und meine erste Regung war, ihn zu theilen."

„Den folgenden Morgen sah ich die Königin wieder und sagte ihr, ich hätte die Absicht, die ausgezeichnetsten jungen Herren des Hofes zu veranlassen, vereinigt dem Erzherzoge ein Fest anzubieten. Sie griff diese Idee so freudig auf, daß ich sogleich zu den Freunden ging, die ich am meisten dazu geneigt wußte, der Königin in Allem gefällig sein zu wollen. Bald war ich

mit den Noailles, Durfort, Tavannes, Segur u. s. w. einig und wir verabredeten, die Brüder des Königs, die Grafen von Provence und Artois, zu bitten, sich an unsere Spitze zu stellen, was sie uns mit viel Bereitwilligkeit zusagten."

„Unser Fest, sehr gut angeordnet und prachtvoll, wurde in den großen königlichen Stallungen gegeben; die Reitschule war ausgeschmückt und in der Schnelligkeit hatte man daran stoßende Säle errichtet. Wir hatten Gallaball, ungrische und flamändische Quadrillen, Schauspiel, Abendessen, Spiel, Markt, kurz Alles, was erforderlich war, sich acht Stunden lang angenehm die Zeit zu vertreiben."

„Dieses Fest vermehrte indessen noch die Verstimmung der Prinzen vom Geblüte und von da an benahm sich die Königin, die sich nicht zu verstellen wußte, gewöhnlich sehr kalt gegen den Herzog von Chartres. Er seinerseits zeigte unter allen Prinzen vom Geblüte die größte Verstimmung und grollte am meisten wegen des Vorgefallenen. Mit Absicht sah man ihn immer begierig jeden Anlaß ergreifen, die Königin zu tadeln und sie und die Glieder der Gesellschaft Polignac, welche ihren engeren Kreis bildeten, lächerlich zu machen. Eben so wenig schonte er den König. So wußte er zum Beispiel, daß dieser die englischen Moden und Gebräuche nicht leiden konnte; ihm war das genug, sie mit einer Art von Wuth anzunehmen und sich immer so dem Könige vorzustellen. Jagte man mit dem Könige, so sah man strenge darauf, daß Jeder Equipagen nach französischer Art hatte, was indessen den Herzog von Chartres nicht hinderte, sich auf diesen Jagden mit englischen Equipagen zu zeigen. Des Königs zu große Güte oder Schwäche ließ ihn diese und andere Unschicklichkeiten ertragen, so ungehalten er auch oft über den Prinzen war. Unter Ludwig XIV. und selbst unter Ludwig

XV. wäre so etwas nicht geduldet worden. Kurz, es ist eine bestimmte Thatsache, daß fast seit dem Anfange der Regierung Ludwigs XVI. bis zur Revolution der Herzog nicht aufgehört hat, den Hof zu necken oder sich in Widerspruch mit der Regierung zu setzen. Ein Beispiel hievon will ich noch anführen:

„Sein Vater, der dicke Herzog von Orleans, war der erste Prinz vom Geblüte. In dieser Eigenschaft hatte er das Vorrecht, daß viele seiner Hausoffiziere vom Könige bezahlt wurden. Durch seinen Tod mußte der Herzog von Chartres, der ihm nachfolgte, die Vortheile und Vorrechte dieses Ranges verlieren; sie mußten auf den Herzog von Angouleme, ältesten Sohn des Grafen von Artois, übergehen. Nichts desto weniger sagte mir im Vertrauen der Herzog, einige Tage nach dem Tode seines Vaters, er sei auf's Bestimmteste benachrichtigt worden, der König würde ihm den Rang des ersten Prinzen vom Geblüte gewähren, wenn er ihn darum bäte. Ich beeilte mich, ihm zu dieser Gunst Glück zu wünschen; zu meinem großen Erstaunen aber versetzte er: „Sie irren sich, ich werde nicht darum bitten und will diese angebotene Gunst nicht." — „Und warum denn?" — „Sehen Sie denn nicht, sagte er, daß man mich nur deswegen als ersten Prinzen vom Geblüte will, weil die Königin wünscht, daß man den Kindern des Grafen von Artois den Rang von Söhnen von Frankreich gebe." — „Aber, mein Gott, was liegt Ihnen am Beweggrunde? Nehmen Sie nur erst den Vortheil, den es Ihnen gewährt, an." — „Nein, ich lasse mich nicht von ihnen narren. Ich will nicht erster Prinz vom Geblüte sein; der Herzog von Angouleme soll es sein und nicht Sohn von Frankreich werden." — So beraubte er sich also, aus Widerspruchsgeist und um die Königin zu ärgern, eines sichern Vortheils und schadete sich selbst. Es geschah übrigens, was ich vorhergesehen hatte: er wurde nicht erster Prinz vom

Geblüte und die beiden Söhne des Grafen von Artois wurden als Söhne von Frankreich anerkannt.“ [1])

„Zwei ernstere Anlässe trugen noch dazu bei, die Verstimmung des Herzogs von Orleans gegen den Hof und die Regierung zu vermehren; seine Demüthigung bei Gelegenheit des Gefechtes bei Quessant [2]) und die Weigerung des Königs, ihm die Großadmiralstelle, um die er gebeten hatte, zu gewähren. In Beziehung auf den ersten Punkt hat es sich seitdem klar herausgestellt, daß die öffentliche Meinung irre geleitet worden war und der Prinz während dieses ganzen Gefechts sehr glänzende Tapferkeit bewiesen hatte. Der Herzog blieb darum aber nicht minder erbittert wegen des falschen Gerüchts, das man über seinen Mangel an Muth ausgestreut hatte, und seine Er-

---

[1]) Kinder von Frankreich (enfants de France) hießen alle rechtmäßigen Kinder eines Königs von Frankreich und die von dem ältesten abstammenden Enkel. Prinzen vom Geblüte (princes du sang) hießen alle übrigen Kindeskinder und die Prinzen der Seitenlinien des königlichen Hauses. St.

[2]) Das Seegefecht bei Quessant fiel am 27. Juli 1778 im Kanal vor. Der Herzog befand sich auf dem Schiffe Saint-Esprit, das zur Nachhut gehörte. Durch eine unvorgesehene Bewegung gerieth es in's Vordertreffen und wurde von den Engländern stark beschossen. Während der Kanonade, so versicherte man, habe sich der Herzog im untern Theile des Schiffes verborgen gehalten; andere Berichte meldeten dagegen, er sei immer dem Feuer ausgesetzt gewesen. Ganz gewiß ist es, daß er die Signale des Admiralschiffes nicht verstand oder nicht bemerkte, und dadurch Schuld daran war, daß dieses Gefecht Frankreich nicht die Vortheile brachte, die sonst unfehlbar gewesen wären. Statt ihn zum Großadmiral zu befördern, ernannte der König ihn später, mit Berufung auf des Herzogs gute Dienste im Gefechte bei Quessant, zum Generalobersten der Husaren, was wie eine Ironie klang und von ihm auch wahrscheinlich so aufgenommen wurde. St.

bitterung stieg noch, als man ihm später die Großadmiralstelle abschlug."

„Dieser, ich möchte sagen, verhängnißvollen Verkettung von Reibungen zwischen dem Hofe und dem Herzoge von Orleans und von mehr oder weniger bedeutenden Ungebührlichkeiten des Letztern, stehe ich nicht an, den Haß zuzuschreiben, der diesen unglücklichen Fürsten in seine revolutionäre Bahn hineingetrieben hat."

„Billigkeit und Unpartheilichkeit machen es mir zur Pflicht, ehe ich diese unvollständige Skizze seines Charakters schließe, von den guten Eigenschaften, die ich an ihm bemerkt habe, nicht zu schweigen."

„Eine Neigung, die man leider bei vielen Prinzen antrifft, war ihm durchaus fremd. Er fürchtete, die Personen, die er bei sich empfing oder in der Welt antraf, welchen Ranges und Standes sie auch sein mochten, in Verlegenheit zu setzen. Er war im Gegentheil darauf bedacht, es ihnen leicht zu machen; ja es war ihm dieses ein Bedürfniß, denn er haßte jeden Zwang und nichts machte ihn selbst verlegener, als sich mit verlegenen Personen zusammenzufinden."

„In seinem Frohsinn war er immer ohne Falsch. Er hatte auch Eigenschaften, die in der Regel nur von Seelengüte herrühren. So war ich Zeuge eines Vorfalls, der ein rührendes Zartgefühl verrieth. — Er liebte leidenschaftlich Schußjagden und schoß selbst sehr gut. Einst, als er in einem Weinberge voll Trauben jagte, hatte er seiner Begleitung strenge verboten, die Trauben anzurühren. Ein Rebhuhn ging dicht hinter ihm auf. Er legte an, denn er sah Niemanden in der Richtung seines Schusses. Im Augenblicke aber, wo er abfeuerte, richtete sich sein Läufer, Namens Joseph, der sich, um Trauben zu essen, verborgen und an die Erde gekauert hatte, plötzlich empor

und erhielt, auf zwölf Schritte weit, den ganzen Schuß in die Schulter und den Hals. Die Wunde war sehr schwer, aber nicht tödtlich. Vom lebhaftesten Schmerze ergriffen, stürzte der Herzog auf seinen Diener zu, führte und pflegte ihn selbst und besuchte ihn täglich, bis er geheilt war. Dann gab er ihm eine glänzende Versorgung und entband ihn jedes Dienstes. Der Läufer aber, der sehr an ihm hing, erbat sich und erhielt die Erlaubniß, bei seinem Herrn zu bleiben, beschäftigte sich indessen nur, womit er wollte. Seit diesem Unfalle gab der Herzog die Schußjagden für immer auf; und mehr als einmal gestand er mir nachher, wenn er eine Flinte in der Hand habe, so ergreife ihn ein Zittern und er glaube, einen Menschen vor der Mündung des Laufes zu sehen."

„Sein Wort hielt er sehr gewissenhaft und glaubte sich durch eine einzige, selbst unbedachtsame Aeußerung unwiderruflich gebunden. Er war äußerst schüchtern und gerieth leicht in Verlegenheit, sobald er sich nur von seiner gewohnten Lebensart entfernte. Für einen Prinzen ist dieses vielleicht ein Fehler, aber dieser Fehler hängt durchgehends mit Sanftmuth und Herzensgüte zusammen. So brachte er es z. B. nie dahin, seine Schüchternheit zu überwinden, wenn er öffentlich reden sollte. Zu einer Sitzuug des Parlaments, wo er sich dem Willen des Königs widersetzen wollte, hatte man ihm einige Zeilen, die er sagen mußte, aufgeschrieben. Im Augenblicke, wo er sie ablesen wollte, wurde er verlegen, stotterte und machte sich kaum verständlich. Eben so erging es ihm in der Versammlung der Generalstaaten. Zu Anfange dieser Versammlung hatte er seinen Freunden versprochen, in der Adelskammer das Wort zu nehmen, um die Minderzahl aufzufordern, sich mit dem dritten Stande zu vereinigen. Auch diesesmal hatte man ihm einige Zeilen aufgesetzt; als er sie aber lesen wollte, verlor er die Be-

sinnung, und man mußte die Fenster öffnen, um ihn wieder zu sich zu bringen."

„Und einen solchen Charakter hat man in der Revolution von Gräuel zu Gräuel geführt, bis er endlich für den Tod des Hauptes seines Hauses stimmte!!! — Ohne Zweifel muß man eben in dieser Schwäche und Schüchternheit den wahren Aufschluß über Manches in seinem Betragen suchen. Von verderbten Menschen, die sich seiner bemächtigt hatten, umgeben und hingerissen, hat er sich von einem Schritte zum andern verführen lassen, ohne jemals die Kraft zu haben, stille zu stehen und noch viel weniger zurückzugehen."

So weit gehen die Aufzeichnungen des Grafen von der Mark über die Personen, deren Bild er hatte entwerfen wollen. Der Unpartheilichkeit seiner Urtheile wird, so glauben wir, jeder Leser mit uns Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie sind auf Thatsachen gegründet, von denen er Augenzeuge oder der Vertraute gewesen, und die Art wie er sie erzählt kann über die gewissenhafte Wahrheitsliebe des Erzählers keinen Zweifel lassen.

Nach ähnlichen, aber weniger vollständigen Aufsätzen wollen wir nun erzählen, was sich in Beziehung auf die Verbindungen des Grafen von der Mark mit dem Grafen von Mirabeau, vor dem Anfange ihres vertrauteren Umgangs, zugetragen, und werden dann zu den Thatsachen und Verhältnissen übergehen, welche die am Schlusse dieser Einleitung mitgetheilte Korrespondenz, und sämmtliche daran sich knüpfenden Schriften Mirabeau's für den Hof veranlaßten.

Graf von der Mark, ein, wie man gesehen hat, verständiger, beobachtender Geist, belehrte sich gerne und machte gerne, auch

außerhalb der Gesellschaft, die ihm seine Pflichten, sein Rang und seine Familienverbindungen anwiesen, mit bedeutenden Männern Bekanntschaft. In dieser Gesellschaft, die, wie er selbst gesteht, ausschließlich die gute zu sein glaubte, wurden die Menschen selten nach Geist und Talent geschätzt; persönliches Benehmen, Unterwürfigkeit unter die Formen und Gewohnheiten des Hofes, waren schnellere und sicherere Bürgen des Erfolgs, als ausgezeichnete Eigenschaften, oder gründliche Kenntnisse; und so erhielt die Mittelmäßigkeit häufig bei ihr den Vorzug. Wir wissen es, in dieser Gesellschaft hätte Graf von der Mark nie den Grafen von Mirabeau antreffen können, den verschiedene Schriften, scandalöse Prozesse, und die Verfolgungen seines Vaters schon berühmt und berüchtigt gemacht hatten. Herr Senac von Meilhan, jener Intendant der Provinz Hennegau, von dem schon die Rede gewesen, war es, der im Jahre 1788 dem Grafen von der Mark vorschlug, ihm die Bekanntschaft Mirabeau's zu verschaffen. Der Graf nahm den Vorschlag bereitwillig an, und man kam überein, daß Herr von Meilhan mit Mirabeau bei dem Prinzen von Poix, dem Gouverneur von Versailles, speisen würde, wo sich auch die Prinzessin von Poix, der Graf und die Gräfin von Tessé, Herr von Mun und der Vicomte von Noailles einfanden, die alle ebenfalls begierig waren, Mirabeau kennen zu lernen.

Als Graf von der Mark ihn hereintreten sah, fiel ihm sein Aeußeres auf. Mirabeau war ein hoher, breitschulteriger, schwerer Mann. Seinen schon an sich unverhältnißmäßig dicken Kopf machte ein enormer, stark gelockter und gepuderter Haarwuchs noch dicker. Er trug ein Stadtkleid; die Knöpfe daran, von farbigen Steinen, waren übermäßig groß, eben so die Schnallen auf den Schuhen; kurz, in seinem ganzen Anzuge bemerkte man eine, mit dem Geschmacke der Hofleute unvereinbare Uebertrei-

bung. Große Blatternarben entstellten seine Gesichtszüge; sein Blick war bedeckt, sein Auge aber voll Feuer. Er wollte höflich erscheinen, übertrieb indessen seine Verbeugungen, und seine ersten Worte waren gesuchte, ziemlich alltägliche Komplimente. Kurz er hatte weder die Formen noch den Ton der Gesellschaft, worin er sich befand, und obschon er ihr durch Geburt gleich war, so sah man doch bald an seinem Benehmen, daß es ihm an jener Leichtigkeit fehlte, die sich nur in stetem Umgange mit der vornehmen Welt erwirbt.

Während des Essens bewegte sich das Gespräch durchgehends in Gemeinplätzen, was indessen Mirabeau nicht abhielt, mehrmals feine, geistreiche Worte hineinzuwerfen, die er aber auch gleich darauf wieder durch übertrieben höfliche Phrasen verdarb; besonders fehlte es ihm gegen die Frauen an Grazie und Leichtigkeit. Als aber nach dem Essen Meilhan das Gespräch auf Politik und Verwaltung führte, schwand plötzlich Alles, was Anfangs in Mirabeau's Aeußerem als lächerlich hatte auffallen können. Man bemerkte nur den Reichthum und die Richtigkeit seiner Ideen, und er riß Jeden durch seinen glänzenden, energischen Ausdruck hin.

Graf von der Mark fand Gelegenheit, mit ihm allein über Deutschland zu sprechen. Einige Schriften Mirabeau's über dieses Land waren schon erschienen; und der Graf bemerkte, daß er darüber noch besser sprach, als er darüber geschrieben hatte. Ueberhaupt war er mit Mirabeau's Unterredung so zufrieden, daß er sich vorsetzte, noch öfter mit ihm zusammenzutreffen. Letzterer kam auch diesem Wunsche von selbst entgegen, indem er den Grafen von der Mark bat, ihn besuchen zu dürfen, und die Bereitwilligkeit, womit diese Bitte gewährt wurde, bewies ihm den tiefen Eindruck, den er auf den Grafen gemacht hatte. Man versprach sich also, sich wiederzusehen.

Graf von der Mark führt eine ziemlich spaßhafte Anekdote von diesem Essen an. Für die Mehrzahl der Gäste war Necker der Gegenstand einer Art von Anbetung. Mirabeau dagegen hatte die Operationen und den administrativen Ruf des Generalkontroleurs sehr heftig angegriffen. Der Prinz von Poix, der wenig las und mit den öffentlichen Angelegenheiten eben nicht vertraut war, hatte Mirabeau's Bemerkungen nicht recht aufgefaßt, und Meilhan hatte das Gespräch, so oft man auf Necker kam, auf einen andern Gegenstand zu leiten gesucht. Im Augenblicke aber, wo Mirabeau weggehen wollte, hielt der Prinz von Poix, in der Ueberzeugung, Jeder dächte über Necker und dessen Verwaltung wie er, ihn an und sagte zu ihm: „Einen Augenblick! Wir haben nicht von Necker gesprochen. Aha! zum Beispiel, das ist ein Mann!" — Ueberrascht stutzte Mirabeau einen Augenblick, trat dann zwei Schritte zurück, verbeugte sich tief vor dem Prinzen und sagte: „O ja, das ist ein großer Taschenspieler!" — Der Prinz wußte nicht recht, was er mit dieser Antwort machen sollte; man grüßte sich und ging auseinander.

Nach diesem Essen bei dem Prinzen von Poix sahen die Grafen von Mirabeau und von der Mark sich öfter. Dieser lud jenen mehrmals zu Tische, und sorgte immer dafür, ihn mit Personen zusammenzubringen, die ihm angenehm waren, und durch Geist und Kenntnisse das Gespräch belebten; so wie z. B. die Herren von Meilhan, du Bucq, ehemaliger erster Commis im Marine-Ministerium, und der Vicomte von Noailles, der, wie Graf von der Mark bemerkt, immer zu vorlaut war, und Mirabeau durch seine ausschließliche Bewunderung Preußens ungeduldig machte.

Als der Herzog von Orleans erfuhr, daß der Graf von der Mark mehrmals Mirabeau bei sich gehabt hatte, äußerte er den

Wunsch, sich dort mit ihm zusammenzufinden. Mirabeau, so schien es, fühlte sich dadurch geschmeichelt und nahm die Einladung des Grafen gerne an; dieses Essen war aber nicht angenehm, die Gäste schieden wenig befriedigt von einander, und einige Tage nachher sagte Mirabeau zum Grafen, wie dankbar er ihm auch dafür sei, daß er ihn in eine Welt eingeführt, der er bis dahin fast ganz fremd geblieben sei, so müsse er ihm doch gestehen, daß das Gespräch des Herzogs von Orleans ihm mißfallen habe; er wiederholte sogar mehrmals, dieser Prinz flöße ihm weder Neigung noch Vertrauen ein.

Dieses waren die Anfänge der Verbindung des Grafen von der Mark mit Mirabeau. Vertraut wurde diese Verbindung erst im Jahre 1789, wo sie sich in der Versammlung der Generalstaaten wiederfanden.

Als diese Versammlung einberufen wurde, theilte Graf von der Mark mit den meisten Weltleuten den Wunsch, dafür gewählt zu werden. Zwar war er österreichischer Unterthan und befehligte ein deutsches Regiment; dieses Regiment aber stand im Dienste Frankreichs, und war der Graf auch nicht als Franzose naturalisirt worden, so besaß er doch durch seine Gemahlin in Frankreich beträchtliche Güter. Ueberdieß war es, nach der angenommenen Art der Einberufung, zur Wählbarkeit nicht nöthig, als Franzose naturalisirt zu sein. Für Adelige reichte es hin, in Frankreich ein Lehen zu besitzen, für den Klerus, geistliche Gewalt in Frankreich auszuüben. So wurden z. B. der Prinz von Salm, Bischof von Tournay, und der Graf von Arberg, Bischof von Ypern, zu Gliedern des geistlichen Standes in den Generalstaaten von den Pfarrern des in Frankreich liegenden Theiles ihrer Diözesen gewählt.

Graf von der Mark stellte sich also beim Amte der Landschaft von Quesnoy, in deren Bezirke das Gut Raismes lag,

das er von seiner Gemahlin hatte. Da die meisten Lehen dieses Amtes Adeligen gehörten, die in den österreichischen Niederlanden wohnten, so erhielt er ohne Schwierigkeit ihre Vollmachten, und mit Hülfe derselben und vieler Stimmen der Edelleute der Gegend wurde er Deputirter des Amtes Quesnoy; der andere Deputirte dieses Adels war der Herzog von Croy.

Der Graf wohnte der Eröffnungssitzung der Generalstaaten am 5. Mai 1789 bei, und unter seinen Papieren findet sich eine Aufzeichnung über diese Sitzung, die hier angeführt zu werden verdient:

Herr de la Fare, Bischof von Nancy, ein Mann von sanftem Charakter, aber geringer Beredsamkeit, war von dem Könige beauftragt worden, in der Ludwigskirche zu Versailles in Gegenwart des Hofes und der Deputirten die Eröffnungsrede zu halten. In dieser Rede entwickelte er in emphatischer, übertreibender Weise eine lange Reihe von Plagen und Bedrückungen, unter denen das Landvolk erliege; und wandte sich dann gegen den König mit diesen Worten: Und alles dieses geschieht im Namen des besten der Könige!! — Diese Wendung hatte die beabsichtigte Wirkung. Der Redner wurde mit Begeisterung, ja mit Wuth von denen beklatscht, die schon mit dem Gedanken an eine Revolution umgingen. Der Bischof hielt sich gewiß für einen guten Royalisten; aber die Sucht Effekt zu machen, vielleicht auch der Wunsch, den philosophischen Ideen der Zeit nicht fremd zu scheinen, riß ihn hier über die Grenzen der Wahrheit hinaus, und ließ ihn eine Unschicklichkeit, wenn nicht eine Ungerechtigkeit begehen. [1])

Die Debatten, die gleich in den ersten Tagen zwischen den drei Ständen der Versammlung statt fanden, sind zu bekannt,

[1]) Note 9.

als daß es nöthig wäre, hier davon zu sprechen. Graf von der Mark blieb dem Willen der Majorität seines Standes treu, denn, sagt er, er sei immer der Meinung gewesen, ein politischer Körper bringe sich in eine revolutionäre Stellung, sobald die Beschlüsse seiner Mehrzahl die Minderzahl nicht mehr binden. Erst mit der Mehrzahl des Adelstandes ging er daher, nachdem der König es förmlich befohlen hatte, zu den zwei andern Ständen über.

Bis zu diesem Augenblicke hatten der Graf und Mirabeau sich in der Versammlung nicht gesehen; wenige Tage aber nach der Vereinigung der drei Stände nahte sich Mirabeau jenem mit den Worten: „Kennen Sie ihre alten Freunde nicht mehr? Sie haben mir noch nichts gesagt!" Graf von der Mark bemerkte ihm, sie hätten sich nicht sehen können, da sie sich nicht in demselben Saale befunden, fügte aber gleich hinzu, jetzt, wo sie sich täglich in der Versammlung treffen würden, hoffe er ihn oft zu sehen und sich mit ihm zu unterhalten. Mirabeau versetzte: „Mit einem Aristokraten wie Sie werde ich mich immer leicht verstehen." — Einige Tage nachher lud Graf von der Mark ihn ein, allein mit ihm zu speisen, was Mirabeau annahm. Kaum war er beim Grafen eingetreten, so sagte er zu ihm: „Sie sind sehr unzufrieden mit mir, nicht wahr?" — „Mit Ihnen und mit vielen Andern." — „Wenn das ist, so müssen Sie mit denen im Schlosse anfangen. Das Staatsschiff wird von dem heftigsten Sturme gepeitscht, und Niemand ist am Steuer."

In diesem Tone fuhr Mirabeau lange fort, steigerte sich bis zur Leidenschaft über die Fehler die man schon begangen, und klagte Necker der Unfähigkeit und Unwissenheit an. Es sei, behauptete er, schimpflich für diesen Minister, daß er nicht gleich

bei Eröffnung der Versammlung mit einem allgemeinen Finanzplan aufgetreten, der nicht blos das elende Defizit von 140 Millionen gedeckt, sondern auch noch die Einkünfte des Königreichs für die Zukunft vermehrt hätte. Für ein Land wie Frankreich sei es ein wahres Spiel, dieses Ziel zu erreichen; dazu gehörten aber tiefere Einsichten und kühnere Entwürfe als die des Ministers, der, nach seiner Meinung, seiner Stelle in keiner Hinsicht gewachsen sei.

Ohne sich auf eine Erörterung über diese wichtigen Punkte einzulassen, erwiederte Graf von der Mark nur: „Aber wo wollen denn Sie auf dem brandstifterischen Wege hin, den Sie in und außer der Versammlung eingeschlagen?"

„Frankreichs Schicksal ist entschieden!" rief Mirabeau, „die Worte Freiheit, Steuerbewilligungsrecht sind durch das ganze Königreich erschollen. Man kann da nicht wieder heraus, ohne eine der englischen mehr oder weniger ähnliche Regierung."

Durch alle diese Deklamationen, und seine verachtende Sprache über die Minister hindurch, zeigte er sich indessen doch monarchisch; wiederholte, nicht seine Schuld sei es, daß man ihn zurückstoße, und ihn nöthige, seiner persönlichen Sicherheit wegen sich zum Haupte der Volkspartbei aufzuwerfen. „Die Zeit ist gekommen, sagte er, wo man die Menschen darnach schätzen muß, was sie in dem kleinen Raume unter der Stirne zwischen den Augenbraunen tragen."

Vergebens wollte Graf von der Mark ihm beweisen, daß alles dieses die Vermessenheit seiner revolutionären Reden in der Versammlung weder rechtfertige noch entschuldige, und seine Beredsamkeit, wie bewundernswerth sie auch sei, das Unglück nicht aufwiege, das sie über's Land bringe: — „An dem Tage, erwiederte er, wo die Minister des Königs darein willigen werden,

mit mir zu sprechen, wird man finden, daß ich der Sache des Königs und der Monarchie ergeben bin." Als ihn dann der Graf fragte: „Aber wohin wird der jetzige Gang der Dinge führen?" antwortete er: „Zum Verderben Frankreichs, und will man es retten, so darf man die einzigen Mittel, die dazu geeignet sind, keinen Augenblick zu ergreifen säumen. Das jetzige System ist absurd, unsinnig. Man überläßt die Versammlung sich selbst, und schmeichelt sich, sie entweder durch Gewalt zu unterjochen, wie die aristokratische Partei vorhat, oder sie mit Necker's hohlen und schwulstigen Phrasen zu beschwichtigen, während die Regierung bemüht sein müßte, sich aus den Gliedern, die stark genug sind, die Versammlung zu lenken, zu beruhigen oder mit sich fort zu reißen, eine Partei zu bilden."

So sprach Mirabeau gegen Ende Juni 1789. Nach dem Essen, als sie von einander gehen wollten, sagte er zum Grafen von der Mark: „Ich wünschte sehr, wir könnten uns oft so vertraut wiedersehen." Als er fort war, dachte der Graf lange über Alles nach, was er so eben gehört hatte. Die Gefahren des Augenblicks sah er deutlicher ein; begriff die ganze Bedeutung der Rolle, welche Mirabeau in den bevorstehenden denkwürdigen Ereignissen zu spielen berufen war, und beschloß, ihn in der Nähe zu beobachten, und das Vertrauen, das er ihm bewies, und ihm mit den lebhaftesten Versicherungen der Ergebenheit und Freundschaft betheuerte, so viel als möglich zu benutzen.

Es vergingen einige Tage, ehe Mirabeau wieder bei dem Grafen speiste. Dießmal waren der Herzog von Lauzun, der Herzog von Arenberg, älterer Bruder des Grafen, und einige andere Personen mit bei Tische. Graf von der Mark bat Mirabeau, von den Ereignissen des Tages wenig zu sprechen, oder sich wenigstens ohne Heftigkeit über die Personen zu äußern. Mirabeau versprach es und hielt Wort, beim Weggehen aber

sagte er leise zum Grafen: „Machen Sie doch, daß man auf dem Schlosse wisse, daß ich mehr für sie als wider sie bin.“

Diese Worte und einige andere dieser Art, die Mirabeau früher entwischt waren, enthüllten dem Grafen von der Mark die wahren Gesinnungen des ungestümen Tribuns. Er sah wohl ein, der König habe nichts besseres zu thun, als die Häupter der revolutionären Partei für sich zu gewinnen, und unter diesen war Mirabeau ohne Widerrede das mächtigste, das hervorragendste, dasjenige, auf dessen Besitz es am meisten ankam. Eine Furcht hielt indessen den Grafen zurück. Er hatte Mirabeau in Verdacht, käuflich zu sein. Würde ein solcher Mann der Monarchie aufrichtig und treu dienen? War er nicht schon im Geheimen mit der Partei Orleans verbunden? — Ueber den ersten Punkt beruhigte ihn bald ein um diese Zeit eintretendes Ereigniß: der Tod des Marquis von Mirabeau am Vorabende der Einnahme der Bastille [1]). Er hinterließ seinem Sohne ein Vermögen von 50,000 Livres Einkommen in Grundeigenthum; daneben aber viele Schwierigkeiten wegen der Theilung mit seinem Bruder und seinen Schwestern.

Als Graf Mirabeau dem Grafen von der Mark den Tod seines Vaters anzeigte, sagte er zu ihm: „Ich werde einstweilen keinen Thaler aus der Erbschaft meines Vaters beziehen, und habe keine Zeit, mich mit meinen eigenen Geschäften, die alle meine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen würden, abzugeben; mir fehlt es alle Tage an Geld, sogar um meinen Bedienten zu bezahlen.“ — Diese Worte waren gewiß der klarste Beweis, daß Mirabeau von keiner Partei, so wenig von dem Herzog

---

[1]) Der Marquis von Mirabeau, Vater des Grafen von Mirabeau, geboren im Jahr 1715, starb am 13. Julius 1789.

von Orleans als von irgend einem andern, Geld weder erhalten hatte noch erhielt. Sie bewiesen auch, daß er, während die öffentlichen Angelegenheiten ihn beschäftigten, die großen Vortheile, die das Ordnen seiner eigenen ihm verschafft haben würde, versäumte.

Am 15. Juli 1789, an dem Tage wo Bailly zum Maire von Paris und Lafayette zum Obergeneral der Nationalgarde erwählt wurden, sagte Mirabeau zum Grafen von der Mark: „Hätte, wegen des Todes meines Vaters, der Anstand mir nicht verboten, mich öffentlich zu zeigen, so bin ich gewiß, ich wäre an Bailly's Stelle zum Maire von Paris ernannt worden." Die bestunterrichteten Personen jener Zeit haben dieses bestätigt; und es ist um so wahrscheinlicher, daß es Mirabeau gelungen wäre, da die Wahl des Maire in einem Augenblicke populärer Aufregung entschieden, und Bailly nur ernannt wurde, nachdem einige Personen den Truppencordon zwischen Versailles und Paris überschritten, und über sein Betragen in der Nationalversammlung berichtet hatten. Das Pariser Stadthaus war von einer ungeheuren Menge überfüllt; die Wahl geschah nicht durch Abstimmung, sondern durch lauten Zuruf, und es läßt sich nicht leugnen, daß Mirabeau's Name bei dieser Menge bekannter und beliebter war als der Name Bailly's.

Wäre Mirabeau gewählt worden, so hätte sich der König sogleich in der Nothwendigkeit befunden, mit ihm zu verkehren, und gewiß hätte Mirabeau ihm andere Gedanken über die Art, wie man die öffentliche Meinung einer Stadt, welche die ganze Revolution in ihrem Schoße trug, leiten müsse, beigebracht. Ist es nicht erlaubt, anzunehmen, daß er sich dem Könige verständlich gemacht, sein Vertrauen bald gewonnen, und ihn, ehe das Uebel zu tief eingewurzelt war, zu entscheidenden, rettenden Maßregeln beredet haben würde? — Nun aber konnte er, der Verdächtige,

der bloße Deputirte, von den Ministern gefürchtet, beneidet, oder gehaßt, nicht bis zum Könige durchdringen, und wurde sorgfältig von ihm fern gehalten. So mußte er denn, um zu dem Ziele zu gelangen, wonach er gleich bei der Eröffnung der Generalstaaten strebte, und dem er durch die Ernennung zum Maire von Paris schnell zugeführt worden wäre, ein volles Jahr warten. Während dieses Jahres drängten sich die Ereignisse mit entsetzlicher Schnelle vorwärts, und rissen ihn zu jener feindseligen, gewaltsamen Rolle hin, welche die vermittelnde Stellung, die er erst vom 10. Mai 1790 an einnehmen konnte, für den Erfolg um so schwieriger, für ihn selbst um so gefährlicher machte.

Mirabeau hatte sich unterdessen in der Nationalversammlung durch die berühmte Adresse an den König um Zurückziehung der Truppen ausgezeichnet. Diese Adresse war nicht ganz sein Werk. Er lebte nämlich damals in vertrautem Umgange mit drei, durch Talent und Geist ausgezeichneten, aber sehr republikanisch gesinnten Genfern. Zwei derselben hatten ihr Vermögen in England, und bezogen von dort Pensionen. Der eine hieß Dumont; dieser redigirte die Adresse, zu welcher Mirabeau, im Gespräche mit ihm, die Hauptideen angegeben hatte, und der er hernach durch einige Aenderungen und Zusätze sein Gepräge aufdrückte. Der zweite Genfer, Clavieres, wurde später mit den Girondisten Finanzminister. Der dritte, Duroveray, war ein Mann von wunderbarer Thätigkeit, der überall hinging, und sich mit Allem, was man in Paris sagte und that, bekannt machte. Kam er dann zurück, so schmeichelte er Mirabeau durch die Erzählung des Lobes, das er in öffentlichen Versammlungen und unter dem Volke über ihn gehört hatte. Dadurch gewann Mirabeau Vertrauen zu seiner Popularität, die er selbst unermeßlich nannte, die auch allerdings sehr groß war, und denen, gegen die er sie anwendete, sehr gefährlich werden konnte.

Nachdem Graf von der Mark alle Umgebungen Mirabeau's beobachtet, und von ihm selbst solche vertrauliche Mittheilungen, wie die angeführten, erhalten hatte, war er mehr als jemals überzeugt, unter den Häuptern der Revolution, welche die Regierung an sich zu ziehen suchen müsse, sei Mirabeau bei weitem der bedeutendste, derjenige, auf den es am meisten ankomme. Er beschloß daher, hievon mit dem Erzbischofe von Bordeaux, Herrn von Cicé, der damals Großsiegelbewahrer war, zu sprechen. In früherer Zeit hatte er diesen bei dem Herzoge von Choiseul gesehen, war aber, seitdem der Erzbischof Minister geworden, nicht mehr mit ihm zusammengekommen. Er hielt ihn für einen entschiedenen Anhänger Neckers, und versprach sich bei ihm wenig Wirkung von seinen Ansichten über die Gefahren, die den König und Frankreich bedrohten, und über die Nothwendigkeit, Necker aus dem Ministerium zu entfernen. Sehr überrascht war daher der Graf, als der Erzbischof, gleich beim Beginne der Unterredung zu ihm sagte: „Necker richtet Frankreich zu Grunde; es ist nichts mit ihm zu machen." — Er ließ sich dann weitläufig hierüber aus, und gestand, er habe sich lange über Necker's Fähigkeiten getäuscht; seit der Eröffnung der Generalstaaten sei er aber ganz von diesem Irrthume zurückgekommen, und habe die Ueberzeugung gewonnen, alles würde nur schlimmer und schlimmer gehen, so lange dieser Minister am Ruder bleibe. Er stimmte ganz in des Grafen Ansicht ein, man hätte gleich zu Anfange der Versammlung versuchen müssen, die Glieder, die sich gegen die Regierung am feindseligsten bewiesen, zu gewinnen, was damals leicht gewesen wäre. Unter diesen Gliedern nannte er den Abbé Sieyes, Barnave, mehrere Andere, und vor Allen Mirabeau. „Aber," fügte er hinzu, „so lange Necker Minister ist, darf man

sich keinen Schritt dieser Art versprechen, und ich selbst kann in dieser Hinsicht keinen Einfluß auf ihn ausüben."

Graf von der Mark verließ den Großsiegelbewahrer, fest überzeugt, man könne von dieser Seite nichts Ersprießliches erwarten und zwar um so weniger, als er bemerkt hatte, der Erzbischof habe von seinen eigenen Kräften eine zu hohe Meinung und halte sich selbst für den Einzigen, der Necker ersetzen könne. Als er nach dieser Unterredung den Grafen von Mirabeau wiedersah, gestand er ihm, wie sehr ihn der Gang der Angelegenheiten mit Kummer erfülle. Mirabeau ging ganz in seine Ansichten ein und führte eine ganz andere Sprache, als auf der Tribune der Nationalversammlung oder in der Gesellschaft der Revolutionäre. Graf von der Mark nahm nun keinen Anstand, ihm diesen Widerspruch mit sich selbst ziemlich scharf vorzuhalten. Mirabeau war gegen solche Vorwürfe nicht unempfindlich, gestand sogar, daß er sie verdiene. „Aber," fügte er hinzu, „welche Stellung ist es mir denn möglich zu nehmen? Die Regierung stößt mich zurück; ich kann mich nur der Opposition, die revolutionär ist, anschließen, oder ich laufe Gefahr, meine Popularität, die meine Stärke ausmacht, zu verlieren. Die Heere stehen einander gegenüber; man muß unterhandeln oder sich schlagen. Die Regierung, die weder das Eine noch das Andere thut, spielt ein sehr gefährliches Spiel."

So sehr er mit seinem Freunde über die Bahn, die er verfolgen würde, wenn er sich in einer andern Stellung befände, übereinstimmte, so entschlossen zeigte er sich, einstweilen diejenige nicht zu verlassen, die ihm die Erhaltung seiner Popularität sicherte. So wie die Sachen einmal standen, war es schwer, dieses System zu verdammen, und die Schwierigkeit vermehrte sich noch durch den Umstand, daß Mirabeau, während der Debatten der Versammlung über die wichtigsten Fragen, ungeachtet der

Abneigung der Regierung gegen ihn, dennoch monarchische Grundsätze verfocht. So sprach er sich energisch für das absolute Veto des Königs aus und verzichtete nur deswegen auf Behauptung seiner Ansicht in der Versammlung, weil Necker selbst die Sache des Königs verrieth, indem er sich mit dem suspensiven Veto zufrieden erklärte [1]). Mirabeau hatte über diese Frage eine von einem gewissen Reibasc unter seiner Leitung redigirte Ausarbeitung bereit, nahm aber nicht wieder das Wort, als er erfuhr, daß der Minister selbst das monarchische Prinzip aufgab; denn er sah voraus, er würde unterliegen, wenn er sich allein blosstellte und wollte sich daher keiner Niederlage aussetzen.

„So mißbilligte Mirabeau auch sehr laut Alles, was in der berüchtigten Nacht vom 4. August 1789, die er eine Orgie nannte, vorgefallen war; in jener Sitzung, wo der Wahnsinn der Versammlung nicht blos die Abschaffung aller Feudalrechte, ohne Entschädigung, dekretirte, sondern gewissermaßen die Grundlagen jedes Eigenthums in Frankreich vernichtete [2]). Zum Voraus davon unterrichtet, was man in dieser Sitzung vorhatte, ging er nicht hin, rückte aber in den damals unter seiner, Dumont's und Durovera's Leitung erscheinenden Courrier de

---

[1]) Note 10.

[2]) Man hat während der Revolution die Bemerkung gemacht, daß die Abendsitzungen, die häufig Nachtsitzungen wurden, durchgehends aufgeregter und stürmischer waren, als die Morgensitzungen, weil die Köpfe mehr oder weniger vom Weine erhitzt waren. Damals speiste man nämlich früher als gegenwärtig. So hingen Dekrete, die über das Loos des Landes entschieden, von einigen Flaschen Wein ab. — Daß in der Sitzung vom 4. August die Grundlagen jedes Eigenthums vernichtet wurden, beweisen die gegenwärtigen Vorgänge in Frankreich, wo man jetzt gegen den besitzenden Bürgerstand dieselben Argumente wendet, die damals gegen Adel und Geistlichkeit Glück machten. St.

Provence einen Artikel ein, aus dem folgender Auszug beweisen mag, was er von dem Verfahren der Versammlung in dieser Nachtsitzung hielt:

„Gewiß ist es, daß die Sitzung vom 4. August (1789) dem Beobachter ein seltsames Schauspiel darbot. Männer von ausgezeichnetem Range, welche die Abschaffung der Feudalrechte und die Wiederherstellung der ursprünglichen Rechte des Volkes vorschlugen (denn nicht sie haben diese Handlungen dadurch entehrt, daß sie sie Opfer genannt), erregten allgemeinen Beifall, jene Art von Tribut, den man täglich bloßen Modephrasen zahlt und patriotischen Gefühlen natürlich nicht versagen konnte. — Wer große Versammlungen, wer die dramatischen Erschütterungen, deren sie empfänglich sind, die Sucht, seine Kollegen zu überbieten, das Ehrgefühl persönlicher Uneigennützigkeit, kurz jene Art edlen Rausches, der die Aufwallungen der Großmuth begleitet, — kennt, wer das Zusammenwirken dieser Ursachen erwägt, für den tritt Alles, was an dieser Sitzung als außerordentlich erscheint, in die Klasse der gewöhnlichen Dinge zurück. Die Versammlung war in einem elektrischen Wirbel und die Schläge folgten ohne Zwischenraum aufeinander."

Wie verschieden nun auch die politischen Ansichten Mirabeau's und des Grafen von der Mark noch waren, so fuhr jener doch fort, diesem das vollständigste Vertrauen zu beweisen, und eben um jene Zeit erhielt Letzterer hiervon einen Beweis, der ihm unter allen der wertheste und angenehmste war. Lassen wir indessen den Grafen von der Mark selbst sprechen. Von hier an bis zum Tode Mirabeau's bilden seine Aufzeichnungen eine ununterbrochene Erzählung; fortan wird man daher nur ihn selbst lesen.

„Eines Tages, es war im September 1789, kam Mirabeau frühe zu mir und sagte mit zerstreuter Miene: „Mein Freund, es hängt von Ihnen ab, mir einen großen Dienst zu leisten.“ — „Reden Sie!“ — „Ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll; mir fehlt's am ersten Thaler; leihen Sie mir etwas.“ — Ich bot ihm eine Rolle von 50 Louisd'or, die einzige, die ich unter den Händen hatte, an. Er dankte mir sehr und sagte: „Ich weiß nicht, wann ich es Ihnen wiedergeben kann; ich habe noch keinen Blick auf die Erbschaft meines Vaters werfen können und schon fangen meine Verwandten Prozesse mit mir an.“ — Ich erwiederte, er brauche sich wegen dieser Schuld gegen mich nicht zu beunruhigen; ich schätze mich glücklich, ihn verbinden und auf diese Weise zur Unabhängigkeit seiner Talente und seines Charakters beitragen zu können. Diese Art, wie ich seine Bitte aufnahm, rührte ihn sehr und er sagte bewegt: „In seinem Leben habe er noch Niemanden angetroffen, der sich so wahrhaft wie ich als seinen Freund gezeigt.“

Von diesem Tage an hat er nie aufgehört, mir eine Dankbarkeit zu beweisen, die sich bis zu seinem Tode gleich geblieben ist. Persönlich habe ich nie Grund gehabt, mich über ihn zu beklagen; immer war er gegen mich ein wahrer, vertrauensvoller, ergebener Freund und selbst für meine Ansichten und Rathschläge hat er mir Beweise von Nachgiebigkeit gegeben, die mich von Seite eines so ungestümen Charakters in Staunen setzten. Neben großen Fehlern, die man indessen bei vielen Menschen findet, besaß Graf von Mirabeau edle und gute, selten in einem so hohen Grade in demselben Menschen vereinigte Eigenschaften.

Der geringe Dienst, den ich ihm nun geleistet, gab mir einiges Recht, mit ihm etwas näher auf seine Geldangelegenheiten einzugehen, wodurch ich die Ueberzeugung gewann, daß die-

ser Mann, den Jeder als käuflich schilderte, niemals für Geld irgend ein Prinzip geopfert hätte. — Den Unfug der Agiotage hatte er in Broschüren angegriffen, die ihm fast nichts einbrachten, während die Agioteurs ihm bedeutende Summen anboten, wenn er für sie schreiben oder wenigstens schweigen wollte. Und in demselben Augenblicke, wo er diese Anerbietungen ausschlug, schickte er seine Effekten in das Pfandhaus. — Ueber die Bank von San-Carlos [1]) schrieb er ein Werk, dessen Unterdrückung diese Bank sich vergebens, durch die vortheilhaftesten Anerbietungen in Geld, von ihm zu erlangen bemühte. Er schlug Alles aus. — Später hat man ihm vorgeworfen, er habe aus der Kasse des Herzogs von Orleans geschöpft, und eben um die Zeit, wo solche Schätze ihm verschwenderisch zufließen sollten, kam er zu mir und bat mich mit schüchterner, verlegener Miene, ihm einige Goldstücke zu leihen. Meine Pflicht ist es, so viel es in meinen Kräften steht, diese gehässigen Beschuldigungen, die fast durch alle Schriften über die französische Revolution wiedergehallt, zu zerstören; ich sage daher noch einmal: „Nein, niemals hat Mirabeau seine Grundsätze seinem pekuniären Vortheile geopfert."

„Wahr ist's, er erhielt Geld vom Könige, aber um den König selbst zu retten, und nicht, um seine Grundsätze aufzugeben. Er wurde dadurch im Gegentheil in den Stand gesetzt, diese Grundsätze kräftiger zu entwickeln, denn durch alle demokratischen Deklamationen Mirabeau's hindurch kann der Beobachter wohl merken, daß er im Grunde monarchischer als selbst die Minister des Königs war. Seine Vertheidigung des absoluten Veto, während Necker wollte, daß sich der König mit dem

[1]) In Madrid gegründet im Jahre 1782 von Cabarrus, der später Finanzminister des Königs von Spanien wurde.

suspensiven begnüge; seine Abwesenheit aus der Sitzung vom 4. August; sein Widerwille gegen die Erklärung der Menschenrechte, die er, damit nicht mehr die Rede davon wäre, bis nach der Annahme der Konstitution vertagen wollte[1]); seine Reden über das Recht des Kriegs und Friedens — alles dieses beweist, wie mir scheint, zum Ueberflusse, daß seine Regierungsgrundsätze mehr monarchisch als demokratisch waren; und man muß wohl beachten, daß alle hier angeführten Thatsachen sich vor der Zeit ereigneten, wo Mirabeau mit dem Hofe anknüpfte. Ueberdies ist es nicht wahr, daß er so beträchtliche Summen vom Könige erhalten habe. Bald wird man sehen, worauf sich das Alles reduzirt."

„Graf Mirabeau hatte ungestüme, heftige Leidenschaften; er hielt viel auf seine Geburt und es drückte ihn, daß er nicht seinem Range gemäß leben konnte. Seine Frau besaß ein großes Vermögen; er hatte sich aber von ihr geschieden und zog also von dieser Seite keinen Vortheil. Von seinem Vater, dem Marquis von Mirabeau, hatte er fast nichts erhalten, und dessen Tod, wie ich schon angeführt habe, brachte ihm neue Ausgaben und Verlegenheiten. Da es ihm stets an Geld gefehlt, so hatte er bis dahin elend und in immerwährenden Schulden gelebt. So hatte er sein vierzigstes Jahr erreicht, heftig erbittert über eine Lage, die ihm vor Leuten, denen er sich an Geburt gleich, an Talenten und Geist unendlich überlegen fühlte, ein untergeordnetes Ansehen gab[2]). Man weiß, daß der Marquis von Mi-

---

[1]) Note 11.

[2]) Dieser Charakterzug Mirabeau's scheint uns in einem vortrefflichen Artikel der Revue des deux mondes (Heft vom 1. März 1844) von Ludwig von Vielcastel sehr gut beurtheilt worden zu sein. Wir entnehmen demselben folgende Stelle über Lord Chatham:

„In einem Briefe, den Pitt (Lord Chatham) an den Herzog von

rabeau seinen Sohn wegen dessen literarischer Ueberlegenheit beneidete und in ihren Streitigkeiten alles Unrecht fast immer auf Seite des Vaters war, der gegen seinen Sohn fünfzehn Steckbriefe erwirkt hatte. Geldmangel, die Ungerechtigkeiten des Vaters, lange und öftere Verhaftungen in Staatsgefängnissen trugen mächtig dazu bei, in Mirabeau's Charakter Fehler zu entwickeln, die leider auf sein ganzes Leben nur zu sehr eingewirkt haben."

„Seit jener Unterredung mit dem Großsiegelbewahrer überzeugt, daß das Ministerium über die Mittel, das Land zu retten, im Irrthum sei, beklagte ich bei mir selber das Schicksal, das Frankreich bedrohte. Seit vierzehnhundert Jahren besaß dieses schöne Land eine monarchische Regierung, unter welcher seine Civilisation unaufhörlich fortgeschritten war. Und dennoch, irregeführt durch hohle Träumereien einer eitlen Philosophie und durch die Deklamationen einiger Ehrsüchtigen, bildete sich die französische Nation im Jahre 1789 ein, sie liege noch in tiefer Barbarei; fing plötzlich an, die Grundlagen, auf denen

---

Newcastle schrieb, während dieser Minister mit König Georg II. nach Hannover reiste, liest man nicht ohne Verwunderung die unterthänigen Ausdrücke, in denen Lord Chatham ihm für die Fürsprache dankt, die er ihm an einer Stelle gewähre, wo er deren so sehr bedürfe und wo ihm so viel daran gelegen sei, seine übrigen Tage dazu verwenden zu können, die vergangenen vergessen zu machen. Um diese Demüthigung eines großen Charakters und eines hohen Geistes vor einem so mittelmäßigen Manne, wie der Herzog von Newcastle war, ich will nicht sagen zu rechtfertigen, aber zu erklären, muß man jene Verzweiflung in Anschlag bringen, die den genialen, sich selbst fühlenden Menschen manchmal ergreifen muß, wenn er die Jahre seiner Kraft und seiner Tüchtigkeit vorübergehen sieht, ohne in die Möglichkeit versetzt zu werden, sich zu offenbaren." (Note des Herausgebers.)

sie sich zum ersten Range unter den Nationen erhoben hatte, zu unterwühlen und für eine unerforschliche Zukunft ihre Geschicke neuen Grundsätzen anzuvertrauen."

„Gewiß, nie berührte ein des Nachdenkens der Menschen würdigerer Gegenstand so nahe ihre Interessen, unter welcher Gestalt sie sich auch darstellen mochten. Obgleich ich nicht in Frankreich geboren war, so waren doch diese Interessen, wie man gesehen hat, auch die meinigen. Durch die Größe der Ereignisse, die sich unter meinen Augen zutrugen, erschüttert, verfolgte ich daher ihre Entwickelung mit großem Antheil und suchte ihren Ausgang vorherzusehen. Meine Unterredungen mit Mirabeau und einigen andern Freunden, erfahrenen und mehr oder weniger unparteiischen Beobachtern, wie Meilhan, Dubucq, der Abbé von Montesquiou, der Erzbischof von Aix, gaben mir immer mehr Einsicht in die Lage der Dinge und ich darf wohl sagen, daß ich einer derjenigen bin, die seit dem Beginne der Revolution sich am wenigsten über die Unglücke, die unserer harrten, getäuscht haben. Ich gab indessen die Absicht nicht auf, den König und die Königin über ihre wahren Interessen aufzuklären, und da mein Schritt bei dem Großsiegelbewahrer zu nichts geführt hatte, so beschloß ich, einen neuen, direkteren Versuch zu machen, dem Hofe die Art anzugeben, wie ich glaubte, daß man in Beziehung auf den Grafen von Mirabeau verfahren müsse."

„Seit meiner Ankunft in Frankreich war ich mit der Gräfin von Ossun, Gesellschaftsdame der Königin, die, wie man gesehen hat, ihr großes Zutrauen bewies, bekannt. Gegen Ende Septembers 1789 bat ich sie, der Königin von meiner Seite zu sagen, meine Verbindungen mit Mirabeau, die bemerkt zu werden anfingen, dürften ihr kein Mißtrauen in Beziehung auf meine Anhänglichkeit an die Sache des Königs einflößen; durch

meine Annäherung an Mirabeau hätte ich zwei Sachen bezweckt: erstens, so viel wie möglich seine revolutionären Verirrungen zu mäßigen, zweitens, ihn für des Königs Sache in Bereitschaft zu halten, wenn, wie ich dieses als unvermeidlich voraussähe, die Minister sich genöthigt sehen würden, sich mit ihm zu verständigen."

„Wenige Tage nachher sah ich die Königin, die mir selbst ihre Antwort gab. — „Ich habe," sagte sie, „nie an Ihren Gesinnungen gezweifelt, und als ich Ihre Verbindung mit Mirabeau erfahren, habe ich wohl gedacht, es geschehe in guter Absicht. Aber Sie werden nie etwas über ihn vermögen, und Ihre Ansicht davon, was die Minister des Königs thun müßten, theile ich nicht. Ich denke, wir werden wohl nie so unglücklich sein, uns zu dem peinlichen Aeußersten, bei Mirabeau Hülfe zu suchen, genöthigt zu sehen."

„Diese Ansicht von der Lage der Dinge, die sich in mehr als einer Hinsicht rechtfertigen ließ, und der ich, wie ich wohl begriff, für den Augenblick keine Gründe entgegensetzen konnte, betrübte mich sehr; ich verlor indessen nicht alle Hoffnung, und besonders ermuthigte es mich, daß ich mich in meinem Verkehr mit Mirabeau täglich mehr von ihm angezogen fühlte, und auf seiner Seite immer mehr verbindliche Nachgiebigkeit merkte: er glaubte meinem Rathe, weil er fühlte, daß dieser Rath aufrichtig war."

„Unaufgefordert fragte ich ihn daher, ob er nicht wieder Geld brauche, und sagte ihm, wenn er mir versprechen wolle, sich in solchen Fällen an Niemanden als an mich zu wenden, so würde ich mir ein wahres Vergnügen daraus machen, ihm monatlich fünfzig Louisd'or zu leihen, was mit seinem Gehalte als Deputirter für seine laufenden Ausgaben hinreichen könnte. In Beziehung auf seine Schulden aber glaubte ich ihm rathen zu

dürfen, sich um diese bis zu der Zeit, wo er sich mit der Erbschaft seines Vaters würde beschäftigen können, die seinen Gläubigern ein mehr als hinlängliches Unterpfand darböte, nicht zu kümmern. Ich sagte ihm endlich, durch die Mittel, die ich ihm anböte, schien er mir in den Stand gesetzt, seine Unabhängigkeit zu erhalten, und sich nur mit dem öffentlichen Wohle und seinem Ruhme zu beschäftigen."

„Seine Betheuerungen von Freundschaft und Dankbarkeit bei diesem Anlasse kann ich nicht wiedergeben. Er war tief gerührt von meiner Sorge für seinen Ruhm, und die natürliche, aber hinreißende Beredsamkeit, womit er mir diese Rührung schilderte, bestärkte mich mehr und mehr in meiner Ueberzeugung von der mächtigen, reichen Fülle seines Herzens. Ich wiederhole es, daß bis zu seinem Tode seine Gefühle für mich sich nicht einen einzigen Augenblick verläugnet haben. Bei mehreren Anlässen, wenn ich über seine revolutionäre Sprache auf der Tribune ungehalten war, ließ ich mich mit großem Unwillen gegen ihn aus, wovon ich später einige Beispiele anführen werde. Ich sah ihn dann Thränen vergießen wie ein Kind, und ohne Gemeinheit, aber mit einer Aufrichtigkeit, über die ich mich nicht täuschen konnte, seine Reue ausdrücken. Man muß mit einem solchen Manne auf einem so fortwährend vertrauten Fuße gelebt haben, wie ich, um Alles zu kennen, was der Gedanke Erhebendes, was das Herz Anziehendes hat. Auch gestehe ich, daß er mich alle Verirrungen seines Lebens vergessen machte, wenn er zuweilen mit durchdringendem Tone ausrief: „Ach! wie schadet die Unsittlichkeit meiner Jugend jetzt der öffentlichen Sache!" [1])

---

[1]) In seinen Souvenirs sur Mirabeau sagt E. Dumont (eben jener Genfer, von dem oben die Rede war, und der in diesem Werke

So oft er mit mir von der kritischen Lage der Dinge sprach, seufzte er über die Gefahren, die Frankreich bedrohten. Er warf den Ministern Albernheit und Unfähigkeit vor, vom Könige aber sprach er immer mit Verehrung. Er glaubte sogar, ihm verdanke er, auf eine freilich indirekte Weise, in die Generalstaaten gekommen zu sein. Er behauptete nämlich mit Bestimmtheit zu wissen, als er sich nach der Provence begeben habe, um sich zum Deputirten wählen zu lassen, habe einer der Minister dem Könige vorgeschlagen, ihn verhaften und nach Ostindien einschiffen zu lassen; der König aber habe diesen Vorschlag lebhaft zurückgewiesen [1]). Mehrmals hat er mir auch wiederholt, wenn ihn

---

nicht immer Mirabeau schont): „Seine Art war es, die Fehler und Leidenschaften seiner Jugend frei zu gestehen, sich darüber reuig zu äußern, und sich als einen Mann anzukündigen, der sein vergangenes Unrecht in der Zukunft durch die nützlichste Anwendung seiner Talente wieder gut machen wolle, bereit, sich der Sache der Menschheit und Freiheit zu widmen, ohne sich durch Rücksichten eigenen Vortheils von seiner Bahn abwenden zu lassen. Selbst in seinen Ausschweifungen war ihm, ich weiß nicht welche Höhe und Würde, mit einer gewissen Kraft des Charakters, geblieben, die ihn vor allen jenen verwischten, schattengleichen Menschen, die man in Paris antraf, auszeichnete. Man war versucht, ihn wegen der Umstände, in denen er sich befunden hatte, zu entschuldigen und zu denken, seine Tugenden gehörten ihm und seine Laster seien ihm fremd. Ich habe keinen Menschen gekannt, der eifersüchtiger auf die Achtung derer, die er selbst achtete, gewesen wäre, und den man durch ein Gefühl von Ehre weiter hätte führen können." Ein solches Geständniß von einem so kalten, mitunter zu scharfen Beurtheiler macht es begreiflich, daß Mirabeau auf den Grafen von der Mark einen so unwiderstehlichen Eindruck machen konnte. St.

[1]) Dieser Minister war Herr von Montmorin, der später dem Grafen von der Mark diese Anekdote bestätigte. Die drei Stücke unserer Korrespondenz zu Anfange der Sammlung, die zwischen Mirabeau und dem Herrn von Montmorin gewechselt worden (1788—1789), dienen auch zu ihrer Bestätigung. (Note des Herausgebers.)

der Adel in der Provence nicht zurückgestoßen hätte, so würde er sich von selbst in einer ganz anderen Richtung befunden haben. Seinem Charakter, und ich kann sogar hinzusetzen, seinen Grundsätzen nach war er Aristokrat, seine Verstimmung aber und seine Beredtsamkeit rissen ihn auf die Seite des Volkes hin. Als Minister würde er mit Gewandtheit das Autoritätsprinzip verfochten haben; als Tribun entflammte er Alle durch seine Begeisterung für die Freiheit. Er bewunderte die Formen der englischen Regierung, und fand alle wünschenswerthen Bürgschaften einer weisen Freiheit in dem Gleichgewichte, das dort zwischen der königlichen Gewalt und dem Andrange des Volks durch eine mächtige, aber geschickte und gemäßigte Aristokratie aufrecht gehalten wird, deren Reihen sich unaufhörlich aus Allen, die sich neben ihr auszeichnen, ergänzen. Wäre er durch den Zufall der Geburt ein Engländer gewesen, so bin ich überzeugt, er hätte dort eine große Rolle gespielt, und einen Platz unter den Männern, die ihrem Vaterlande die wichtigsten Dienste geleistet, eingenommen. In Frankreich aber befand er sich im Widerspruche mit seinen Instinkten. Um Popularität zu erwerben und seinen Einfluß zu behaupten, mußte er unaufhörlich eine Regierung angreifen, die sich gegen diese Angriffe weder zu vertheidigen, noch ihnen durch kluge Benutzung seiner Mitwirkung und seiner Talente vorzubeugen wußte."

„Bei dem Studium der Revolution von 1789 muß man nie aus den Augen verlieren, daß die Nationalversammlung alle Fähigkeiten, alle Talente, alle Energie, man möchte sagen allen Geist des Königreichs in sich vereinigte, während man in den Männern des Ministeriums fast nur Unfähigkeit, Unüberlegtheit, Schwäche und gewiß Unzulänglichkeit der Kräfte antraf. Das Ministerium ließ die Zügel der Regierung seinen schwachen Händen entgleiten; die Versammlung ergriff sie; von diesem Augen=

blicke an gerieth Alles in Verwirrung und die Revolution ging ihren Gang auf's Gerathewohl der Leidenschaften und Intriguen vorwärts. Jede Woche häufte Verlegenheiten auf Verlegenheiten, Gefahren auf Gefahren, und nicht eine einzige gute Maßregel des Ministeriums läßt sich seit Eröffnung der Generalstaaten bis zu jener Epoche anführen, die über das Schicksal Frankreichs entschied, als der Pariser Pöbel, Herrn von Lafayette an der Spitze, am 6. Oktober 1789 den König von Versailles wegholte und gefangen nach seiner Hauptstadt schleppte."

„In meinen täglichen Unterredungen mit Mirabeau gab ich ihm Anlaß, sich über die Männer zu äußern, die schon damals sich das Ansehen gaben, der Revolution voran zu gehen oder sie zu leiten. Die meisten verachtete er von Herzen; von Lafayette und dem Herzoge von Orleans hatte er eine geringe Meinung. Man hat zwar häufig wiederholt, er sei ein Werkzeug der Partei dieses Letzteren gewesen, ich kann aber betheuern, daß er nie in enger Verbindung mit ihr gestanden. Laclos [1]), die Seele dieser Partei, verstand sich zu gut auf Menschen, um Mirabeau zu seinem Vertrauten zu machen. Auch hatte er schon gleich beim Anfange der Generalstaaten den Herzog von Orleans zu der Ansicht gebracht, Mirabeau würde für den König sein. Kurz vor den Tagen des 5. und 6. Oktobers speiste der Herzog von Orleans bei mir in Versailles mit Mirabeau, und ich konnte deutlich sehen, daß zwischen beiden eine Zurückhaltung herrschte, die jede Voraussetzung eines geheimen Einverständnisses aus-

---

[1]) Peter Ambrosius Franz Choderlos von Laclos, geboren zu Amiens 1741, starb zu Tarent am 5. Oktober 1803; Genie-Offizier; Verfasser des berüchtigten Romans: Les liaisons dangereuses. Im Jahr 1789 wurde er Sekretär des Herzogs von Orleans und einer seiner geheimsten Vertrauten.

schloß; denn weder der eine noch der andere hatte, und besonders damals, irgend ein Interesse, mich zu hintergehen. In dieser Ueberzeugung wurde ich übrigens einige Tage nachher durch eine Frage des Herzogs bestärkt, der sich auf einmal und ziemlich trocken mit den Worten an mich wandte: „Wann wird Mirabeau für den Hof sein?“ Ich vermied es, auf eine Weise zu antworten, die das Gespräch über diesen Gegenstand verlängert hätte, und sagte blos: „Mir scheint's, er hat bis jetzt diesen Weg nicht eingeschlagen[1]).“

Unterdessen wurden die Umstände immer bedenklicher. Gegen Ende September 1789 fragte Mirabeau, wenn er vom Hofe sprach: „Woran denken denn diese Leute? Sehen sie die Abgründe nicht, die sich unter ihren Füßen graben?“ Einmal sogar, wo er heftiger aufgeregt war als gewöhnlich, schrie er: „Alles ist verloren! der König und die Königin werden umkommen, und Sie sollen es sehen: der Pöbel wird mit ihren Leichen das Pflaster schlagen!“ — Er bemerkte das Entsetzen, das mir dieser Ausdruck verursachte. — „Ja, ja,“ wiederholte er, „man wird das Pflaster mit ihren Leichen schlagen; sie kennen nicht die Gefahren ihrer Stellung; man müßte sie doch damit bekannt machen.“

---

[1]) Dieses widerlegt vollständig die von den meisten Historikern angenommene Meinung von geheimen Verbindungen, die zwischen dem Herzoge von Orleans und Mirabeau bestanden haben sollen. Die Nachwelt wird richten zwischen dem so bestimmten Zeugnisse des Grafen von der Mark, und den von Haß und Verleumdung eingegebenen Voraussetzungen der erbitterten Feinde Mirabeau's, die so viele Schriftsteller leichtfertig für wahr gehalten und verbreitet haben.

(Note des Herausgebers.)

Sah sein Scharfsinn damals die scheußlichen Ereignisse vom 5. und 6. Oktober voraus? — Man darf dieses annehmen. Aber nicht blos gegen mich sprach er sich so aus; vor Niemanden verbarg er seine Ansichten und Besorgnisse. Darum haben seine Feinde, und vielleicht auch Viele, die nicht seine Feinde waren, gesagt, er habe selbst die Bewegung vom 5. Oktober vorbereitet und die Hauptrolle darin gespielt. Man lese die von dem Chatelet [1]) gegen ihn eingeleitete Prozedur, und man wird sich überzeugen, daß sie sich großentheils auf Aeußerungen Mirabeau's in Gesprächen vor der Katastrophe stützte. Uebrigens waltet noch das tiefste Dunkel über dem wahren Ursprunge dieser Ereignisse. Am 4. Oktober war die Gährung in Paris auf's Höchste gestiegen. Man hatte das Gerücht verbreitet, das Festessen der Leibgarde sei der Anfang der Ausführung eines Komplotts zur Vernichtung der Versammlung. Am Morgen des 5. Oktobers war es indessen doch im Schlosse zu Versailles noch ziemlich ruhig. Ohne sich durch die erschrecklichen Nachrichten, die jeden Augenblick aus der Hauptstadt anlangten, sehr beunruhigen zu lassen, ging der König auf die Jagd, und kam erst gegen Abend zurück unter dem Pfeifen der Kugeln, die der von Paris angekommene Pöbel auf die Wachen in der großen Avenue von Versailles abfeuerte."

„Ich muß mich hier auf die umständliche Beschreibung eini- Thatsachen einlassen, von denen ich an jenem schrecklichen fünf-

---

[1]) In Paris, Orleans, Montpellier und anderen Städten Frankreichs gab es Gerichtshöfe, die man Chatelet nannte. Der Pariser Chatelet (Castellana Parisiorum curia) zerfiel in drei Kammern, eine civile, eine criminelle, und eine Polizeikammer. Seine Urtheile waren in ganz Frankreich exekutorisch, und überhaupt hatte er manche Vorrechte vor den andern Gerichtshöfen dieser Art. St.

ten Oktober Zeuge gewesen. Sie werden zur Rechtfertigung Mirabeau's nicht unnütz, und vielleicht für die Geschichte nicht ohne Interesse sein."

„Mirabeau brachte den Nachmittag des 5. Oktobers bis sechs Uhr Abends bei mir zu. Wir speisten allein miteinander, wie er es auf der Tribune in seiner Vertheidigungsrede bei Gelegenheit des Berichtes über die Prozedur des Chatelet gesagt hat. Wirklich war, wie er es erzählte, zwischen uns von den Unruhen in Brabant die Rede gewesen, und eine Karte dieses Landes lag vor uns, um uns über die Truppenbewegungen zu orientiren [1]). Im Grunde aber beschäftigte uns dieses kaum eine Stunde; die übrige Zeit füllten Gespräche über die unvermeidlichen Gefahren des von dem Hofe befolgten Systems und der in Paris herrschenden Aufregung. Wir wußten indessen noch nicht, was man dort für diesen Tag vorbereitete. Alle Reden Mirabeau's hierüber bezogen sich auf die Gewandtheit und Energie, welche die Umstände erheischten, und wohl wäre es zu wünschen gewesen, man hätte diesen Gegenstand im Rathe des Königs so besprochen, wie Mirabeau ihn bei mir besprach. Weit entfernt, sich in seinen Bemerkungen und in der Art, wie er sie entwickelte, aufrührerisch zu zeigen, sprach er wie ein großer Bürger. Auch erkläre ich hier aus der Fülle meines Gewissens, daß er, in Gesinnungen und Handlungen, jenen Umtrieben durchaus fremd war, die eine so heftige Gährung in Paris erregten. Ich muß allerdings zugestehen, daß die Aufrührer sich der Reden und Grundsätze bedienten, welche seine revolutionäre Beredtsamkeit, gleich zu Anfange der Versammlung, von der Tribune herab hatte ertönen lassen. In diesem Sinne, aber auch nur in

---

[1]) Man sehe Anmerkung Nro. 12 am Schlusse dieser Einleitung.

diesem, kann man ihm vorwerfen, daß er zur Entflammung der Geister in Frankreich, und besonders in Paris beigetragen hat.

An jenem 5. Oktober also, nachdem wir lange über die damaligen Umstände gesprochen, führte ich gegen sechs Uhr Abends Mirabeau nach der Versammlung, und dort erst erfuhren wir, der Pöbel sei schon angekommen. Ich ging dann zu Herrn und Frau du Chatelet, mit denen ich freundschaftlich verbunden war. Du Chatelet war Colonel der französischen Garden, und hatte als solcher seine Wohnung im Schlosse neben dem Hofe der Prinzen. Beim Eintreten kam mir seine Frau entgegen, und sagte mir mit sehr bestürzter Miene, ihr Mann laufe die größte Gefahr; man habe sie so eben benachrichtigt, in Paris sei in den Gruppen, die sich nach Versailles in Bewegung setzten, die Rede davon gewesen, ihn zu holen, um ihn an die Laterne zu knüpfen; sie wisse durch den Abbé Damas, daß mein in einem abgelegenen Quartier gelegenes Haus einen Ausgang auf den Garten habe, und ich würde ihr den größten Dienst leisten, wenn ich ihren Mann bei mir verbergen wollte. Ich willigte ein, und mit sinkendem Tageslichte gingen wir nach meinem Hause. Du Chatelet und seine Frau blieben hier den ganzen Abend, während ich zuerst und hernach der Abbé hinausgingen, um nachzusehen, was sich in der Umgebung des Schlosses zutrug. Um eilf Uhr kam der Abbé zurück und zeigte uns an, die Ruhe scheine ihm überall fast ganz hergestellt.

Herr und Frau du Chatelet entschlossen sich nun, nach ihrer Wohnung zurückzukehren, und wir begleiteten sie. Als wir sie an ihrer Thüre verlassen, hatten der Abbé und ich die Neugierde, in die Gemächer des Schlosses hinaufzusteigen. Es war ungefähr Mitternacht. Düstere Stille herrschte, und wir trafen auf keinen Diener. Als wir in das Zimmer vor dem sogenannten Oeil de boeuf traten, bemerkten wir Lafayette, der leise mit dem

Marquis d'Aguesseau, Major der Leibgarde, sprach. Der Banquier Jauge von Paris, Lafayette's Adjutant, war der dritte. Wir blieben bei ihnen stehen, ohne ihr Gespräch zu unterbrechen. Eine Viertelstunde mochten wir so gestanden haben, als einer von der Leibgarde ganz entsetzt herbeilief, und d'Aguesseau etwas in's Ohr raunte. Dieser sagte sogleich laut zu Lafayette: „Herr Marquis, was ich so eben die Ehre hatte, Ihnen vorherzusagen, trifft ein; das Volk ist im Anzuge gegen das Hotel der Leibgarde, und droht es anzugreifen. Es ist dringend nothwendig, daß Sie sich hinbegeben, um die Ordnung wieder herzustellen."

Lafayette beeilte sich nicht sehr, diesem Rathe zu folgen; er versicherte, er habe hinlängliche Befehle zur Handhabung der Ruhe gegeben, und fügte hinzu, er sei von Müdigkeit erschöpft, und müsse etwas ausruhen. D'Aguesseau bestand indessen darauf, es sei seine Pflicht, das Hotel der Leibgarde gegen die Gefahren, die ihm drohten, in Sicherheit zu stellen. Lafayette gab nun nach, nahm den Arm des Abbé Damas und den meinigen, und so stiegen wir die Treppe nach dem Hofe der Prinzen hinunter. Ich fand hier meinen Wagen, denn meine Leute hatten ein für allemal Befehl, mich hier jeden Abend um Mitternacht zu erwarten. Sie waren also, durch die Ereignisse unbeirrt, wie gewöhnlich hingekommen. Mein Kutscher, ein Deutscher, verstand nichts von allem was vor sich ging, und kümmerte sich nicht darum. Mein Wagen war der einzige im Hofe, und ich war eben im Begriffe, Lafayette zu verlassen und nach Hause zu fahren, als er mich bat, ihn in meinem Wagen bis nach dem Hotel der Leibgarde zu führen. Der Abbé verließ uns, und ich fuhr mit Lafayette und Jauge ab."

„Kaum waren wir zum Hofe der Prinzen hinaus in den Hof der Minister gefahren, als etwas unterhalb der Wohnung

des Kriegsministers mein Wagen von einem Haufen besoffenen, mit Piken bewaffneten, laut schreienden Gesindels angehalten wurde. Lafayette sah zum Schlage hinaus, nannte sich und sagte: „Kinder, was wollt ihr?" — „Die Köpfe der Leibgardisten!" — „Aber warum?" — „Sie haben die Nationalkokarde beschimpft, sie haben sie mit Füßen getreten; wir müssen sie bestrafen." — „Ich sag' es euch noch einmal! seid ruhig; verlaßt euch auf mich; alles geht gut!"

Er befahl seinem Adjutanten, ihnen drei Thaler zu geben; sie hörten auf zu schreien und ließen uns vorbei. Als wir zum großen Hofe hinausfuhren, sahen wir mehrere Gruppen Volks, und Pferde, die im Laufe des Tages getödtet worden waren. In der Nähe der Avenue von Sceaux stießen wir auf eine solche Menge Menschen, daß wir unmöglich weiter konnten. Ich sagte zu Herrn von Lafayette, er müsse absteigen, ich für meinen Theil hätte in diesem Tumulte nichts zu schaffen. Er bat mich, den Wagen umzulenken, und ihn an den Ort zu führen, wohin er seinen Generalstab bestellt habe. Ich führte ihn nun bis auf hundert Schritte von dem großen Gitter, wo er abstieg, und fuhr dann, ohne mich weiter aufzuhalten, nach Hause."

„Lafayette ist also allerdings an jenem Tage von Allem unterrichtet gewesen. Hat er hernach gethan, was er hätte thun müssen [1]?"

„Als er hundert Schritte von dem Gitter des Hofes der Minister abgestiegen war, ging er, anstatt seinem Generalstabe Befehle zu geben, und die von den Umständen hinlänglich ange-

---

[1]) So wie schon früher, so geben wir auch hier im Anhange die beiden Berichte, die Herr von Lafayette über die Ereignisse dieses Tages in seinen Memoiren hinterlassen hat. Man sehe die Note 13.

deuteten Maßregeln zu ergreifen, gerades Weges zu Herrn von Montmorin, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der in dem Ministerhofe wohnte [1]). Was mir nun noch zu sagen bleibt, habe ich von diesem Letztern selbst. Als er Lafayette hereintreten sah, befragte er ihn über die Lage des Schlosses und der Stadt. Der Marquis antwortete, es sei für alles gesorgt, die Ruhe werde nicht gestört werden, er selber sei von Müdigkeit erschöpft, könne sich nicht mehr auf den Beinen halten, und wolle einige Stunden ruhen. Wirklich ließ Herr von Montmorin ihn nach einem viertelstündigen Gespräche auf einer Treppe nach der Stadtseite hinuntersteigen, wodurch für Lafayette der Weg nach dem Hotel de Noailles, wo er wohnte, bedeutend abgekürzt war."

„Ich füge dieser Erzählung weder Kommentar noch Anmerkungen bei; ich schreibe hier nicht die Geschichte des 5. und 6. Oktobers; ich berichte was ich gesehen und gehört habe, und will hier nur noch daran erinnern, daß Rivarol, in einer seiner Schriften über die französische Revolution, da wo er von diesen unheilvollen Tagen spricht, Herrn von Lafayette den General Morpheus nennt [2])."

---

[1]) Man sehe über Montmorin die Note 14.

[2]) Diesem Witzworte Rivarols ziehen wir folgende Stelle aus seinen Memoiren über jene Oktobertage 1789 vor:

„Man sah die Königin Marie Antoinette an diesem Abende des 5. Oktobers 1789 eine beträchtliche Zahl Menschen in ihrem großen Kabinet empfangen, Alle, die sich ihr nahten, mit Kraft und Würde anreden, und denen, die ihre Besorgnisse nicht verbergen konnten, ihre eigene Zuversicht mittheilen: „Ich weiß," sagte sie, „man kommt von Paris, um meinen Kopf zu fordern, aber von meiner Mutter lernte ich, den Tod nicht zu fürchten, und ich erwarte ihn mit Festigkeit."" Mémoires de Rivarol, Seite 302. (Note des Herausgebers.)

„Am Tage nach demjenigen, wo der König nach den Tuilerien geführt, oder vielmehr geschleppt wurde, kam Mirabeau sehr frühe zu mir. „Wenn Sie," sagte er beim Hereintreten, „irgend ein Mittel haben, Gehör vom Könige oder der Königin zu erlangen, so stellen Sie ihnen doch vor, daß Frankreich und sie selbst verloren sind, wenn die königliche Familie sich nicht aus Paris entfernt. Ich beschäftige mich mit einem Plane, dieses auszuführen. Sind Sie in der Lage, ihnen die Versicherung zu überbringen, daß sie auf mich zählen können?"

„Beschäftigen Sie sich mit Ihrem Plane," sagte ich; „wenn Sie ihn zu Papier gebracht haben, werde ich ihn schon in ihre Hände zu bringen wissen."

„Einige Tage nachher übergab er mir die vom 15. Oktober 1789 datirte Denkschrift, die man unter den Dokumenten finden wird."

„Diese Denkschrift ist, wie man sehen wird, mit Beredtsamkeit ausgearbeitet. Mit bewundernswürdiger Klarheit, Vernunft und Kraft schildert Mirabeau in Feuerzügen die Gefahren des Thrones; die Nothwendigkeit energischer Maßregeln, um den König aus der wirklichen Dienstbarkeit, worin er sich in Paris befindet, und aus den auf ihn persönlich hereindrohenden Gefahren zu befreien; eine Dienstbarkeit und Gefahren, welche selbst diejenigen seiner Anhänger, die sich ihm zu gehorchen weigern, weil er nicht frei sei, mißbrauchen; er schildert ferner, wie unheilbar unvorsichtig es sein würde, sich aus Frankreich zu entfernen, sich von der Revolution, von seinem Volke zu trennen, zu den Waffen zu greifen, und mit wem? mit einem Adel der, isolirt, nichts ist? mit Fremden? ein gehässiges, nichts vermögendes Mittel, nur dazu geeignet, den natürlichen, großmüthigen Gesinnungen des Königs jeden Glauben beim Volke zu nehmen; er gibt den Rath, sich nach der Normandie zurück-

zuziehen, nach dieser treuen, anhänglichen Provinz, die an die Bretagne und Anjou anstoße, auf die man ebenfalls rechnen könne, und die weit von der Grenze entfernt lägen; dort durch beruhigende Proklamationen die Nation zu sich zu rufen, ihr in Erinnerung zu bringen, daß der König sich zu jeder Zeit, aus freien Stücken und von dem Anfange seiner Regierung an, als Feind des Despotismus, der Mißbräuche, der Verschleuderung bewiesen; daß er auf jede mögliche Weise das Loos seiner Völker zu verbessern gesucht; daß er, der erste seiner Dynastie, der Nation entgegen gegangen sei mit Versprechungen und Bemühungen zur Wiederherstellung, Vermehrung und Regelung ihrer politischen Rechte — zugleich die Heilighaltung der öffentlichen Schuld laut auszusprechen — die konstitutionellen Grundlagen und die Genehmigung mehrerer Dekrete zu erneuern — sich über die Gründe, warum man die Genehmigung der andern vertagt, auszusprechen — die Abschaffung der Parlamente zu bestätigen — die Nationalversammlung zu sich zu berufen; sie werde dem Rufe folgen; würde sie aber verhindert, sich um den König zu versammeln (denn Mirabeau will den Fall nicht voraussetzen, daß sie sich dessen aus freien Stücken weigern könnte) oder würde sie, gegen ihren und des Königs Willen, fern von ihm zurückgehalten, und führe fort zu tagen (was nur aus Zwang geschehen könnte, mithin ohne rechtliche Wirkung, ohne irgend eine Gültigkeit sein würde), dann eine andere Legislatur zu berufen — zugleich feierlich zu betheuern, der König wolle keinen königlichen Luxus mehr, er werde sich mit einer Million als König und Familienvater begnügen; alle Schätze des Staates seien auf die Verbesserung der öffentlichen Zustände zu verwenden; jedoch wolle er an den Gehältern, als an erworbenen Rechten, nichts ändern. Schließlich endlich und vor Allem em-

pfiehlt Mirabeau mit Maß, mit Vorsicht, je nach den Ereignissen, zu handeln, aber zu eilen, denn die Gefahr dringe."

„Besser, scheint es mir, konnte man die Schwierigkeiten der Lage und die Mittel ihnen abzuhelfen nicht auseinandersetzen. Ich habe etwas länger bei der Analyse dieser Denkschrift vom 15. Oktober 1789 verweilt, was ich indessen bei den andern Noten und Denkschriften, die man weiter unten finden wird, und in denen Mirabeau seine Ansichten über den fortschreitenden Gang der Ereignisse ausspricht, nicht mehr thun werde; meine Absicht war hier, ein für allemal zu zeigen, wie er damals über die Ereignisse dachte, und wie er seine konstitutionellen Grundsätze mit der Erhaltung der königlichen Gewalt zu vereinigen wußte."

„Ehe Mirabeau mir diese Schrift übergab, hatte ich eine sehr lebhafte Unterredung mit ihm gehabt. Man weiß, daß er, bei Gelegenheit des von der königlichen Garde den Offizieren des Regimentes Flandern in der Orangerie gegebenen Essens, die Königin, die sich einen Augenblick auf der Gallerie der Orangerie gezeigt, mit grenzenloser Heftigkeit angegriffen hatte. Ich warf ihm diese abscheulichen Angriffe strenge vor, und zeigte ihm, wie er sich schämen müsse, sich solche Insinuationen gegen ein wehrloses Weib erlaubt zu haben, und noch dazu, während für ihn selbst keine Gefahr vorhanden gewesen, denn diesesmal könne er mir nicht einwenden, er habe im Interesse seiner eigenen Sicherheit so handeln müssen. Ich schonte ihn in meinen Ausdrücken gar nicht, und verhehlte ihm nicht, sein Betragen bei diesem Anlasse habe mir meinen Umgang mit ihm verleidet. Anfangs suchte er sich zu rechtfertigen, und die Schuld auf den verführerischen Einfluß der Tribune und auf die Provokationen der rechten Seite der Versammlung zu werfen; bald aber gestand er sein Unrecht, sagte, er rufe noch einmal meine Freund-

schaft um Vergebung an und fügte hinzu, es gäbe nichts auf der Welt, was er nicht gerne thun würde, mir zu beweisen, wie sehr er meiner Achtung bedürfe. In dieser Stimmung hatte er er sich dann mit der eben erwähnten Denkschrift beschäftigt [1])."

„Ueberzeugt, unter den gegenwärtigen Umständen sei Mirabeau's Rath der einzige, der anzunehmen übrig bleibe, wenn man der gänzlichen Knechtung der königlichen Gewalt und der Versammlung selbst vorbeugen wolle, sann ich auf Mittel, diese Denkschrift dem Könige auf eine Weise, welche den Erfolg eines solchen Schrittes sicherte, zukommen zu lassen, und blieb endlich bei folgendem Entschlusse stehen:

„Ich wollte es nicht wagen, nach den Tuilerien zur Königin zu gehen, die in jenem Augenblicke ganz besonders und mit Recht gegen Mirabeau wegen seiner Angriffe auf sie in der Versammlung erbittert war. Auch hatte die Umgebung der Königin

---

[1]) Der Angriff Mirabeau's auf die Königin, worauf obige Stelle sich bezieht, geschah am Morgen des 5. Oktobers. Der Deputirte Petion von Villeneuve hatte von dem Unfuge bei dem von der Leibgarde dem Regiment Flandern gegebenen Essen gesprochen. Ein anderer Deputirter, Herr von Monspey, foderte, Petion solle seine Anklage gegen diesen Unfug schriftlich deponiren. Da erhob sich Mirabeau: „Ich fange mit der Erklärung an, daß ich jene Anklage für höchst unpolitisch halte; besteht man aber dennoch darauf, so bin ich bereit, alle Aufschlüsse zu geben und zu unterzeichnen; vorher aber trage ich darauf an, daß die Versammlung erkläre, daß die Person des Königs allein unverletzlich ist und alle andern Individuen im Staate, welche sie auch seien, gleichmäßig dem Gesetze unterworfen und verantwortlich sind." — Diese, unverkennbar auf die Königin zielenden Worte bleiben ein Flecken in Mirabeau's parlamentarischer Laufbahn und sind um so weniger zu entschuldigen, da schon der Pariser Pöbel gegen Versailles heranzog. So erklärt es sich, daß die Königin, wie wir weiter unten sehen werden, leicht an Mirabeau's Mitschuld bei diesen Ereignissen glaubte. St.

sie überredet, Mirabeau sei der Urheber der Bewegung vom 5. Oktober; sie müsse ihn mithin als einen ihrer Mörder ansehen. Ohne je besonders nahe Verbindungen mit Monsieur, dem Grafen von Provence, gehabt zu haben, kannte ich ihn doch als einen weisen, wohlunterrichteten, denkenden Mann und hielt dafür, in einer Angelegenheit dieser Art könne man zu ihm Vertrauen fassen. Ich wandte mich daher an Herrn de la Chatre, seinen ersten Kammer-Edelmann, um mir von dem Prinzen eine möglichst geheime Unterredung zu erbitten, denn Monsieur wurde im Pallaste Luxemburg nicht weniger beobachtet und überwacht, als der König in den Tuilerien. Er gewährte sie mir und ich wurde zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht durch Herrn de la Chatre beim Prinzen eingeführt."

„Ich fing damit an, ihm vorzustellen, wie ich immer dafür gehalten habe, Mirabeau sei ein sehr gefährlicher Mann, wenn man ihn in einer Krisis, wie die gegenwärtige, gegen sich habe; und die Regierung hätte von Anfang an suchen müssen, ihm näher zu kommen. In der Kürze erzählte ich ihm dann Alles, was ich bisher über die Natur meiner Verbindungen mit Mirabeau angeführt habe, und fügte hinzu, da ich Mirabeau schon vor der Revolution gekannt, so habe ich ihn seit der Eröffnung der Generalstaaten in der Nähe beobachtet, in der Hoffnung, ihn für die Interessen des Königs zu gewinnen; es sei falsch, daß er je zur Partei des Herzogs von Orleans gehört oder an dem Komplott vom 5. und 6. Oktober Antheil gehabt habe; weit entfernt, die Gewaltthat, die den König nach Paris geführt, zu billigen, halte er vielmehr den König und Frankreich für unwiederbringlich verloren, wenn es nicht gelänge, Seine Majestät aus dieser gefährlichen Stadt zu entfernen; zum Beweise dessen sei ich der Ueberbringer einer von Mirabeau selbst verfaßten, ganz von seiner Hand geschriebenen Denkschrift, worin er

die Mittel angebe, die man nach seiner Meinung zur Rettung des Königs und der Monarchie anwenden müsse."

„Monsieur hatte mir aufmerksam zugehört; er billigte mein Verfahren, nahm dann die Denkschrift, die ich in der Hand hielt, und las sie in meiner Gegenwart, während er zuweilen über Stellen, denen es an Klarheit fehlte, oder über vorgeschlagene Maßregeln, die ihm zu schwer auszuführen schienen, seine Bemerkungen machte. Er nahm indessen keinen Anstand, mir zu gestehen, er billige zwar im Allgemeinen den Vorschlag, sei aber auch zum Voraus überzeugt, der König werde nicht darauf eingehen wollen."

„Ich bat ihn, mit der Königin davon zu sprechen; wäre diese einmal überzeugt, so würde sie vielleicht die Zustimmung des Königs erlangen. — „Sie irren," versetzte er, „wenn Sie glauben, es stehe in der Macht der Königin, den König in einer so wichtigen Frage zu bestimmen." — Ich erwiederte, man müsse also Alles für verloren geben, wenn man weder auf den Entschluß des Königs, noch auf den Einfluß der Königin rechnen könne. — „Um Ihnen zu zeigen," entgegnete Monsieur, „wie zuweilen die Stimmung des Königs ist, wenn die Königin sich in eine Sache zu mischen scheint, will ich Ihnen etwas erzählen, das sich zugetragen, als der Erzbischof von Toulouse, Herr von Brienne, noch erster Minister war. Dieser wollte den ihm unbequemen Baron von Breteuil aus dem Ministerium entfernen und sprach davon mehrere Male mit dem Könige, aber jedesmal ohne Erfolg. Je mehr der König widerstand, um so wichtiger schien es dem Erzbischofe, Breteuil zu entfernen: er kam also immer wieder darauf zurück. Endlich sagte der König, des Bittens müde: Sie wollen es so; nun wohl! ich willige darein; fodern Sie ihn nur auf, seine Entlassung zu nehmen. — Dann fügte er einige Augenblicke nachher hinzu: Ueberdies ist er ganz

der Königin ergeben. — Die Schwäche und Unschlüssigkeit des Königs, fuhr Monsieur fort, übersteigen Alles, was sich sagen läßt. Wollen Sie sich einen Begriff davon machen, so denken Sie sich elfenbeinene Kugeln mit Oel beschmiert, die Sie vergebens zusammenzuhalten bemüht wären."

„Nach einer mehr als zweistündigen Unterredung mit Monsieur, womit ich, was meine Person betraf, nur zufrieden sein konnte, verließ ich ihn mit trauriger Seele. Ich hatte nun die Gewißheit, es werde unmöglich sein, den König zur Annahme der energischen Maßregeln, die allein ihn retten konnten, zu bestimmen; Entschluß und Festigkeit fehlten gerade da, wo es so unentbehrlich gewesen wäre, sie anzutreffen."

„Nachdem ich so die Hoffnung verloren hatte, den König den Plan, Paris zu verlassen, ergreifen zu sehen, konnte ich mich nicht mehr darüber täuschen, daß die Monarchie am Rande des Abgrunds schwankte. Unaufhörlich wiederholte mir Mirabeau, wenn der König und die Königin in Paris blieben, so würden wir scheußliche Auftritte erleben; der Pöbel würde bald ein Werkzeug der Aufrührer sein; es ließe sich nicht mehr berechnen, wie weit seine Wuth sich verirren würde; kurz, der Bürgerkrieg wäre dann das einzige Mittel, die legitime Gewalt des Königs wiederherzustellen. — Vor Bürgerkrieg erschrack er weniger, als vor den Greueln, die er vorhersah, „denn," sagte er, „Krieg stählt die Seelen wieder und gibt ihnen die Energie zurück, die sie durch die Berechnungen der Unsittlichkeit verloren haben." — Ich setzte ihm entgegen, der König könne unmöglich Krieg ohne Geld führen. — „Bürgerkrieg," erwiederte er, „wird immer ohne Geld geführt. Zudem würde er unter den jetzigen Umständen nicht lange dauern. Alle Franzosen wollen Aemter oder Geld haben; man würde sie ihnen versprechen und bald sähen wir die Partei des Königs überall im Vortheile."

„Man weiß, daß nach einer sehr lebhaften Unterredung, die Lafayette nach den Ereignissen vom 5. und 6. Oktober mit dem Herzoge von Orleans hatte, dieser Prinz sich genöthigt fand, nach England zu gehen, angeblich mit einer besondern Mission des Königs beauftragt, die aber im Grunde nie existirte. Dem Herzoge, der wohl vorhersah, daß das Publikum den wahren Grund seiner Entfernung bald erfahren würde, war diese Reise sehr zuwider, und allerdings mußte es demüthigend für ihn sein, dem gebieterischen Willen Lafayette's nachzugeben und auf diese Weise dem Anscheine nach eine gewisse Theilnahme seinerseits an den Aufwiegelungen, welche jene Ereignisse herbeigeführt hatten, einzugestehen. Er schwankte daher einige Zeit und beauftragte den Herzog von Lauzun, Mirabeau über das, was er zu thun habe, zu Rathe zu ziehen. Mirabeau war damals krank im Hotel de Malte, wo er in Paris seine Wohnung hatte, und ich befand mich bei ihm, als Lauzun zu ihm kam und ihm erzählte, was sich zwischen dem Herzoge von Orleans, Lafayette und Montmorin zugetragen. Diesen Letztern hatte nämlich Lafayette zu Hülfe gerufen, um des Prinzen los zu werden, dem er die Verbrechen vom 5. und 6. Oktober, welche er selbst weder vorherzusehen noch zu verhindern vermocht hatte, zur Last legen wollte.

„Ich habe schon gesagt, daß Mirabeau von dem Herzoge von Orleans eine geringe Meinung hatte; er hätte ihn indessen doch lieber in Frankreich bleiben gesehen, weil eine von Lafayette gewissermaßen gefoderte Abreise diesem eine Stärke und Bedeutung gab, welche der Monarchie, deren Sturz er schon damals zu beabsichtigen im Verdachte stand, gefährlich werden konnten. Gleich von der ersten Zeit des Zusammentritts der Generalstaaten an hatte er eingesehen, daß der Sieg der Ideen Lafayette's unfehlbar zur Republik führen würde; er wollte daher nicht,

daß ein solcher Mann, der damals allmächtig war, ohne Gegengewicht bleibe und hielt dafür, die Entfernung des Herzogs würde seine Uebermacht noch merklich vermehren. Als er daher Lauzun aufmerksam angehört hatte, sagte er zu ihm, seine Meinung sei, der Herzog müsse sich Lafayette, der sich das Ansehen eines Maire du Palais gebe, nicht unterwerfen und fügte hinzu, wolle der Herzog übermorgen in die Versammlung kommen, so werde er, Mirabeau, Lafayette angreifen und so reden, daß alle dessen Prätensionen vereitelt würden. Lauzun versprach, der Herzog werde nicht verfehlen, sich in der Versammlung, die damals noch ihre Sitzungen in Versailles hielt, einzufinden. Am bestimmten Tage war Mirabeau schon frühe da, kaum aber betrat er den Saal, als er ein Billet erhielt, worin Lauzun ihm die Abreise des Herzogs nach England anzeigte. Da war es, wo Mirabeau in seinem Unwillen das oft angeführte Wort sagte: „Man sagt, ich gehöre zu seiner Partei; ich möchte ihn nicht zu meinem Bedienten."

„Wie geringe Meinung auch Mirabeau von Lafayette hatte, so verkannte er indessen doch nicht, daß die Stellung, die dieser sich verschafft, und die große Popularität, womit er sich zu umgeben gewußt, es nothwendig machten, so einen Mann nicht unbeachtet zu lassen. Mehrere Male suchte er sich ihm daher zu nähern und sich mit ihm über die Mittel, wie das Land der Anarchie, in die es täglich tiefer versank, zu entreißen sei, zu verständigen. Außer den zahlreichen Briefen, die Mirabeau mir schrieb, um mich von seinen Unterhandlungen mit Lafayette in Kenntniß zu halten, und namentlich dem Briefe vom Monat Oktober 1789 [1]), wird man auch unter seinen andern Papieren

---

[1]) Man wird das Nähere über diese Unterhandlungen vom Oktober 1789 in einer Stelle aus der Geschichte der konstitui-

Beweise des hier Gesagten finden. Hieher gehören namentlich zwei Briefe an Lafayette, deren Urschrift, wie alle seine Billete, von Mirabeau's eigener Hand ist. Der erste ist vom Ende des Julius oder vom Anfange des August 1789, als Paris wegen des Mangels an Lebensmitteln sehr aufgeregt war. Der zweite Brief, vom 1. Dezember 1789, wurde nach der Annahme jenes unheilvollen Dekretes vom 7. November geschrieben, das sämmtlichen Gliedern der Versammlung den Eintritt in's Ministerium untersagte. Lafayette hatte Herrn von Semonville beauftragt, Mirabeau's Stimmung noch einmal auszuforschen. Auf diesen Schritt antwortet jener Brief. Man ersieht aus demselben, daß Mirabeau jede Theilnahme an den Umtrieben der Orleans'schen Partei von sich wies. Was er in diesem Briefe von freundschaftlichem Geplauder sagt, ist eine Anspielung auf die Beziehungen, in denen er zu dem Grafen von Provence durch meine Vermittlung gestanden und wovon Lafayette Kenntniß erhalten hatte. Der Schluß des Briefes bezieht sich auf die abscheuliche Beschuldigung, als habe er Antheil an den Verbrechen vom 5. und 6. Oktober gehabt, eine Beschuldigung, die Necker und sogar Lafayette vorgebracht hatten."

„Die Briefe, die Mirabeau mit mir im Oktober 1789 gewechselt, geben ein treues Bild seiner damaligen Lage; Geldverlegenheiten hemmten seinen Gang; was ich ihm vorstreckte, linderte, aber heilte nicht das Uebel. Mirabeau bedurfte einer großen Hülfe. Diese zu erlangen, vornehmlich aber sich eine Stellung zu verschaffen, die es ihm möglich mache, alle seine Talente zu entfalten, strebte er vor Allem darnach, in's Mini-

---

renden Versammlung von Alexander von Lameth, der sehr thätigen Antheil daran nahm, in der Note 15 finden, muß aber dabei nicht vergessen, daß Lameth einer der erbittersten politischen Gegner Mirabeau's war. (Note des Herausgebers.)

sterium zu kommen. Lafayette wußte um diesen Plan. Einmal sogar bot er Mirabeau an, ihm 50,000 Francs zu geben, die ohne Zweifel aus der Civilliste des Königs, die damals Lafayette zu Gebote stand, entnommen werden sollten; diese Summe wurde aber nie übergeben. Er trug ihm auch eine Gesandtschaft an, die nur eine Anbahnung zum Ministerium sein sollte; Mirabeau schlug Alles aus. Die Umstände schienen ihm so ernst, daß er hoffen durfte, er werde bald der einzige Mann sein, der das wankende, den Einsturz drohende Gebäude der Gesellschaft aufrecht zu halten vermöchte. Der Mangel an Lebensmitteln riß ein; in der Verwaltung hatte die Unordnung den höchsten Grad erreicht; Mirabeau rüstete sich, das Ministerium anzugreifen; Necker sollte sich zurückziehen müssen; die Erschütterung wäre allerdings sehr stark gewesen, aber das wünschte Mirabeau, denn er allein war dann fähig, dem Sturme die Stirne zu bieten. Unglücklicherweise wurden alle diese Pläne durch das erwähnte Dekret vom 7. November 1789 vereitelt. Dasselbe bezeichnet eine wichtige Epoche in Mirabeau's politischer Laufbahn. Sein Ehrgeiz fand sich getäuscht; seine Hoffnung, sich zur Rettung der Monarchie an die Spitze der Verwaltung zu schwingen, ging zu Nichte; seine Verachtung der Versammlung nahm zu und eine Zeitlang blieb er in der gänzlichsten Entmuthigung und Gleichgültigkeit. Der Brief der Schwester Mirabeau's an seine Frau, wovon mir der Entwurf, von seiner Hand geschrieben, geblieben ist, enthält den einfachen und wahren Ausdruck seiner Gefühle und politischen Ansichten um jene Zeit. Man wird ihn unter der Korrespondenz des Monats Dezember 1789 finden."

„Ungeachtet der oben angeführten, zur Verzweiflung treibenden Antwort des Grafen von Provence vernahm ich, daß meine Konferenz mit ihm doch nicht ganz unnütz gewesen war, denn, von den guten Gesinnungen Mirabeau's in Kenntniß gesetzt, ließ

der Prinz ihn durch den Herzog von Levis, Hauptmann seiner Garden, über mehrere Gegenstände um Rath fragen [1]). Der Herzog von Levis war ein geistvoller, unparteiischer Mann, von ziemlich sicherem Takte, Menschen zu beurtheilen. In der Nationalversammlung sprach er sich immer in weisem, gemäßigtem Tone aus. Seine Unterredungen mit Mirabeau fanden gewöhnlich in meiner Gegenwart statt; und war ich nicht zugegen, so verfehlte Mirabeau nie, mich von Allem genau zu unterrichten. Später, während meines Aufenthaltes in Belgien, sann Mirabeau darauf, den Grafen von Provence in's Ministerium zu bringen; dann half er ihm mit seinem Rathe in der Angelegenheit von Favras [2]). Spuren dieser verschiedenen Fragen wird man in den Briefen finden, die er mir nach Brüssel schrieb."

„Kehren wir indessen zu den Ereignissen zurück."

„Wir waren im Dezember 1789. Alle Versuche Mirabeau's, der öffentlichen Sache zu Hülfe zu kommen, waren gescheitert. Er seufzte über seine persönliche Stellung in einem Augenblicke, wo er, bei dem gerechten Gefühle seiner Kräfte, außer Stande war, sie nützlich anzuwenden. Anstatt sich mit ihm zu verständigen, suchten die Minister des Königs, Necker an der Spitze, ihn nur verächtlich zu machen, und bedienten sich dabei besonders der Beschuldigung, er habe bei den Ereignissen vom 5. und 6. Ok-

---

[1]) Man sehe, Note 16, die Meinung des Herzogs von Levis über Mirabeau aus den Souvenirs du duc de Lévis.

[2]) Der Marquis von Favras wurde zu Paris in der Nacht vom 24. auf den 25. Dezember 1789 verhaftet, weil er für Monsieur, Grafen von Provence, Geld erhoben und Truppen angeworben habe. Zwei Werber, deren er sich dabei bedient, hatten ihn verrathen. Am 18. Februar 1790 wurde er zum Tode verurtheilt, am 20. gehenkt, ohne sein Geheimniß verrathen zu haben. Welche Dienste Mirabeau in dieser Angelegenheit dem Bruder des Königs leistete, wird weiter unten näher besprochen werden. St.

tober mitgewirkt. Der Gedanke, sich unter der Last einer solchen Beschuldigung zu befinden, drückte ihn nieder; er brach dann wohl in den Ausruf aus: „Ach! wie schadet die Unsittlichkeit meiner Jugend jetzt der öffentlichen Sache!" und oft wiederholte er mir von da an im Wesentlichen dieselben Worte, jedesmal mit dem Ausdrucke der Verzweiflung."

„Mich selbst ergriff die Muthlosigkeit so sehr, daß ich beschloß, die Versammlung zu verlassen und mich nach den Niederlanden zurückzuziehen. Mirabeau bemühte sich, mir im Namen der Freundschaft und aus Antheil an der königlichen Familie, der ich nützlich sein könne, diesen Entschluß auszureden. — „Kommt," sagte er, „der Bürgerkrieg uns zu Hülfe, so können wir beide, Sie militairisch, ich politisch, der Sache des Königs Dienste leisten." Einige Tage lang machten seine Vorstellungen mich schwanken; ich kam aber bald wieder auf meinen Entschluß zurück, denn ich fühlte ein unwiderstehliches Bedürfniß, mich von Auftritten zu entfernen, die mich bald innerlich zerrissen, bald mir den tiefsten Ekel einflößten. Ueberdies schien es mir, in einer gewissen Entfernung würde ich die Ereignisse, deren Zeuge ich gewesen, mit freierem Geiste beurtheilen. Ich verließ also Paris am 15. Dezember 1789 und ging zuerst nach meinem Schlosse Raismes, zwischen Tournay und Valenciennes, wo ich einige Tage verweilte."

„Hierauf begab ich mich nach den Niederlanden, wo gegen die österreichische Regierung eine in Grundsätzen und Zwecken von der französischen ganz verschiedene Revolution ausgebrochen war."

„Joseph II., römisch-deutscher Kaiser, Souverain der katholischen Niederlande und Nachfolger der Maria Theresia, hatte das weise und duldsame Regierungssystem seiner erlauchten Mutter nicht befolgt. Maria Theresia war der Ansicht, Insti-

tutionen und Gewohnheiten des Volkes, die mit der Moral nicht im Widerspruche ständen, müsse man schonen und achten, und so hatte sie ihre Niederlande wie alle andern Theile der österreichischen Monarchie regiert. Ihr Sohn dagegen wollte sich zum Reformator aufwerfen und durch Neuerungen die Institutionen seiner Völker gewaltsam ändern. Bei einem angenehmen, geselligen Geiste fehlte es ihm an Charakter, wenigstens an demjenigen, den ein großer Herrscher besitzen sollte. Er glich vielen Menschen seiner Zeit, die, was sie Freiheit nannten, auf ihre Weise den Nationen aufnöthigen wollten. Es fehlte ihm sogar an Folge in seinen Entwürfen. Was er Tags vorher unternommen, gab er den nächsten Tag wieder auf und machte sich auf diese Weise nicht nur die Gegner seiner Reformen, sondern auch ihre ursprünglichen Vertheidiger zu Feinden. Seit den acht Jahren, die er regierte, hatte er alle Privilegien abschaffen, alle Grundsätze und Gebräuche, die bis dahin in den verschiedenen Theilen der Regierung und Verwaltung geherrscht, ändern wollen. Mit Recht hierüber empört, hatten die Niederländer, die seiner Mutter so standhaft ergeben gewesen, sich gegen ihn aufgelehnt.“

„Diese Ereignisse in Belgien mußten mich nicht weniger in Anspruch nehmen, als die französischen. Der Rang meiner Familie in diesem Lande, das Vermögen, das wir dort besaßen, waren durch die ausgebrochenen Unruhen kompromittirt. Für mich lag darin mehr als ein Gegenstand bloßer Neugierde, daher ich auch mit gespannter Aufmerksamkeit meine Blicke hinwandte.“

„Während der ersten Hälfte des Dezembers 1789 und der drei ersten Monate von 1790 ging ich öfter von Raismes nach Brüssel, die Ereignisse zu beobachten. Ich will hier nicht weiter auf diese niederländische Revolution eingehen, in die ich mich

leider nur zu viel gemischt habe; denn von welchem Gesichtspunkte aus ich sie auch seitdem betrachtete, sie entsprach meinen Gefühlen so wenig, als sie mit meinen Grundsätzen übereinstimmte. Ich wurde hineingerissen durch die Erbitterung über die ungerechten Maßregeln der österreichischen Regierung gegen meine geliebte Schwester, die Herzogin von Ursel [1]). Ich hatte Unrecht, ich gestehe es, denn so tadelnswerth auch das Verfahren des Kaisers gegen seine Unterthanen und besonders das seiner Agenten gegen meine Schwester sein mochte, so liegt doch darin keine Rechtfertigung meiner damaligen unüberlegten Schritte. Treue gegen das Haus Oesterreich gehörte zu meinen ersten Pflichten und ich hätte niemals die Wohlthaten, womit Maria Theresia meine Familie überhäuft, noch die besondern Beweise von Güte vergessen sollen, welche sie mir gegeben. Läßt sich also auch mein damaliges Benehmen erklären, so halte ich nicht minder dafür, daß es sich nicht entschuldigen läßt."

„Ich kehre zu den französischen Angelegenheiten zurück, welche den eigentlichen Gegenstand dieser Notizen bilden."

„Während meines Aufenthaltes auf dem Lande und in Brüssel erhielt ich ziemlich regelmäßig Briefe von Mirabeau; weil sie mir aber auf der Briefpost zukamen, die keine hinlängliche Sicherheit darbot, so waren sie fast immer in einem räthselhaften Sinne geschrieben, wozu nur er und ich den Schlüssel hatten. Sie handelten meistens von dem belgischen Aufstande, den er natürlich billigte. In Frankreich, wo alle revolutionären Schriftsteller diesen Aufstand lobten und priesen, beschäftigte man sich viel damit, obgleich man durchgehends sein Wesen nicht

---

[1]) Marie Flora Franziska Augustine Karoline von Arenberg, geboren den 25. Junius 1752, heirathete am 13. April 1771 den Herzog von Ursel und starb in Brüssel am 15. April 1832.

begriff. Ein junger, seitdem berüchtigt gewordener Advokat, Camille Desmoulins, gab ein Blatt: La Révolution de Brabant, heraus, das diese Revolution in Frankreich populär machen sollte. Desmoulins, später einer der gefährlichsten Männer der französischen Umwälzung, war im Jahre 1789 dem Grafen von Mirabeau, der seine persönliche Sicherheit an den Erfolg aller Revolutionen geknüpft glaubte, sehr ergeben."

„Unter den Papieren, die ich veröffentliche, wird man aus Mirabeau's Briefen alle Stellen finden, die sich auf die französischen Angelegenheiten beziehen. Für den gegenwärtigen Zweck wäre es überflüssig, die Stellen über den brabantischen Aufstand mitzutheilen. Ich muß gestehen, daß mir diese Briefe mißfielen. Ich sah Mirabeau mehr und mehr zu revolutionären Ideen zurückkehren, Männer und Sachen billigen, die ich ihn in unsern Unterredungen oft auf's Strengste hatte tadeln hören und von Vielem, was er gelobt und in Schutz genommen hatte, mit Verachtung reden. Den Eindruck, den dieses auf mich machte, verbarg ich ihm nicht und er versuchte nur schwach, sich zu vertheidigen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß sich unsere Verbindung aufgelöst haben würde, wäre nicht ein Ereigniß eingetreten, das unsere freundschaftlichen Bande bis zu seinem Tode durch neue Annäherung noch enger als bisher knüpfte."

„Gegen die Mitte März 1790 erhielt ich nämlich in Brüssel, wo ich mich damals befand, eine Einladung des österreichischen Gesandten, Grafen von Mercy, ungesäumt nach Paris zu kommen, wo er sich mit mir über Sachen von der höchsten Wichtigkeit zu besprechen habe. Ohne zu antworten, kam ich am 16. März in Paris an."

„Am Tage nach meiner Ankunft ging ich frühe zu Mirabeau und blieb den ganzen Tag mit ihm allein. Ich fand ihn mißvergnügter als je und noch muthloser, als ich ihn verlassen

hatte. Nur mit Widerwillen, sagte er, beschäftige er sich noch mit den öffentlichen Angelegenheiten und nur selten betrete er die Rednerbühne. Und diese Muthlosigkeit, man merke es wohl, erzeugte in ihm der Anblick der politischen Ereignisse, der stets wachsenden Erbitterung der Gemüther, des sichtbaren Fortschritts einer wahnsinnigen und wüthigen Anarchie, der Erschlaffung aller moralischen und materiellen Triebfedern der Staatsgewalt, des ewigen Hin- und Herschwankens des Königs, der Unfähigkeit seiner Minister. Mirabeau, der mit Adlerblick das Ganze, Gegenwart und Zukunft, überschaute, hielt sich für fähig und für allein fähig, den Erfodernissen der Lage zu genügen. Aber er wurde zurückgestoßen, verkannt. Er fühlte, wie das Werk der Wiederherstellung jeden Tag sogar für ihn selbst, wenn man ihn dazu berufen hätte, schwieriger wurde und wie jedes längere Zaudern das Uebel ganz unheilbar machen werde. In dieser Muthlosigkeit nahm er keine Rücksicht auf sich selbst, auf seine Berechnungen, seine Pläne, seine ehrgeizigen Hoffnungen, seine peinliche häusliche Lage, die gedrückt und dürftig war und blieb, während er, hätte er weniger an seinen Grundsätzen festgehalten, nur das Gold auf sich zufließen zu lassen brauchte, das von den Faktionen verschwenderisch ausströmte. Dennoch sah ich wohl, er habe nicht ganz auf seinen ursprünglichen Plan, mit dem Könige direkt zu unterhandeln, verzichtet, denn seine Gespräche kontrastirten sehr mit seinen Reden in der Versammlung und mit den Schriften, die er herausgab oder herausgeben ließ. Der Courrier de Provence, obgleich Mirabeau nicht mehr sein Hauptredakteur war, fuhr doch damals noch fort, seine Ideen auszusprechen; alle Artikel wurden von ihm durchgesehen, seine Reden wörtlich wiedergegeben, und sie waren nicht die eines Mannes, der an der öffentlichen Sache verzweifelte. Ich konnte nicht umhin, dieses zu bemerken, hielt ihn aber doch für auf-

richtiger in unsern vertrauten Unterredungen, als in seinen Aeußerungen auf der Rednerbühne oder im Courrier de Provence. Auch waren mir die Beweggründe dieser Letztern nicht unbekannt; er wollte an die Spitze der Geschäfte kommen, konnte es aber nicht auf dem gewöhnlichen Wege, sondern hoffte, auf einem ganz entgegengesetzten zum Ziele zu gelangen."

„Am zweiten Tage ging ich zum Grafen von Mercy, fand ihn aber nicht. Von meinem Besuche in Kenntniß gesetzt, ließ er mich bitten, ihn Tages darauf in meiner Wohnung gegen eilf Uhr Morgens zu erwarten, und traf pünktlich ein. Ich dachte, er würde mit mir von den Angelegenheiten der Niederlande sprechen, er erwähnte ihrer aber mit keinem Worte, sondern fing so an:

„Sie haben vertraute Verbindungen mit dem Grafen von Mirabeau?" — „Ja, Herr Graf." — „Der König und die Königin, die darum wissen, haben gedacht, daß Sie dabei die Absicht hatten, ihnen nützlich zu sein." — „Darin irren sie nicht; überdies ist die Königin mehrere Male davon in Kenntniß gesetzt worden." — „Ihre Majestäten haben mich beauftragt, Sie um Ihre Meinung über die gegenwärtigen Gesinnungen des Herrn von Mirabeau zu befragen." — „Zu Anfange der Generalstaaten dachte Mirabeau, die Minister des Königs würden es machen wie die englischen Minister; sie würden in der Versammlung sich eine Regierungspartei zu bilden und alle Männer, die am meisten durch ihre Talente, ihre Kenntnisse und ihre Popularität diese Partei zu befestigen geeignet wären, an sich zu ziehen suchen. Als die Versammlung eröffnet wurde, stand die demokratische Partei bei der Masse am meisten in Gunst. Mirabeau hat sich in diese Partei geworfen und ist mit Heftigkeit darin aufgetreten, damit die Regierung ihn fürchte und für sich zu gewinnen suche. Diese Berechnung ist fehlgeschla=

gen und seitdem hing es nicht mehr von ihm ab, eine bessere Stellung, ich will sagen, eine seinen politischen Ansichten und Grundsätzen entsprechende einzunehmen. Oft hat er sich gegen mich darüber beklagt. Im Ministerium sieht er nur Unfähigkeit und hält Necker für den Urheber der Uebel, die Frankreich jetzt erduldet und noch zu erdulden hat. Mirabeau wünschte, der König möchte von seiner Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, in Kenntniß gesetzt werden. Vor mehr als fünf Monaten habe ich Monsieur, den Bruder des Königs, davon unterrichtet, der indessen nicht für gut gefunden, es Seiner Majestät mitzutheilen. Ich habe mich dann von dieser Sache zurückgezogen und Paris verlassen, wohin ich wahrscheinlich, ohne Ihre Einladung, nicht mehr zurückgekehrt wäre."

„Nun wohl! versetzte Herr von Mercy, eben von dieser Sache handelt es sich jetzt. Der König und die Königin sind entschlossen, den Grafen Mirabeau um seine Dienste anzugehen, wenn er seinerseits bereit ist, sich ihnen nützlich zu erweisen. In Beziehung auf die Art, dieses einzuleiten, verlassen sie sich auf Sie; in dieser Hinsicht ist ihr Vertrauen unbegrenzt; man überläßt Ihnen die Bedingungen, und will nur durch Sie mit dem Grafen in Verbindung stehen. Sie sollen ihr alleiniger Vermittler sein. Man erwartet von Ihnen das größte Geheimniß, und Sie begreifen, wie wichtig dieses ist. Es ist durchaus nöthig, daß Necker, mit dem sie sehr unzufrieden sind, von dieser Unterhandlung nichts wisse. Besonders rechnet die Königin auf Sie. Seit einem Monate erwarteten wir Sie, und weil Sie nicht kamen, habe ich endlich an Sie geschrieben." — „Herr Graf!" erwiederte ich, „das Uebel, das schon geschehen, ist sehr groß, und ich zweifle, ob Mirabeau selbst dasjenige wieder gut machen kann, was man ihn hat thun lassen."

„Ich erklärte hierauf dem Grafen von Mercy, nur unter

der Voraussetzung, daß auch er an der Unterhandlung Theil nehme, willige ich darein, den Vermittler abzugeben, und meine erste Bedingung sei, daß er selbst mit Mirabeau eine Unterredung habe, die ihn in den Stand setze, über dessen Grundsätze und Gesinnungen ein Urtheil zu fällen."

„Graf Mercy nahm Anstand, mir hierauf zu antworten, und sagte nur, er werde dem Könige über unsere Unterredung Bericht erstatten, und mir dann dessen Befehle zugehen lassen. Ich sah wohl, daß er seinen Charakter als Gesandter in einer Sache dieser Art zu kompromittiren fürchtete; meinerseits aber war ich fest entschlossen, mich nur mit ihm und unter seiner Leitung darauf einzulassen. Wir schieden, und es vergingen mehr als vierzehn Tage, ohne daß ich irgend eine Mittheilung von ihm erhielt. Erst zu Anfange Aprils ließ er mich durch seinen Gesandschaftssekretär, Herrn von Blumendorf, bitten, zu ihm zu kommen. Er fing damit an, mir von seinen Bedenklichkeiten zu sprechen, sich an einer, seiner amtlichen Stellung so ganz fremden Angelegenheit zu betheiligen. Ich gab zu, die Sache sei allerdings sehr delikat, wiederholte aber, es werde mich dennoch nichts von meinem Entschlusse abbringen. Endlich gab Graf Mercy nach, und fragte mich, wie es zu machen sei, daß er eine Unterredung mit Mirabeau habe, ohne daß es bekannt werde, und wo sie wohl statt finden könne. Ich schlug ihm meine Wohnung, im Hotel Charost, Straße Faubourg St. Honoré, vor. Dieses Hotel hatte durch den Garten einen Ausgang in die Elyseischen Felder. Die meisten meiner Leute waren Fremde, und auf die Franzosen unter ihnen konnte ich mich, als auf alte Diener von erprobter Verschwiegenheit, verlassen.

„So wurde also verabredet, die Unterredung solle bei mir statt finden; Graf Mercy werde, wie gewöhnlich, im Wagen durch die St. Honoré-Straße heranfahren, während Mirabeau

zu Fuße durch die Elyseischen Felder kommen, durch die Gartenthüre, deren Schlüssel ich ihm gab, eintreten, und, ohne durch das Bedientenzimmer zu gehen, zu meinem Kabinette gelangen würde. Als unsere Maßregeln so abgesprochen waren, unterhielt ich mich lange mit dem Grafen über den unglücklichen Zustand Frankreichs, und die immer drohender werdenden Gefahren der königlichen Familie. Wie alle erfahrene und besonnene Männer sah er die Revolution als ein unglückseliges Ereigniß an, das zu großem Unglücke führen werde; doch war sein Geist frei von beschränkten Vorurtheilen, die ihn verhindert hätten, gewisse nützliche Folgen anzuerkennen, welche diese Revolution, gut geleitet und in gemessenen Schranken gehalten, hätte herbeiführen können. Besonders aber war er darüber beunruhigt, daß die Regierung bis dahin noch kein wirksames Mittel gefunden hatte, den gefährlichen Tendenzen der revolutionären Bewegung Stillstand zu gebieten. In Necker's System sah er nur Schwierigkeiten und Gefahren, und eben damals erzählte er mir seinen oben erwähnten Antheil an dessen Wiedereintritte in's Ministerium. Es reute ihn sehr, obgleich er dabei nur den dringenden Bitten des Königs, der seine Vermittelung als einen Dienst in Anspruch genommen, nachgegeben hatte."

„Nach dieser Unterredung besuchte ich Mirabeau, und ohne ihm schon gleich mein ganzes Gespräch mit Herrn von Mercy mitzutheilen, drückte ich ihm meinen Wunsch aus, ihn mit diesem bekannt zu machen, und schilderte ihm den Grafen als einen gemäßigten, loyalen Mann, gegen den er sich ohne Rückhalt aussprechen könne. Ich machte ihm zugleich begreiflich, wie er in Beziehungen zu diesem Gesandten ein sicheres Mittel finden könne, dem Könige und der Königin Vertrauen einzuflößen, und auf diese Weise seiner immer gehegten Absicht, die Monarchie zu retten, näher zu rücken. Auf's bereitwilligste nahm er

mein Anerbieten an, und die Konferenz fand wirklich in der verabredeten Weise in meinem Hause statt."

„Nach den ersten höflichen Redensarten ging man gleich an die wichtigen Fragen, die uns alle drei beschäftigten. Graf Mercy faßte bald ihre schwierigsten Seiten in's Auge, schilderte mit raschen Zügen den täglich erschreckenderen Gang der Revolution, und den Abgrund, in den Frankreich auf diesem Wege unvermeidlich stürzen werde, und wandte sich dann an Mirabeau mit der freimüthigen Erklärung, er könne nicht glauben, daß ein Mann wie er fortfahren wolle, seine Talente und sein Genie durch Begünstigung solcher Unordnungen zu entehren."

„Mirabeau, den diese Freimüthigkeit rührte, sprach sich seinerseits sehr offenherzig aus. Er gab die Gefahren der Lage zu, und schloß mit der Erklärung, das einzige Mittel, ihnen auszuweichen, sei die Entfernung des Königs aus Paris, aber nicht aus Frankreich. Er beschwor den Grafen, er möchte, wenn er Gelegenheit habe den König zu sehen, sich bemühen, Seine Majestät davon zu überzeugen, daß unter den gegenwärtigen Umständen kein anderer Entschluß übrig bleibe."

„Diesesmal machte Herr von Mercy ihm noch keine Eröffnung von Seite des Königs, sondern begnügte sich mit der Aeußerung, er werde nicht verfehlen, aus dieser Unterredung Nutzen zu ziehen."

„Mirabeau und er faßten beide in dieser ersten Zusammenkunft eine sehr günstige Meinung von einander. Jener gestand mir, Herr von Mercy habe sich ihm viel vortheilhafter gezeigt, als man ihn ihm geschildert, und wirklich hatte der Graf die Lage der Dinge mit großem Talente ausgeführt. Seinerseits beklagte dieser es, daß man so lange gesäumt, sich an einen so eminenten Mann zu wenden, und ihn habe gefährlich werden lassen, während er so nützlich hätte sein können. Beim Weg-

gehen sagte er mir, der König und die Königin wünschten so bald als möglich mit mir zu sprechen, und die Königin habe ihn beauftragt, mir zu sagen, sie werde mich am folgenden Tage um ein Uhr in den Tuilerien empfangen, und zwar im Zimmer der Madame Thibault, ihrer ersten Kammerfrau, um weniger Verdacht zu erregen. Ich ging hin."

„Madame Thibault war eine gute alte Frau, wie die gewöhnlichste Kammerfrau gekleidet. Wenn sie von der Königin sprach, sagte sie: meine Herrschaft. Ich brachte beinahe eine Stunde bei ihr zu; denn sie hatte mich darauf vorbereitet, die Königin werde mich ein wenig warten lassen, weil sie eben beschäftigt sei. Die Gutmüthigkeit dieser Frau, die naive Einfachheit, womit sie von ihrem Dienste und ihrer Familie sprach, gefielen mir, und zeigten sie mir als eine brave, der Königin aufrichtig ergebene Person. Endlich kündigte man an, die Königin sei allein, und Madame Thibault führte mich zu ihr."

„Die Königin fing damit an, mir zu sagen, seit zwei Monaten habe sie mit dem Könige beschlossen, sich dem Grafen von Mirabeau zu nähern, und sich deshalb an mich zu wenden. Sie wiederholte, was sie mir schon einige Monate früher gesagt, wie sie nie im mindesten daran gezweifelt habe, meine Verbindung mit Mirabeau habe keinen andern Zweck, als dem Könige nützlich zu sein. Sie fragte mich dann mit einer gewissen Neugierde und Verlegenheit, ob ich der Meinung sei, daß Mirabeau keinen Antheil an den Abscheulichkeiten des 5. und 6. Oktobers gehabt habe, ich betheuerte ihr (was ich schon oben erzählte), er habe diese beiden Tage zum Theil bei mir zugebracht, und sei am 5. bei mir allein zum Essen gewesen. Ich fügte hinzu, damals habe ich sehr gewünscht, die Minister des Königs hätten die Ansichten, die er gegen mich geäußert, gehört, und zu befolgen gewußt."

„Sie erfreuen mich," antwortete die Königin mit beruhigterem Tone, „ich bedurfte sehr, hierüber aus meinem Irrthume gezogen zu werden, denn ich gestehe es, nach den Gerüchten, die damals über ihn umgingen, war mir gegen Herrn von Mirabeau ein Gefühl des Abscheu's geblieben, das nicht wenig zur Verzögerung unseres Entschlusses, uns an ihn zu wenden, um wo möglich den unseligen Folgen der Revolution vorzubeugen, beigetragen hat."

„In diesem Augenblicke trat der König herein, und sagte zu mir in seiner gewöhnlichen, geraden Weise, ohne irgend eine Einleitung: „„Die Königin wird Ihnen schon gesagt haben, daß ich mich an Herrn von Mirabeau wenden will, wenn Sie glauben, daß es in seiner Absicht und in seinen Kräften liege, mir nützlich zu sein. Was halten Sie davon?""

„Ich antwortete freimüthig, nach meiner Meinung sei es etwas spät, und konnte mich nicht enthalten, ihn auf die große Ungeschicklichkeit seiner Minister aufmerksam zu machen, die zu Anfange der Generalstaaten (was damals leicht gewesen wäre) alle durch Talente hervorragenden Deputirten, welche sich an die Spitze der revolutionären Partei gestellt, für die Sache des Königs hätten gewinnen sollen. Ich sagte, Mirabeau selbst habe Eröffnungen dieser Art erwartet, die Minister hätten ihn aber geringgeschätzt und mit hochmüthiger Selbstgenügsamkeit zurückgestoßen, was sich nicht wohl rechtfertigen lasse [1]). Ich stellte auch noch dem Könige vor, die Minister hätten sich damals nicht blos der Stütze des Grafen von Mirabeau, sondern auch noch vieler andern sehr gefährlichen Deputirten versichern können, und fügte hinzu, das Uebel wurzele täglich tiefer ein, und je

[1]) Man sehe in Note 17 den Bericht über eine Unterredung Mirabeau's mit Necker.

mehr man es anzugreifen zögere, um so schwerer werde es auszurotten sein."

„Ach," rief der König aus, „in diesem Punkte ist von Herrn Necker nichts zu hoffen. Daher muß auch Alles, was durch Herrn von Mirabeau geschieht, für meine Minister ein tiefes Geheimniß bleiben, und in dieser Hinsicht rechne ich auf Sie."

„Diese Antwort schmetterte mich nieder. Ich begriff nicht, wie der König daran denken konnte, ohne Wissen der Minister einen Mann wie Mirabeau zu gebrauchen; denn die Rathschläge und Handlungen dieses Letztern konnten ja nicht verfehlen, mit denen der Minister in direktem Widerspruche zu stehen, und was konnte man von einem solchen Widerspruche Nützliches erwarten?"

„Nun," fuhr der König fort, „wie glauben Sie, daß Herr von Mirabeau mir nützlich sein könne?"

„Ich erwiederte, hierauf könne ich nur antworten, nachdem ich mich mit ihm selbst darüber besprochen habe."

„So gehen Sie denn zu ihm, und hernach berichten Sie der Königin und mir, was beschlossen worden."

„Sire, würden Eure Majestät nicht vorziehen, wenn ich Grafen von Mirabeau ersuchte, seine Gedanken hierüber zu Papier zu bringen?"

„Ja, noch besser; Sie werden mir, was er geschrieben, durch die Königin zustellen lassen. Das bleibt abgesprochen."

„Nach diesen Worten zog sich der König zurück. Die Königin sagte mir nun, ich könne zu ihr kommen, so oft ich es für nöthig halte, jedoch vorzugsweise an den Tagen, an denen Madame Thibault den Dienst habe. Sie habe sich zwar über Madame Campan, ihre zweite Kammerfrau, nicht gerade zu beklagen, diese sei aber weltlicher, und habe Verbindungen, die ihr nicht gefielen."

„Ich zog mich dann durch das Zimmer der Frau Thibault zurück.“

„Als ich mich zu Hause befand, überfielen mich die peinlichsten Betrachtungen. Ich war erschrocken über das, was ich gehört. Mein Umgang mit Mirabeau hatte mich nur zu sehr über alles schon geschehene und noch zu befürchtende Uebel aufgeklärt. Und welchen Damm konnte ein geheimes Verfahren des Königs, ohne Wissen der Minister, gegen eine Revolution bilden, die Alles umwarf, die ein ganzes Volk in ihrem Strome mit sich fortriß? — Was sollten denn die Minister sein? Immerwährende Bekämpfer alles dessen, was der König würde thun wollen? Was konnte daraus hervorgehen? Glichen solche Mittel nicht eher einer Intrigue, als geschickten und kräftigen, einer Regierung würdigen, und der Wichtigkeit des zu erreichenden Zieles entsprechenden Maßregeln? — Auf der andern Seite erklärte ich mir sehr wohl die Gefühle, die den König zu einem solchen Verfahren mit Mirabeau veranlaßten. Es lag am Tage, daß nur die Angst sie angetrieben hatte, sich dem ihnen so furchtbaren Tribun zu nähern. So oft schon betrogen und verrathen, wandten sie sich an ihn mit einem sehr natürlichen Mißtrauen, das sich sogar bis zu einem gewissen Grade auch auf mich ausdehnen konnte. Nahm man vielleicht seine Zuflucht zu Mirabeau mehr nur um ihn zu besänftigen, um ihn sich günstiger zu stimmen, als um blindlings seinem Rathe zu folgen? Ich durfte mir nicht verbergen, daß ein solches Betragen des Königs in den bisherigen Handlungen Mirabeau's seine vollständige Rechtfertigung fand. Was aber konnte man sich dann von den gegenwärtigen Schritten bei ihm versprechen? — Nur Eine Hoffnung blieb übrig; wenn nämlich der König und die Königin so viel Vertrauen zu Mirabeau fassen könnten, daß sie die gerechte Abneigung, die sie gegen ihn fühlen mußten, überwänden, und

nachdem sie einmal diese Bahn betreten, sich vor keiner von ihm angerathenen Maßregel mehr scheuten; die erste dieser Maßregeln aber mußte sein, entweder eine starke Coalition zwischen ihm und den Ministern zu bilden, oder, wenn diese sich dessen weigerten, die Minister zu entlassen. An dieser Hoffnung hielt ich fest, um mich in dem schwierigen Unternehmen, womit ich mich beauftragt fand, aufrecht zu halten."

„Ich mußte mich nun bei Mirabeau meines Auftrags entledigen. Ich hütete mich wohl, ihm die Besorgnisse mitzutheilen, welche mein Gespräch mit dem Könige in mir erweckt hatte. Im Gegentheil glaubte ich, seine Kräfte anfeuern, und ihn mit Muth und Eifer für die ihm zugedachte Rolle erfüllen zu müssen."

„Ich sagte ihm zuerst, wie der König und die Königin über seine Talente dächten, über welche sie sich in der That mit gerechter Würdigung und richtigem Urtheile geäußert hatten. Die Frage der Königin über seine vermeinte Theilnahme an den Ereignissen vom 5. und 6. Oktober verheimlichte ich ihm indessen nicht. Sogleich veränderte sich sein Gesicht; er wurde gelb, grün, scheußlich. Sein Entsetzen war auffallend. Ihn zu beruhigen, erzählte ich ihm alles, was ich der Königin gesagt hatte, um sie über diesen Punkt aufzuklären, und konnte ihm nicht oft genug wiederholen, sie sei völlig von seiner Unschuld überzeugt. Lange nachher noch blieb ihm indessen ein peinlicher Eindruck davon, daß er der Gegenstand eines so abscheulichen Argwohns habe sein können. Als er sich von dieser Erschütterung erholt hatte, sprach ich von dem Vertrauen des Königs und der Königin zu seinen Gesinnungen, zu seinen monarchischen Ansichten und Grundsätzen, und sagte ihm, sie wünschten von ihm selbst zu erfahren, welche Dienste er ihnen leisten zu können glaube."

„Die Wirkung dieser Eröffnung auf seine Eigenliebe ent-

ging mir nicht. Diesen Mann, der sich, und mit Recht, Andern so sehr überlegen fühlte, sah ich dennoch von jener Art von Zauber beherrscht, den königliche Personen, wenn sie sich wohlwollend zu zeigen wissen, auszuüben vermögen. Erwägt man die oft unwiderstehliche Gewalt dieses Zaubers, so darf man wohl die Herrscher tadeln, die ihn nicht zur rechten Zeit anzuwenden wissen. Ich glaube zwar, daß er seit der französischen Revolution viel von seiner Kraft verloren hat; während der ersten Hälfte dieser Revolution aber wären, nach meiner Ueberzeugung, so verwegene Reden man auch damals in der Nationalversammlung gegen die königliche Gewalt halten mochte, die meisten dieser kühnen Sprecher eifrige Royalisten geworden, wenn der König und seine Minister Geschick genug gehabt hätten, sie an sich zu ziehen. Spätere Ereignisse haben übrigens die Wahrheit dieser Bemerkung hinlänglich bewiesen."

„Mirabeau war entzückt, daß man ihn endlich in die Möglichkeit versetzte, dem Könige nützlich zu sein. Ich fand sogar, daß in seinen Augen sich die Schwierigkeiten des Erfolgs, die er mir so oft als beinahe unübersteiglich geschildert hatte, nur zu leicht ebneten. Ich hütete mich wohl, ihn hierauf aufmerksam zu machen; sondern machte ihn lieber mit den sehr vernünftigen Gesinnungen bekannt, in denen ich den König gefunden. Ludwig XVI. war weit entfernt, seine ehemalige absolute Gewalt wiedererlangen zu wollen. Er ergab sich vollkommen in den Verlust, den er durch die Revolution an der Gewalt und den Rechten seiner Vorgänger erlitten; ja ich möchte sagen, in dieser Hinsicht war Mirabeau weniger genügsam als er."

„Als ich ihn dann aufforderte, sich mit dem Aufsatze zu beschäftigen, den mir der König aufgetragen hatte von ihm zu begehren, empfahl ich ihm, sich nicht auf zu glänzende Versprechungen einzulassen. Einige Tage nachher brachte er mir

den an den König gerichteten Brief, vom 10. Mai 1790, den man in der Korrespondenz finden wird."

„Es wäre ohne Zweifel ein übermenschliches Unternehmen gewesen, die Monarchie auf ihren alten, von der Revolution zerstörten Grundlagen wiedererbauen zu wollen. Keine Macht, wie geschickt und gewaltig man sie sich auch vorstellen mag, hätte dieses vermocht. In Frankreich hatte Jeder, vom Könige selbst bis zum letzten seiner Unterthanen, durch Absicht, Handlung oder Unterlassung, an der Revolution Theil genommen. Erst als sie merkten, daß die Bewegung nicht den beabsichtigten Verlauf nahm, und die Trümmer des Gebäudes über ihnen zusammenstürzten, machten einige Personen, um es wieder zu stützen, mehr gefährliche als wirksame Anstrengungen. Auch war es, wie Mirabeau in seinem Briefe an den König sagte, nicht diese alte Monarchie, die er vertheidigen wollte. Er sann darauf, sie umzugestalten, zu regeneriren, um zu einer Regierungsform zu gelangen, mehr oder weniger derjenigen ähnlich, die England zur Höhe seiner Macht und seines Ruhms emporgehoben hat."

„Sein erster Gedanke war, den König aus dem allgemeinen Umsturz zu retten, und ihn den Händen der Anarchisten zu entreißen, die unfehlbar bald seine Mörder werden mußten. Gelang ihm dieses, so war nicht alles verloren. Wo aber waren die Mittel, den Erfolg eines so kühnen Unternehmens zu sichern? Mirabeau ist allerdings im Besitze großer persönlicher Kräfte, aber er steht allein und kann nur im Dunkeln wirken. Ihn umgiebt Argwohn, den seine Vergangenheit rechtfertigt, Eifersucht, die seine Talente beneidet und fürchtet, und die ihn mit keiner Verleumdung verschont. Sogar die anscheinenden Vertreter der Gewalt sind gegen ihn, denn die Minister, die es wirklich sein sollten, sind es nur dem Namen nach, und sind überdieß,

selbst in dem was sie persönlich betrifft, unfähig einen muthigen Entschluß zu fassen, oder doch, ihn zur rechten Zeit zu fassen. Diese Revolution endlich, deren Gewaltthätigkeiten er beklagt, er ist es der sie in die schreckliche, sich überstürzende Bewegung hineingestoßen, die er nun hemmen möchte. Nur indem er sich an sie anklammert, indem er hartnäckig ihrem Gange sich anschließt, kann er hoffen, ihre Richtung zu ändern. Um die Anarchie zu zerstören, muß er sich das Ansehen geben, gemeine Sache mit ihr zu machen."

„Das war die Stellung Mirabeau's, als er, selbst ehe er die in dem Briefe vom 10. Mai ausgesprochene Verpflichtung übernahm, beschlossen hatte, sich der Sache des Königs zu widmen. Sein Leben wagte er, und hätte es gewiß, wie so viele Andere, auf dem Blutgerüste verloren, wäre er nicht mitten im Kampfe eines natürlichen Todes gestorben."

„Die damaligen Minister hinderten ihn, hemmten seinen Gang, anstatt ihn zu fördern; er mußte daher Alles aufbieten, damit sie entfernt und durch Männer, die seinem Systeme günstig wären, ersetzt würden. Darum griff er so oft die Minister an. Eine andere Macht war ihm noch ungelegener, weil sie wesentlicher war und schwerer zu entfernen, als Minister, gegen die er bei der ersten besten Gelegenheit die Majorität der Versammlung aufregen konnte. Diese Macht war Lafayette: Republikaner und über jeden Begriff anmaßlich, war dieser Mann der Abgott des zur Nationalgarde umgeschaffenen pariser Bürgerthums. Diese Garde, obgleich selbst anarchisch, war dennoch die einzige öffentliche Gewalt, mit deren Hülfe man noch ein wenig Ordnung in die allgemeine Verwirrung bringen konnte; und Lafayette war ihr Befehlshaber. In dieser Eigenschaft wurde er jeden Augenblick beim Könige und der Königin, unter dem Vorwande, für ihre Sicherheit zu sorgen, vorgelassen. Die

Stellen und Gunstbezeugungen, über die der König noch zu verfügen hatte, wurden großentheils seinen Bitten, denen man sich nicht widersetzen durfte, gewährt, indeß seine Grundsätze und Handlungen nur zur Vernichtung der legitimen Gewalt des Königs führen konnten, der noch dazu genöthigt war, ihn mit Rücksichten, sogar mit einer Art von Vertraulichkeit zu behandeln, wodurch Lafayette's durch den Rausch des Erfolgs gesteigerte Insolenz nur noch vermehrt wurde."

„Man mußte also Lafayette entweder beseitigen oder ihn in die Unmöglichkeit versetzen, zu schaden, und beides war beinahe unerreichbar. Ganz Frankreich lag zu seinen Füßen. Die Versammlung selbst, die einzige Macht, welche der seinigen hätte die Wage halten können, sah in ihm ihren Beschützer und die kräftigste Stütze einer Revolution, die sie durchführen wollte."

„Da Lafayette nicht entfernt werden konnte, so blieb nichts übrig, als sich mit ihm zu verstehen und auf diese Weise zu versuchen, die von seiner Seite entgegenstehenden Hindernisse zu vermindern. Mirabeau glaubte, im Interesse des Königs müsse er den ersten Schritt thun und in demselben Interesse dürfe er an ihm Talente und Tugenden, die Lafayette nach seiner Ueberzeugung nicht besaß, loben, denn solches Lob hielt er für das geeignetste Mittel, diesen höchst eigenliebigen Mann, dessen Anmaßungen keine Grenzen kannten, zu gewinnen. So schrieb er ihm denn den Brief, der sich in der Korrespondenz, vom 1. Juni 1790 datirt, vorfindet."

„Lafayette aber war diesem Briefe nicht zugänglicher als den früheren; für den Augenblick drang daher Mirabeau nicht ferner auf ein politisches Bündniß, das er so sehr gewünscht hatte. Uebrigens halte ich auch dafür, daß unmöglich diese beiden Männer lange einträchtig hätten wirken können. Lafayette gab mehr und mehr seinen republikanischen Gelüsten nach, und Mi-

rabeau hatte, wie schon gesagt, sehr entschiedene monarchische Grundsätze, die er nicht verbarg, so oft er sie, ohne seiner Popularität zu schaden, aussprechen durfte. Sind einmal zwei Männer, die so wichtige Rollen spielen, aneinandergestoßen, so läßt sich schwerlich jemals wieder ein einträchtiges Zusammenwirken von ihnen hoffen. Mirabeau schonte Lafayette nicht mehr in seinen Unterredungen, besonders nicht im Kreise seiner Freunde, die nicht ermangelten, seine beißenden Witze zu wiederholen. Lafayette dagegen trug Geringschätzung und einen arroganten Stolz gegen Mirabeau zur Schau. — „Ich habe," sagte er eines Tages zu Frochot [1]), „den König von England in seiner Macht, den König von Frankreich in seiner Autorität, das Volk in seiner Wuth besiegt; ich werde vor Herrn von Mirabeau gewiß nicht weichen.""

„Diese beiden Männer mußten also unaufhörlich einander entgegenstehen, ohne sich jedoch offen befehden zu dürfen, denn sie hätten sich dann beide kompromittirt und ihren zahlreichen, sie immer belauernden Feinden große Vortheile gewährt."

„Als Mirabeau mir seinen Brief an den König gegeben, brachte ich ihn versiegelt dem Grafen von Mercy und bat diesen, ihn dem Könige durch Vermittlung der Königin zugehen zu lassen. Bald nachher sah ich den Grafen wieder und war neugierig, den Eindruck, den der Brief gemacht, kennen zu lernen. Die hohen Personen hatten ihn ihm gezeigt, hatten entzückt darüber geschienen und eine Zufriedenheit an den Tag gelegt, die ich keineswegs theilte. Den Männern und Begebenheiten der Revolution näher als sie, urtheilte ich anders und sah ganz andere Resultate voraus, als sie, durch trügerische Selbsttäuschungen verführt, sich versprachen."

---

[1]) Später einer der Testamentsvollzieher Mirabeau's und unter Napoleon Präfekt des Seine-Departements.

„Ich gestand daher auch dem Grafen von Mercy, wie groß auch mein Vertrauen auf Mirabeau's hervorragende Talente sei, so könnte ich doch nicht umhin, die französische Monarchie, wenigstens auf lange Zeit, für verloren zu halten; das Uebel sei zu eingewurzelt und vergebens werde man gegen einen solchen Strom zu ringen versuchen. Ich verbarg ihm auch nicht, daß ich sogar zweifelte, ob Mirabeau überhaupt, nach der Art, wie der König ihn gebrauchen wollte, zu etwas nütze sein könne. Meine Besorgnisse erregten die seinigen, nichts desto weniger hielt er es für nöthig, Mirabeau's Dienste dem Könige zu sichern."

„Nachdem er mir von dem Eindrucke gesprochen, den der Brief auf den König und die Königin gemacht, foderte Herr von Mercy mich auf, sobald als möglich zu letzterer zu gehen. Ich begab mich daher nach den Tuilerien, als ich wußte, daß Madame Thibault den Dienst hatte. Anstatt mich zu ihr kommen zu lassen, kam die Königin selbst in das Zimmer ihrer Kammerfrau. Sie bestätigte mir, was mir Graf Mercy von dem guten Eindrucke des Briefes auf den König mitgetheilt; wiederholte, der König wünsche gar nicht, seine frühere Gewalt in ihrem ganzen Umfange wiederzuerlangen, und sei weit entfernt, dieses zu seinem eigenen Glücke oder zu dem Glücke seiner Völker für nöthig zu halten. — Sie fragte mich, was wohl am zweckmäßigsten zu thun sei, damit Mirabeau mit ihr und dem Könige zufrieden wäre. Ich erwiederte, ich würde das überlegen, zuvörderst aber schiene es mir unumgänglich nöthig, ihm eine ehrbare Unabhängigkeit zu sichern, damit er, mit Vernachläßigung seiner eigenen Angelegenheiten, sich den Staatsgeschäften ausschließlich widmen könne; mir sei es bekannt, daß es ihm oft am Nöthigsten fehle; ich würde ihr übrigens meine Gedanken hierüber näher mittheilen, wenn ich die Ehre hätte, sie wiederzusehen."

„Als wir hiemit zu Ende waren, fing die Königin an, von vergangenen Zeiten zu sprechen. Die Hoffnungen, die sie auf Mirabeau's Dienste gründete, schienen die sie rings umgebenden Gefahren ihren Blicken zu entziehen. In diesem vertraulichen Sichgehenlassen gab sie mir neue Beweise des Wohlwollens, woran sie mich in glücklichen, leider für immer verschwundenen Tagen gewöhnt hatte. Die Erinnerung an die Vergangenheit verlockte sie sogar zu Gesprächen über gleichgültige Dinge, wie sie der gewöhnliche Gegenstand täglicher gesellschaftlicher Unterhaltung sind."

„Das Gespräch währte länger als zwei Stunden in jenem heitern, der Königin natürlichen Tone, der zugleich aus der Güte ihres Herzens und aus der schalkischen Feinheit ihres Geistes entsprang. Beinahe wäre der Zweck meiner Audienz ganz aus den Augen verloren worden; ja, sie suchte ihn zu vergessen. Sprach ich von der Revolution, so wurde sie ernst und traurig; war aber die Rede von andern Gegenständen, so kehrte ihre liebenswürdige, anmuthige Laune zurück; und dieser Zug schildert ihren Charakter besser, als Alles, was ich von ihr sagen könnte. In der That hatte Marie Antoinette, die man so oft beschuldigt, sich gerne in die Politik gemischt zu haben, keinen Geschmack an ihr. Mit einer edlen, erhabenen Seele verband sie eine Raschheit des Entschlusses und eine Energie des Willens, wovon sie bei mehr als einer Gelegenheit Proben abgelegt hat. Gerade diese Kraft des Entschlusses fehlte Ludwig XVI. Die Feinde des Königthums fühlten dieses bald und richteten alle ihre Angriffe gegen diejenige, deren Einfluß sie fürchteten. Daher kann man auch bemerken, daß man, von den ersten Tagen der Revolution an, immer nur von den Tugenden des Königs sprach, von der Königin aber schwieg. Durch Erfolg muthiger gemacht, fingen die Aufwiegler bald an, Marie Antoinette als die große Schuldige zu bezeichnen, denn sie

erriethen, welchen kräftigen Widerstand die Energie und der Muth der Königin ihnen entgegensetzen könnten. So wurde diese von jener Zeit an bis zu ihrem Tode mit Vorwürfen und Beschuldigungen überhäuft, in denen Treulosigkeit mit schamloser Niederträchtigkeit um den Preis stritten. Man braucht nur die Verhandlungen ihres Prozesses zu lesen und man wird sich überzeugen, daß selbst nach dreijährigem Revolutionsschwindel nicht ein einziger, vor einem unparteiischen Schwurgerichte haltbarer Anklagepunkt gegen die Königin aufgebracht werden konnte. Zu den scheußlichsten Erfindungen mußte man hinabsteigen, zu Abscheulichkeiten, die nur ihre Erfinder schändeten, seine Zuflucht nehmen, um dem Prozesse einen Schein von Begründung zu geben. Und doch konnte man nicht einmal den Schein eines wirklichen Unrechts auffinden. Auch nehme ich keinen Anstand zu sagen: War Ludwigs XVI. Tod ein Verbrechen, das seine Urheber für immer mit Schande bedeckt, so bieten der Prozeß und die Hinrichtung der Königin ein noch empörenderes Schauspiel von feigem Verrathe, verweigerter Gerechtigkeit, mißbrauchter Gewalt, kurz von dem Umsturze alles dessen dar, was dem Menschen am heiligsten sein sollte."

„Als mich die Königin entließ, sagte sie zu mir: „Wenn Sie wiederkommen, muß der König Sie sehen; er hat Ihnen Manches zu sagen.""

„Ich ging hinaus, nicht ohne von Neuem die peinlichsten Betrachtungen über Alles, was ich gesehen und gehört, anzustellen. Es war einleuchtend, daß die Königin so wenig wie der König sich genaue Rechenschaft von den Gefahren, die sie bedrohten, ablegten. Von ihrer Geburt an und durch jeden Augenblick ihres Lebens hindurch mit Allem, was die Ehrfurcht und Liebe der Menschen Verführerisches haben, umgeben, wie hätten sie, die von Natur gut und voll Vertrauen waren, sich die Gräuel ein-

bilden können, deren Opfer sie werden sollten? Und das Schmerzlichste für mich war, daß ich in Allem, was sie vorhatten, kein wirksames Mittel, sie zu retten, erblicken konnte."

„Die Königin hatte auch den Grafen von Mercy beauftragt, sich bei mir zu erkundigen, was der König wohl für Mirabeau thun könne? Als ich hierüber mit dem Grafen sprach, bemerkte dieser zuerst, es scheine ihm schicklich, daß der König Mirabeau's Schulden bezahle. Dies war auch meine Meinung, denn ich wußte, daß von allen seinen Feinden seine Gläubiger ihn am meisten quälten. — „Aber," fragte Herr von Mercy, „sind diese Schulden nicht sehr beträchtlich?" — Ich erwiederte, hierüber wisse ich nichts Bestimmtes; es sei mir blos bekannt, daß Mirabeau nicht mehr wisse, wo hinaus; er habe lange von geborgtem Gelde gelebt, das er von allen Seiten zusammengerafft, und schon seit einigen Monaten erhalte er von mir fünfzig Louisd'or monatlich."

„Ich versprach dann dem Grafen, Erkundigungen hierüber einzuziehen. Tags darauf besuchte ich Mirabeau, griff die Frage direkt an und sagte zu ihm, ich sei vom Könige beauftragt, von ihm zu erfahren, was Seine Majestät zu seiner Zufriedenheit thun könnten. Dann warf ich, wie von mir ausgehend, die Idee der Bezahlung seiner Schulden hin und fragte ihn, wie hoch sie sich wohl beliefen. Er erwiederte, das wisse er selbst nicht, sie müßten aber bedeutend sein; übrigens werde er bald hierüber in's Klare kommen und vollkommen zufrieden sein, wenn er auf hundert Louisd'or monatlich rechnen könnte."

„Wenige Tage nachher zeigte er mir den vollständigen Nachweis seiner Schulden. Es befanden sich welche von mindestens burlesker Art darunter, die nur zu sehr von den Wechselfällen eines so traurig bewegten Lebens zeugten. So war z. B. sein Hochzeitsanzug noch nicht bezahlt. Im Ganzen beliefen sich die

Schulden, die 400 Louisd'or, die er von mir erhalten, mitgezählt, auf 208,000 Livres. Für Jemand, der ein Besitzthum von mehr als 50,000 Livres Rente in Grundeigenthum anzutreten hatte, wäre es, wie man sieht, ein Leichtes gewesen, sich von dieser Schuld frei zu machen, wenn er Muße gehabt hätte, sich mit seinen eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen. Ich legte den Nachweis bei Seite und wir sprachen von andern Dingen; weil ich aber von seinen Schulden schwieg, führte er bald das Gespräch darauf zurück und sagte: „Sie sind zu beträchtlich, als daß man sie mir bezahlen könnte; thun Sie aber, mein Freund, was Sie vermögen, damit ich wenigstens auf hundert Louisd'or monatlich rechnen könne.“— Ich beruhigte ihn dieserhalb, weil ich überzeugt war, der König werde diese Foderung nicht übertrieben finden.“

„Als ich dem Grafen von Mercy den Betrag der Schulden mittheilte, sagte er: „Da es nicht mehr ist, so wird der König wohl thun, Alles zu bezahlen. Ich werde in diesem Sinne mit der Königin sprechen.““

„Wenige Tage nachher ließ mich die Königin rufen. Diesesmal wurde ich von Madame Campan, ihrer zweiten Kammerfrau, empfangen. Ich hatte sie früher einige Male bei der Königin gesehen, kannte sie indessen nicht. Wenn gleich ohne Grazie und Physionomie hatte sie doch eine gewisse Schönheit, die sie aber durch ein manierirtes, prätentiöses Wesen verdarb. Sie empfing mich wie eine Weltdame, der ich einen Besuch gemacht hätte, und sagte mir, die Königin könne mich, da sie beschäftigt sei, erst ein wenig später empfangen. Sie knüpfte dann ein Gespräch an, worin geziertes Wesen und Mangel an Einfachheit ihrem Geiste schadeten. Bald ließ mich indessen die Königin rufen und ich ging zu ihr hinein.“

„Bis der König kommt,“ fing sie sogleich an, „will ich

Ihnen schon sagen, daß er entschlossen ist, die Schulden des Grafen von Mirabeau zu bezahlen. Er hat noch andere Absichten, die er Ihnen selbst eröffnen wird. Herr von Mercy wird Ihnen gesagt haben, daß der König mit dem Briefe des Herrn von Mirabeau sehr zufrieden ist. Er wünscht und kann nichts Anderes wünschen, als was Herr von Mirabeau in diesem Briefe verspricht; wir hoffen nur, daß er Wort halten werde; wir rechnen sehr darauf; Sie können ihm diese Versicherung geben. Der König begehrt nun von Ihnen, daß Sie sich mit der Bezahlung seiner Schulden beschäftigen und diese ganze Sache auf sich nehmen; verlieren Sie aber nie aus den Augen, daß unsere Verbindungen mit Herrn von Mirabeau geheim bleiben müssen."

„Hierüber beruhigte ich sogleich die Königin; mit der Bezahlung der Schulden aber bat ich sie inständigst, einen Andern als mich zu beauftragen, da es ihr leicht sein würde, Jemanden zu finden, der sicher und verschwiegen genug wäre, ihm diese Aufgabe zu übertragen. Die Königin bestand darauf, ich müsse diese Mühe auf mich nehmen; ich meinerseits blieb ehrfurchtsvoll bei meinen Gegenvorstellungen, bis sie endlich nachgab. Ich machte ihr zugleich die Bemerkung, es sei wesentlich, Jemanden zu wählen, der gewohnt sei, oft zu ihr zu kommen, damit auch ich mich an ihn wenden könne, so oft ich Noten, Nachrichten u. s. w. zu übermachen hätte, wozu die nun mit Mirabeau eingeleitete Verbindung nothwendig Anlaß geben werde. Diese Vorsicht war unentbehrlich, weil man sonst nicht verfehlt haben würde, aus meiner Intimität mit Mirabeau und aus meinem öftern Erscheinen in den Tuilerien kompromittirende Schlüsse zu ziehen. Nach einiger Ueberlegung schlug mir die Königin den Erzbischof von Toulouse, Herrn von Fontanges [1]), einen ihrer

---

[1]) Man sehe über Herrn von Fontanges die Note 18.

ehemaligen Almoseniere, der ihr sein Erzbisthum verdankte, vor. Er war ihr sehr ergeben; fast täglich sah sie ihn oder verkehrte mit ihm."

„Ich theilte darauf der Königin meine Erwägungen über den geringen Nutzen der Beziehungen zu Mirabeau mit, wenn sie sich auf geheime Mittheilungen zwischen dem Könige und ihm beschränken sollten, und suchte ihr begreiflich zu machen, es sei vor Allem nöthig, ihn mit den Ministern zusammenzubringen, damit er in Uebereinstimmung mit ihnen ihre Anträge in der Versammlung vertheidigen könne. Die Königin erwiederte, sie halte dieses bei der gegenwärtigen Stimmung der Minister für unausführbar; übrigens könne ich davon mit dem Könige sprechen, der in diesem Augenblicke eintrat."

„Der König fing damit an, mir die Worte der Königin über seine äußerste Zufriedenheit mit Mirabeau's Briefe zu wiederholen. Wie die Königin, und mehr noch als sie, schien er in die Zukunft ein grenzenloses Vertrauen zu setzen und es für leicht anzusehen, die Sachen auf einen erträglichen Fuß zurückzuführen. Die Gerechtigkeit erfodert hinzuzufügen, daß er in dieser Hinsicht für sich selbst wenig begehrte. Zudem glaubte er, wenn künftig die Minister mit mehr Schwierigkeiten und Verlegenheiten zu kämpfen hätten, so würde er dagegen weniger Verantwortlichkeit, mithin mehr Ruhe haben. In den Beziehungen zu Mirabeau sah er ein Mittel, sich zum Voraus diese Ruhe zu bereiten, wies aber meine Bemerkungen über die in meinen Augen unentbehrliche Nothwendigkeit, diese Beziehungen auch auf die Minister auszudehnen, zurück. Geschah es aus Mißtrauen gegen diese oder gegen Mirabeau? Mir wurde das nicht klar, ich möchte es eher nur für eine Wirkung der Schwäche seines Charakters halten, die ihm selten erlaubte, einen vollständigen Entschluß zu fassen und in allen seinen Folgen aus-

zuführen. So war der unglückliche Ludwig XVI., von dem man sagen könnte, die Vorsehung habe sich geirrt, als sie ihn in einer Epoche wie die französische Revolution König von Frankreich werden ließ, während er ein vortrefflicher konstitutioneller König von England gewesen wäre."

„Der König gab mir das Original von Mirabeau's Brief mit den Worten zurück: „Verwahren Sie ihn, so wie diese vier Billete von meiner Hand, jedes von zwei hundert fünfzig tausend Livres. Leistet mir Herr von Mirabeau, wie er es verspricht, gute Dienste, so geben sie ihm beim Schlusse der Nationalversammlung diese Billete, für die er eine Million erhalten wird[1]). Bis dahin werde ich seine Schulden bezahlen lassen, und Sie mögen selbst entscheiden, welche Summe ich ihm, um seinen gegenwärtigen Bedürfnissen zu genügen, monatlich geben soll."

„Ich erwiederte, ich glaubte, sechs tausend Livres monatlich würden ihn zufrieden stellen. — „Wohl," sagte der König, „ich werde es recht gerne thun." — Bald darauf war die Konferenz zu Ende und der König entließ mich."

„Ich zögerte nicht, zu Mirabeau zu gehen, und kündigte ihm an, er würde monatlich sechs tausend Livres erhalten und alle seine Schulden würden bis zum Betrage von zwei hundert und acht tausend Livres bezahlt werden. Ich sagte ihm dann, der König sei sehr zufrieden mit den Gesinnungen, die er in seinem Briefe an ihn ausgesprochen, und vertraue fest auf die Ergebenheit, die er ihm verspreche. Hierauf zeigte ich ihm den Originalbrief, der in meinen Händen bleiben sollte, und die mir ebenfalls anvertrauten vier Billete, jedes von 250,000 Li-

---

[1]) Nach dem Tode des Grafen von Mirabeau gab ich diese vier Zettel dem Könige zurück. (Note des Grafen von der Mark.)

vres, und theilte ihm mit, es sei des Königs Absicht, daß ihm diese Million ausgezahlt werde, wenn er am Schlusse der Versammlung die in dem Briefe, nach dessen Inhalte er selber begehre beurtheilt zu werden, eingegangenen Verpflichtungen erfüllt habe. Mirabeau brach nun in eine trunkene Freude aus, deren Uebermaß, ich gestehe es, mich einigermaßen in Staunen versetzte, die sich aber doch zunächst aus dem befriedigten Gefühle, von dem gedrückten und unsicheren Zustande, worin er bis dahin gelebt, befreit zu sein, und dann aus dem gerechten Stolze, daß man endlich auf ihn Rücksicht nehme, auf natürliche Weise erklären ließ. Seine Freude kannte keine Grenzen; er fand am König alle hohen Tugenden, die einen Herrscher schmücken müssen, und hatte der König sie bis dahin noch nicht bewährt, so lag dieses, sagte er, einzig an seinen ungeschickten, beschränkten Ministern, die es nicht verstanden hatten, der Nation alle seine Eigenschaften zu zeigen; fortan werde es indessen so nicht mehr sein und bald werde man den König eine seines großmüthigen Charakters würdige Stellung einnehmen sehen."

„Ich hütete mich wohl, ihn zu gemäßigteren Gedanken herabzustimmen; vielmehr benutzte ich diesen Erguß der Dankbarkeit, die leidenschaftliche Hingebung, die er an den Tag legte und die, davon bin ich überzeugt, ganz aufrichtig war, noch zu steigern."

„Alles Geschehene berichtete ich dann dem Grafen Mercy. Da dieser der Königin vollstes Vertrauen besaß, so mußte er um Alles wissen. Zudem war es mir ein Bedürfniß, ihn in der schwierigen Sache, in die ich mich eingelassen, zum Theilnehmer aller meiner Schritte zu machen; ich traf daher Vorkehrungen, daß Mirabeau und er sich so bald als möglich bei mir wiedersehen konnten."

„Ohne Schwierigkeit kam dieses zu Stande. Mirabeau's

offenes Wesen und sicherer Ton, sein glänzendes, geistvolles Gespräch entzückten den Grafen und flößten auch ihm in die Zukunft ein Vertrauen ein, das ich, wie man schon gesehen hat, nicht theilte. Der König und die Königin hatten sich gegen ihn fast eben so wie gegen mich geäußert. Mirabeau's Briefe und Betheurungen erregten in Allen Hoffnungen, die sie schon für Wirklichkeiten hielten."

„Als ich mich mit Herrn von Mercy allein befand, erlaubte ich mir gegen ihn Bemerkungen, die ich in meiner Unterredung mit dem Könige und der Königin nicht gewagt hatte und die in der gegenwärtigen Lage der Dinge bei ihnen übel angebracht gewesen wären. Ich machte ihn aufmerksam darauf, im Grunde sei nichts geändert; Mirabeau habe schon früher in allen großen Fragen monarchische Grundsätze vertheidigt; in dieser Hinsicht sei also nichts von ihm zu besorgen gewesen. Nicht darin, sondern im Ministerium, diesem Kollegium ohne Kraft und Talent, das Mirabeau's Einwirkungen fremd bleiben solle, liege das Uebel; von des Letzteren Mitwirkung könne man sich daher keinen entscheidenden Einfluß, kein bedeutendes Resultat versprechen."

„Die Richtigkeit dieser Bemerkungen gab Graf Mercy zu; bemerkte aber dagegen, es werde uns gelingen, ein anderes, besser zusammengesetztes Ministerium, das sich mit Mirabeau verständigen müsse, zu Stande zu bringen, und dann würden die Sachen besser gehen. So vernahm ich, daß der König und die Königin dem Grafen ihren Wunsch mitgetheilt hatten, das Ministerium zu ändern und eines zu ernennen, das mit Mirabeau zusammenwirken könne. Für meine steten Besorgnisse war dieses ein Hoffnungsschimmer."

„Wie mit der Königin verabredet worden, mußte ich mich mit ihrem ehemaligen Almosenier, Herrn von Fontanges, Erz-

bischof von Toulouse, besprechen. Ich kannte ihn wenig und hatte ihn nur von Ferne in der Versammlung, deren Mitglied auch er war, gesehen. Ich ging ihm entgegen, als ich ihn auf mich zukommen sah. Die Königin hatte ihn benachrichtigt und wir verstanden uns gleich. Um bequemer mit ihm zu plaudern, schlug ich ihm einen Gang in den Tuileriengarten vor und fand an ihm den vortrefflichen Mann, den mir die Königin geschildert: eine Offenheit und Behutsamkeit, die jede Besorgniß entfernen mußten, und gegen die Königin eine grenzenlose Dankbarkeit und Ergebenheit. Von den angeknüpften Verbindungen Mirabeau's mit dem Hofe schon genau unterrichtet, äußerte er den Wunsch, bald des Ersteren Bekanntschaft zu machen, wenn ich darin nichts Unpassendes fände. Ich versicherte ihm dagegen, es schiene mir unumgänglich nöthig, daß er recht bald mit ihm zusammenkomme, und so wurde abgesprochen, daß sie sich bei mir treffen, in der Versammlung aber jeden Schein, als ob sie sich kännten, vermeiden sollten. Es lag mir viel daran, die Geldfragen zwischen dem Hofe und Mirabeau ausschließlich durch den Erzbischof abmachen zu lassen. Ich drang also auf eine Zusammenkunft und sie trafen sich einige Tage nachher bei mir zu Tische. Beide waren mit einander sehr zufrieden; Mirabeau, den das Bewußtsein seiner Kräfte und seines Eifers so zu sagen berechtigte, auf einen großen, unwiderstehlichen Einfluß zu rechnen, wußte dem Erzbischofe alle Hoffnungen, die ihn selbst beseelten, mitzutheilen."

„Meine Beziehungen zum Erzbischofe von Toulouse dauerten ohne Unterbrechung bis zu meiner Abreise von Paris im Jahre 1791 fort. Es verging fast kein Tag, an dem wir uns nicht sahen oder einander schrieben. Die Beweise hiervon wird man in den zahlreichen Billeten finden, die ich von ihm erhielt und zum Theil aufbewahrt habe. Die Königin vertraute ihm

fast alle ihre Gedanken, Worte oder Handluugen. Sie hatte ihm gesagt, welche Schwierigkeiten ich dagegen erhöbe, mich mit der Zahlung der Schulden Mirabeau's zu befassen, und als wir hierauf zu sprechen kamen, setzte ich ihm die Gründe auseinander, warum ich der Meinung wäre, es sei angemessener, daß er diese Sache übernehme. Ich stellte ihm vor, hierdurch würde Mirabeau sich ihm gegenüber gewissermaßen in der Stellung eines Verpflichteten finden, was seine Vortheile haben müßte, während ich meinerseits fortführe, sein politisches Verfahren im Auge zu halten. So stände dann Mirabeau zwischen zwei Einflüssen, auf die er nicht umhin könnte, Rücksicht zu nehmen. Anfangs widerstand der Erzbischof ein wenig, seine Anhänglichkeit an die Königin überwand aber endlich jede andere Betrachtung und er gab nach."

„Nachdem die Sachen so eingerichtet worden, übergab ich dem Erzbischofe die mir von Mirabeau zugestellte Notiz seiner 208,000 Livres betragenden Schulden. Ich benachrichtigte diesen von der getroffenen Einrichtung, die zu seinem Vortheile wäre, weil er sich auf diese Weise in genauem Verkehr mit dem wahren Vertrauten der Königin befinden würde, der täglich Gelegenheit habe, sie zu sehen, mithin zu der schicklichsten Zeit ihr alle Noten, Rathschläge, Bemerkungen u. s. w., die er ihr wolle zukommen lassen, übergeben könne."

„Für Mirabeau wurde diese Verbindung bald vortheilhaft, denn neben den sechs tausend Livres, die er monatlich erhielt, gab ihm der Erzbischof auch drei hundert Livres monatlich für einen Schreiber, Herrn von Comps, der indessen nicht sein Sekretär war. Sein wirklicher Sekretär war Herr Pellenc, von dem ich später zu sprechen Gelegenheit haben werde. Es war übrigens von Wichtigkeit, das Stillschweigen desjenigen,

der die Noten Mirabeau's für den Hof abschrieb, zu bezahlen [1])."

„Einige Tage nachher speiste der Erzbischof wieder als Dritter bei mir mit dem Grafen Mirabeau und solche Essen wiederholten sich ziemlich oft. Der Erzbischof erfuhr dann Vieles, worüber er mit der Königin sprechen konnte. Seinerseits fand Mirabeau dabei Gelegenheit, seinen Werth gelten zu machen, weil er wohl voraussetzen durfte, daß alles Bedeutende aus diesen Unterredungen der Königin hinterbracht würde. Ich für meinen Theil hatte dabei den Vortheil, der Königin seltener beschwerlich fallen zu müssen, was mir viel lieber war. Mirabeau, ich muß es gestehen, mißbrauchte einigermaßen die Leichtigkeit, womit er den Erzbischof für seine Absichten zu gewinnen verstand. Ein Beispiel hievon will ich hier anführen."

„Die Gesellschaft der pariser Buchhändler befand sich in Geldverlegenheiten, die sie, wie man versicherte, der Gefahr aussetzten, ihren Verpflichtungen nicht nachkommen zu können. Als Schriftsteller kannte Mirabeau mehrere dieser Buchhändler. Er wünschte, ihnen nützlich zu sein und zugleich Neckern, den diese Sache als Finanzminister, wie man aus der Korrespondenz sehen wird, mit anging, zu schaden. Mirabeau redete daher dem Erzbischofe ein, es sei dieses eine gute Gelegenheit, den König und die Königin populär zu machen. Es handelte sich darum, den Buchhändlern, die Mirabeau darstellte, als ständen sie an der Spitze der guten Bürgerschaft von Paris, zu Hülfe zu kommen. Er schilderte das Elend, dem die zahlreiche, von den Buchhändlern beschäftigte, arbeitende Klasse ausgesetzt sein würde, wenn sie ihre Beschäftigung verlöre, und wieder-

---

[1]) Wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß alle von uns veröffentlichten Stücke von Mirabeau's oder seines Sekretärs Hand geschriebene Originalien sind. (Note des Herausgebers.)

holte, der König und die Königin würden sich viele Segnungen verdienen, wenn sie dieser Klasse zu Hülfe kämen. So gelang es ihm, den Erzbischof zu überreden, es sei eine Sache von großer Wichtigkeit, und die Königin glaubte allen Worten des Erzbischofs. Mirabeau machte Denkschriften und Petitionen für die Buchhändler, denen dann der König bedeutende Summen vorstreckte; die von Mirabeau versprochene Popularität aber hatte nicht viel zu bedeuten."

„Ich machte ihm Vorwürfe darüber, daß er so seine Zeit Privatangelegenheiten widmete, während so große Interessen ihn in Anspruch nehmen sollten. Er wiederholte, was er dem Erzbischofe gesagt; er sehe darin ein Mittel, den Hof bei den Arbeitern, in denen die physische Kraft ruhe, die es so nöthig sei, für sich zu haben, populär zu machen. Alles das klang sehr gut, die Resultate aber entsprachen den Versprechungen nicht. Ich war unwillig darüber und Mirabeau versprach mir, künftig dem Hofe nichts mehr vorzuschlagen, ohne es vorher mit mir zu berathen."

„Mitten unter seinen öffentlichen und geheimen Verlegenheiten vergaß Mirabeau der Genüsse nicht, die seine gewaltsame Natur ihm zum Bedürfnisse gemacht hatte. Er wollte sie mit den Geschäften gleichen Schritt gehen lassen, und so viel er auch von seinem Rufe und dem Ruhme, wonach er bei der Nachwelt strebe, sprach, so war er doch nicht geneigt, die Gegenwart der Zukunft ganz zu opfern. Es war in ihm, wenn ich so sagen darf, ein Ueberströmen geistiger und physischer Kräfte, die sein ungestümes Naturell unaufhörlich aufregten und sich alle zugleich Luft zu machten suchten."

„Anstatt nur anständigere Zimmer als diejenigen, die er bis dahin bewohnt, zu nehmen, mußte er ein ganzes Haus für sich allein haben; anstatt eines einzigen Dieners, den er bis dahin

gehabt, nahm er einen Kammerdiener, einen Koch, einen Kutscher, Pferde u. s. w., und doch wußte Jeder, daß er sich kurz vorher in der größten Geldnoth befunden hatte. Ich sprach mit ihm über das Unnütze, ja das Gefährliche dieser Ausgaben, die im Publikum, dessen Blicke auf ihn geheftet waren, die schlimmste Wirkung hervorbringen konnten. Ich machte ihm bemerklich, seine Feinde würden nicht ermangeln, nach der Quelle dieses so neuen Reichthums zu forschen, und diesen auf die für ihn selbst verfänglichste Art zu deuten. Alle meine Bemerkungen, und sogar meine Vorwürfe, ertrug er mit der äußersten Gelassenheit, und versprach mir, mehr Maß in seine Ausgaben zu bringen. War es ihm aber bei seinem Charakter möglich, solche Versprechungen zu halten?"

„Diese Zerstreuungen ließen ihn indessen seine gegen den König übernommenen Verpflichtungen nicht aus den Augen verlieren. In dieser Hinsicht zeigte er im Gegentheil eine wunderbare Thätigkeit."

„Des Königs Gewalt konnte nur durch die bewaffnete Macht wiederhergestellt werden; diese Macht mußte ihm also zu Gebote stehen. Mirabeau's Darstellung des Rechtes über Krieg und Frieden, die ihm wohl von allen seinen legislativen Arbeiten die größte Ehre macht, hatte keinen andern Zweck. Darum wurde sie auch von den Lameth, Duport, Barnave, und allen Republikanern bekämpft. Ihre Umtriebe und Wuth regten die Menge zu drohenden Aeußerungen gegen Mirabeau's Leben auf. Diese, in gleichzeitigen Geschichtsblättern aufgezeichnete Thatsache kann ich bezeugen."

„In seinem Eifer für die gute Sache war Mirabeau so weit gegangen, seine herrschende Leidenschaft, seinen Stolz, zu opfern, als er, wie ich oben erzählte, Lafayette, den er persönlich wenig achtete, eine Annäherung vorschlug. Vielleicht hätte er ähnliche

Versuche auch noch gegen Andere, die ihm feindlich gesinnt waren, gemacht; nach jenen gewaltsamen Auftritten war indessen an keine Annäherung mehr zu denken. Selbst der Tod löscht nicht immer den Haß aus, der einen solchen Ursprung hat; und so geschah es denn auch, daß, als Mirabeau dem Tode nahe war, die Lameth sich weigerten, sich einer Deputation anzuschließen, die der Jakobinerklub abschickte, um sich nach dem Zustande des Kranken zu erkundigen. Barnave aber, der bei weniger Haß und Hinterlist noch die Tugenden der Jugend besaß, lehnte es nicht ab. Mirabeau erfuhr es, war darüber sehr gerührt, und hatte so den Trost, sterbend einen Feind weniger zurückzulassen."

„Um jene Zeit gönnte er sich keinen Augenblick Ruhe. Bald auf der Rednerbühne thätig, bald in seinem Kabinet; aufmerksam auf Alles was geschah oder gesagt wurde; seinem Sekretär diktirend; selbst schreibend; die Schriften, die er Andern aufgetragen, durchsehend; Diskussionen anregend, um neue Ideen hervorzulocken; sich dieser Ideen bemächtigend, um sie schriftlich festzuhalten, oder Andere anzuweisen, sie zur Grundlage ihrer Ausarbeitungen zu nehmen, und, über dieses Alles, seine Genüsse nicht vergessend — so muß man sich diesen außerordentlichen Menschen denken, den die Natur geschaffen zu haben schien, seine Zeitgenossen durch die Vereinigung so vieler auffallenden Eigenschaften und unverträglich scheinenden Fähigkeiten in Staunen zu setzen."

„Fast jeden Tag ließ er dem Hof Noten zugehen, deren Redaktion große Sorgfalt erforderte. Diese Noten waren das Resultat seiner Beobachtungen über den Gang der Versammlung, über die Absichten der Parteien, und über die Mittel, sie zu bekämpfen oder sich ihrer Herrschaft zu entziehen. Die erste bemerkenswerthe Arbeit dieser Art ist vom 20. Juni 1790, und handelt von einer Motion des Marquis von Lambel, die von

Lafayette, den Gebrüdern Lameth und sogar von dem Vicomte Mathieu von Montmorency unterstützt, von dem Abbé Maury aber bekämpft worden war. Tags vorher hatte die Versammlung die Adelstitel unterdrückt, so daß Frankreich, das Königreich, nur noch eine Demokratie war. Mirabeau, jetzt nur noch Herr Riquetti, war nicht in der Abendsitzung gewesen, worin man diesen Beschluß gefaßt hatte. Erst am nächsten Morgen, als seine Note schon fertig war, vernahm er es, und darum sagte er darüber nur wenige Worte. — In dieser Note geht er rasch, ohne Umschweife, an seinen Gegenstand:

„„Man darf es sich nicht verheimlichen, daß die politische Krisis ihren höchsten Grad erreicht hat, und sich auf eine sehr erschreckende Weise komplizirt.""

„„Zuerst die Armee, die Jedem, der das Diebeshandwerk im Großen treiben will, Werkzeuge zum Plündern darbietet. Mandrin [1]) könnte heut zu Tage König werden. Aus mehreren großen Städten, und besonders aus Marseille geht die Nachricht ein, daß man dort vor der Menge entlaufener, von allen Seiten herbeiströmender Soldaten und Fremden zittert.""

„„Dann der Wahnsinn von gestern Abend, wobei sich Lafayette dummer, oder treuloser Weise, aber vollständig zum Mitschuldigen gemacht hat, ein Wahnsinn, den ich für eine Fackel des Bürgerkriegs ansehe wegen der Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten, die ein, mehr noch durch die Art wie es erlassen worden, als durch seine Bestimmungen, unsinniges Dekret unvermeidlich herbeiführen wird.""

„„Drittens der Krieg, der alle möglichen Plagen entfesseln, und thöricht, ohne System, ohne Geld, ohne Mannszucht, ohne irgend eine Möglichkeit des Erfolgs geführt, auf jedem Schiffe,

---

[1]) Ein berüchtigter Räuberhauptmann.

in jedem Regimente, einen Galgen aufrichten, und auf den König und die Königin eine wirklich persönliche Verantwortlichkeit wälzen wird [1]).''' —

„Ich glaube nicht, daß der Thron, und besonders die Dynastie, jemals in größerer Gefahr geschwebt haben. Allerdings gibt es noch Hülfsmittel, und die Korrespondenz des Herrn von Mirabeau, seitdem er sie mit großer Thätigkeit betreibt, zeigt ihm deren täglich. Man muß nicht glauben, die Provinzen seien, ich sage nicht gleicher Temperatur mit Paris (vielleicht sind sie noch erhitzter), sondern eben so voll tiefer Unsittlichkeit, so voll Nichtachtung des Besitzrechtes, so voll unersättlicher Gier Alles umzustürzen, zu plündern, zu rauben. Kurz, der Paroxismus kann sich nicht höher steigern; es wird also bald eine Remittenz eintreten, oder, was ungefähr dasselbe ist, die Krankheit wird sich kompliziren, und zur Genesung oder zum Tode führen."

---

[1]) Man muß hier daran erinnern, daß damals ein lebhafter Streit zwischen England und Spanien, wegen des Besitzes von Nootka auf der Küste des stillen Meeres, geführt wurde. Beide Mächte rüsteten und Kraft der zwischen Spanien und Frankreich bestehenden Verträge mußte dieses seinem Verbündeten zu Hülfe kommen. Unterhandlungen beugten allerdings dem Kriege vor, den Mirabeau für unvermeidlich hielt; man kann aber obige Stelle fast Wort für Wort auf die ersten Ereignisse von 1792 anwenden. Die damals zum Kriege antrieben, wollten zunächst die Verwirrung, die sie sich davon versprachen, zum Umsturze der Ueberbleibsel des Thrones benutzen. Sie haben sich dessen selbst gerühmt. Wie im Jahr 1790 waren sie ohne Mittel; Assignaten, Plünderungen, alle möglichen Gräuel konnten allein ihren Erfolg sichern. Es gelang ihnen wirklich, aber sie drückten der Nation ein tiefes Gepräge von Unsittlichkeit auf, von dem sie noch lange nicht genesen wird. (Note des Grafen von der Mark.)

„Die anzuwendenden Mittel waren Geld und immer wieder Geld. Mirabeau wollte, man solle es massenweise und auf verschiedenen Punkten austheilen, und sich von einsichtsvollen Männern die Provinzen angeben lassen, worin besoldete Truppen, oder wenigstens Bestandtheile derselben, unterhalten würden, über deren Geist und Stimmung Jene zu urtheilen und zu berichten fähig wären. Er wünschte eine nicht unbedeutende Zahl von Agenten unter seiner Leitung zu haben, feste, entschiedene Männer, die ihr Operationsterrain kännten, und es zu benutzen wüßten. — In den meisten seiner Noten kommt er auf die Nothwendigkeit zurück, die Zahl dieser Agenten zu vermehren.“

„Diese ersten Ideen waren die Grundzüge eines umfassenden Plans, wovon man, zur Zeit des Prozesses gegen den König, einige Fetzen errathen hat, der aber, wenigstens in seiner Vollständigkeit, nie bekannt geworden ist, und den man hier unter den Dokumenten, vom 23. Dezember 1790 datirt, finden wird.“

„In dem Gange, den Mirabeau dem Könige anzurathen beabsichtigte, hoffte er viel von der Stütze, die er in dem Geiste und Muthe der Königin finden würde. Er erinnerte sie an das Beispiel ihrer Mutter, und rief sie, da sie selbst Mutter sei, zur Energie auf. „„Bald,““ sagte er in derselben Note, „„wird der Augenblick kommen, wo man wird versuchen müssen, was ein Weib und ein Kind zu Pferde vermögen. Für die Königin ist das ein Familiengebrauch; unterdessen aber muß man sich rüsten, und nicht der Meinung sein, man könne sich aus einer außergewöhnlichen Krisis durch Zufall, oder die Kombinationen gewöhnlicher Menschen retten.““

„Immer, und mit Recht, fürchtete Mirabeau, Lafayette würde seinen Plänen entgegen sein. Nachdem er vergebens alles Mögliche gethan, dessen Eigenliebe zu erobern, glaubte er, die

Königin werde ihn fügsamer finden. In der Note vom 15. September 1790 sieht man, welche Sprache gegen Lafayette er dem Könige gern in den Mund gelegt hätte. Der König aber konnte sich zu einem solchen Schritte nicht entschließen, und Graf Mercy und ich hielten es für unnütz, ferner darauf zu bestehen."

„In derselben Note, wo Mirabeau von den Ministern und allen denjenigen spricht, die unter dem Vorwande, dem Könige zu dienen, sich einer preisgegebenen Gewalt bemächtigten und nur Anarchie erzeugten, sagt er von der Königin: „„Der König hat nur Einen Mann: seine Frau. Sicherheit gibt es für sie nur in der Wiederherstellung der königlichen Gewalt. Ich glaube gerne, daß sie das Leben ohne die Krone verschmäht, und ganz überzeugt bin ich, daß sie ihr Leben nicht retten wird, wenn sie ihre Krone nicht rettet.""

„Ich will hier alles was Mirabeau, über Lafayette's Verfahren ungeduldig und unwillig, in seinen verschiedenen Noten über ihn sagt, nicht wiederholen, denn fast in jeder besteht er auf der Nothwendigkeit, dessen Macht zu vernichten."

„Ungeachtet endloser Hindernisse und eines unbeweglichen Widerstandes, wodurch sein Gang oft ganz gehemmt wurde, verfolgte Mirabeau seine Aufgabe; verkündete die Unglücke die er vorhersah; wies auf die Rädelsführer hin, die zu fürchten waren, und auf die ungeschickten oder verderbten Menschen, die den Hof zu betrügen suchten. Nie hat vielleicht ein König von einem treuen Unterthan eine solche Sprache gehört, und nichts beweist, wie mir scheint, besser die Aufrichtigkeit dessen, der diese Sprache führte. Diese Aufrichtigkeit betheuerte er ganz besonders in einer Note, die nur wenige Tage später, als die oben angeführte, abgegeben wurde. Ich führe hier einige Stellen daraus an, um es recht deutlich zu machen, welche Grundsätze

Mirabeau in seiner Verbindung mit dem Hofe leiteten, und wie diese Grundsätze für den König und die Königin, gegen die er sie äußerte, eben so ehrenvoll als für ihn selbst waren."

„„Ich habe mich zu monarchischen Grundsätzen bekannt, als ich im Hofe nur seine Schwäche sah, und, unbekannt mit der Seele und dem Gedanken der Tochter Maria Theresia's, auf diese erhabene Helferin nicht rechnen konnte. Ich habe für die Rechte des Thrones gekämpft, als ich nur Mißtrauen einflößte, und alle meine Schritte, von der Böswilligkeit vergiftet, nur Fallstricke schienen. Ich habe dem Monarchen Dienste geleistet, als ich wohl wußte, daß ich von einem gerechten, aber hintergangenen Könige weder Wohlthaten noch Belohnungen zu erwarten hatte. Was werde ich jetzt thun, wo das Vertrauen meinen Muth wieder aufgerichtet, wo Dankbarkeit aus meinen Grundsätzen meine Pflichten gemacht hat? — Ich werde sein, was ich immer war: der Verfechter der durch Gesetze geregelten monarchischen Gewalt, und der Apostel der durch monarchische Gewalt gesicherten Freiheit. Mein Herz wird auf der Bahn weitergehen, welche die Vernunft allein mir vorgezeichnet hatte, oder vielmehr, es ist, ungeachtet unverhoffter Gnaden, kein neues Gefühl in meine Seele gedrungen. Mit Liebe und Ehrfurcht vermischt erfüllte die Dankbarkeit sie schon. Man hat in Beziehung auf die Gottheit gesagt, arbeiten sei zu ihr beten; man muß in Beziehuug auf die guten Könige sagen, ihnen dienen sei ihre Wohlthaten anerkennen. Anstatt also Zeit und Papier mit Danksagungen anzufüllen, werde ich meine Noten über die Verhältnisse mit großer Thätigkeit fortsetzen; in diesem Augenblicke aber möchte ich den Plan eines allgemeinen Verfahrens entwerfen, dem ich allerdings keine geringe Wichtigkeit beilege, weil es die Frucht langen, tiefen Nachdenkens ist. Es handelt sich nämlich von den Beziehungen des Hofes zum Götzen des

Tages, zu dem angeblichen General der Verfassung, zu dem Nebenbuhler des Monarchen, kurz, zu Herrn von Lafayette.''''

„Nun untersucht der Verfasser, ob es vortheilhaft oder nachtheilig wäre, sich mit Lafayette wegen der Wahl neuer Minister zu verständigen, denn die Beibehaltung der bestehenden Minister hält er für unvereinbar mit der Erhaltung der Monarchie. Er wünscht, daß man das Dekret angreife, welches untersagt, sie aus dem Schoße der Versammlung zu nehmen. Gelänge es, den Widerruf dieses Dekrets zu erlangen, so könnte der König bekanntere und auf die öffentliche Meinung mehr Einfluß ausübende Männer wählen; aber auch unter dieser Voraussetzung bliebe immer noch die Frage, ob es nöthig wäre, Lafayette auf die Ernennung einwirken zu lassen."

„„Dies Problem zu lösen (fährt er fort), habe ich untersuchen müssen, welches die Grundlagen der Macht des Herrn von Lafayette sind; welches zu jeder Zeit sein Betragen sein wird; was er gegen Minister, an deren Wahl er keinen Theil genommen, vermöchte und was diese Minister gegen ihn vermöchten?''''

„„Der Augenblick naht, wo diese Prüfung unentbehrlich wird, und das Heil des Königreichs, das Heil der monarchischen Regierung hängt gewissermaßen von dem Entschlusse ab, für den man sich entscheidet. Was wird aus diesem, plötzlich aus einem geschmeidigen Intriganten, einem demüthigen Höflinge, zum Hüter der Könige emporgekommenen Manne noch werden, wenn nichts ihn aufhält, nichts ihn auf seiner Bahn hemmt? — Herr der pariser Armee und durch diese der Hauptstadt, Herr durch Paris eines großen Theils der Nationalgarde des Königreichs, Inhaber der vollziehenden Gewalt, wenn er es ist, der die Minister wählt, dadurch des Heeres und dadurch der Gesetzgebung, — wird er nicht, wenn die Minister seinem Ehrgeize ergeben sind

und ihm kein Mittel des Einflusses versagen, der absoluteste, der furchtbarste Diktator werden?'''

„Als diese Note dem Könige übergeben wurde, hatte Lafayette schon die Anordnungen und das Zeremoniell für die Föderation vom 14. Juli angeordnet [1]). Mirabeau war unruhig wegen der Folgen dieser aus Deputationen aller Theile Frankreichs gebildeten Versammlung. Allerdings war Lafayette an jenem Tage im Besitze einer unermeßlichen Macht. Die ganze Bevölkerung des Königreichs stand ihm zu Gebote; die Sache lief aber doch nur auf unbedeutende Demonstrationen hinaus, und diese politische Feierlichkeit bewies im Ganzen, daß Frankreich immer noch an seinem Könige hing. Lafayette's Popularität, die ihn so hoch erhoben hatte, fing sogar um jene Zeit an abzunehmen. Einen Monat später war der Ruf: Nieder mit Lafayette! an die Stelle des Rufes: Es lebe Lafayette! getreten. — Der Schluß der angeführten Note war, man müsse Lafayette wegen der Wahl der Minister nicht um Rath fragen; und dieser Schluß ist, wie man es aus der Note selbst ersehen wird, mit großer Unparteilichkeit ausgeführt."

„Mirabeau foderte von den Vertheidigern der Monarchie eine große, eine übermäßige Thätigkeit, und derjenige, der am meisten dabei betheiligt war, der König selbst, überließ sich jener natürlichen Apathie, womit er ohne Murren die größten Opfer gebracht hatte. Die Königin hatte zwar einen thätigen,

---

[1]) Die Föderation wurde am 14. Juli, als dem Jahrestage der Erstürmung der Bastille, auf dem Märzfelde zu Paris gefeiert. Deputationen aller Departemente und sämmtlicher Nationalgarden des Königreichs fanden sich dabei ein; es sollte ein Fest des Bündnisses Aller mit dem konstitutionellen Könige sein; daher der Name Föderation. Natürlich hatte Lafayette, als Oberbefehlshaber der Nationalgarde, dabei eine große Rolle zu spielen. St.

entschiedenen Charakter; mit dem Muthe der Maria Theresia verband sie indessen nicht in gleichem Grade die hohen Ideen und den Tiefblick dieser Fürstin. Sie hatte einen Widerwillen vor politischen Geschäften. Sie sah wohl die Gefahren, die ihr drohten, aber schon die Hoffnung, sie entfernt zu haben, reichte hin, ihre Besorgnisse zu verscheuchen, und der geringste Lichtstreifen am wolkenschwersten Horizont ließ sie das über ihr hangende Ungewitter vergessen. Ueberdies besaß sie, wie ich schon bemerkt habe, über den König nicht so viel Herrschaft, als man ihr zuschrieb. Alles das wußte Mirabeau; daher suchte er in seinen Noten die Einbildungskraft der Königin aufzuregen und mittelbar den König fühlen zu lassen, wie wichtig es für ihn sei, persönlich mehr Energie zu zeigen und sich der Geschäfte mehr anzunehmen. In einer gegen Ende Juni 1790 übergebenen Note sagte er: „Der Herr muß sich nach den Geschäften an der Quelle erkundigen; er muß sie von allen Seiten zu ergründen suchen; muß mehr davon wissen, als diejenigen, die ihn darüber zu belehren haben; es früher und sicherer wissen, und nach den Umständen sich entweder selbst zu entscheiden oder aus sich selbst diejenigen zur Aeußerung ihrer Ansichten aufzufodern wissen, die seine Entscheidungen einzuholen haben.''

„Zur Ausführung seiner Ideen wollte er eine geheime Polizei nach einem so umfassenden Plane organisiren, daß die Ausführung vielleicht unmöglich gewesen wäre. Wie dem nun auch sei, es wird nicht überflüssig sein, hier eine Andeutung davon zu geben; das Ganze wird man beurtheilen können, wenn man den Plan selbst unter Mirabeau's Noten liest. Nicht alle Gedanken eines Mannes wie er sind frei von Irrthum, sie verdienen aber wenigstens gekannt zu werden, besonders wenn man sich in die außerordentlichen Zeitumstände, unter deren Einfluß er schrieb, zurückversetzt."

„„Die unglücklichen Umstände, worin wir uns befinden,“ sagt er in dieser Note, „wo Alles Verdacht ist, Alles falsch ausgelegt wird, wo die besten Absichten verleumdet werden, die weisesten Schritte zu den absurdesten Anklagen führen, machen es nothwendig, daß selbst das Gute nur mit großem Geheimniß geschehe. Nur im Geheimen darf der Herr sich damit beschäftigen; und um es sicher zu thun, muß der in sein Vertrauen Eingeweihte (Mirabeau meint sich selbst) seine Berathungen, Bewegungen und Entscheidungen leiten und zugleich auf die Departemente einwirken können.““

„„In jedem Departement müssen zwei ausgewählte Männer beauftragt werden, regelmäßig nach Paris an den gemeinsamen Mittelpunkt die ausführlichste Notiz über Alles gelangen zu lassen, was bei ihnen geschieht, über die Stimmung der Einwohner, über die Personen, welche Unruhen zu unterhalten suchen, über ihre Interessen und Absichten, über diejenigen, die den Frieden wünschen und ihn zu erhalten geeignet wären, und über deren Hülfsmittel.““

„Dieses sind die ersten Ideen zu einem, später durch neue Ideen erweiterten Plane. Besonders in Paris, dieser von Rädelsführern und Uebelgesinnten überfüllten Stadt, bot die Ausführung eines solchen Planes die größten Schwierigkeiten dar; auch dauerte es einige Zeit, ehe man sie einleiten konnte. Unterdessen ergriff Mirabeau jede Gelegenheit, der Monarchie in der Versammlung nützlich zu sein oder dahin zu streben, den Schritten des Königs eine bestimmtere Richtung zu geben.“

„Wir haben schon gesagt, daß damals Frankreich durch den Familienvertrag, der es mit Spanien verband, in einen Krieg mit England verwickelt werden konnte. Selbst der Titel dieses Vertrages war nach der Promulgation der Artikel der Verfassung, die den König nur noch als den Vollzieher des National-

willens anerkannten, unpopulär geworden. Man mußte fürchten, irgend ein verbranntes Gehirn der Versammlung werde diesen Titel angreifen, zum Bruche des Vertrags auffodern und so Spanien, Frankreichs ältesten Verbündeten, in einen gefährlichen Feind umwandeln. Mirabeau fühlte dieses und gab darüber mehrere Noten ab, um die Nothwendigkeit hervorzuheben, den Familienvertrag in ein einfaches Bündniß umzuändern. Diesesmal drang er in den Tuilerien und in der Versammlung durch. Er behandelte diese Frage als Berichterstatter des diplomatischen Ausschusses und zeigte zugleich die Gewandtheit des Staatsmannes und das Talent des großen Redners. Selbst diejenigen, die nicht gewohnt waren, ihm beizustimmen, bedeckten ihn mit Beifall, und das Dekret wurde in der von ihm vorgeschlagenen Form angenommen."

„Ehe der Herzog von Orleans (was er indessen bald nachher that) die Zustimmung der Versammlung zu seinem Wiedereintritte begehrte, hatte er seine Pariser Korrespondenten von diesem Vorhaben in Kenntniß gesetzt. Hiervon benachrichtigt, fragte der Hof Mirabeau um Rath, was hierin zu thun sei. In einer Note vom 1. Juli erklärte er: „Den Herzog verhindern zurückzukehren, sei eine falsche Maßregel; einmal weil man, wäre er fest entschlossen, nach Frankreich zurückzukehren, sich ihm vergebens widersetzen würde; zweitens, weil die Hindernisse, die man ihm entgegensetzte, vom Volke als eine Verfolgung des Hofes angesehen werden könnten und so ein an sich gleichgültiges Ereigniß in einen Sieg über diesen verwandelt würde. Nach seiner Ansicht bestehe keine Orleans'sche Partei mehr; der Herzog selbst sei in dieser Hinsicht nur noch ein Phantom, das keinen mehr täuschen könne.""

„In derselben Note sagte er: „Die unter dem Namen Jakobiner bekannte Partei ist nie die des Herzogs von Orleans

gewesen; es ist indessen die einzige, die ihn an sich ziehen, die einzige, auf die er sich stützen könnte. Diese Wahrscheinlichkeit nun, an die man sich allein halten muß, gibt vollkommen das gegen ihn zu beobachtende Verfahren an. — Man muß ihn gut genug behandeln, um ihm kein Recht zu geben, sich über den Hof zu beklagen. So vernichtet man ihn, weil man ihm so jedes Mittel benimmt, sich zu irgend einer Partei zu schlagen.''''

,,,,Würfe er sich, während er mit dem Hofe in Verbindung stände, den Jakobinern in die Arme, so wäre sein Einfluß viel geringer, weil seine Partei ihm nicht trauen würde.''''

,,,,Nähmen die Jakobiner ihn, ungeachtet solcher Verbindungen, auf, so würde diese Partei sich selbst in der Meinung der Demokraten zu Grunde richten, abgesehen davon, daß der Prinz nicht Gewandtheit genug hat, seine Partei befriedigen zu können, wenn man ihm bei Hofe keinen Vorwand zur Klage gibt.''''

,,,,In allen Fällen, hätte er keinen Vorwand, sich über den Hof zu beklagen, und würfe sich dennoch wie ein Unsinniger in die Partei der Demokraten, so würde man ihm, wenn man ihn schonte, das einzige Verdienst, das er zu haben fähig wäre, das eines verfolgten Prinzen, nehmen.''''

,,,,Das hier angegebene Verfahren hat noch andere Vortheile. Bei Hofe wird der Prinz eine Verlegenheit mehr für Lafayette sein. Diese zwei Feinde werden sich, einander gegenüber, gegenseitig im Schach halten.''''

,,,,Auf der andern Seite läßt sich nicht hinlänglich berechnen, inwiefern es im Laufe der Ereignisse, welche die Anarchie uns vorbereitet, nöthig sein kann, den Namen eines Prinzen aus der königlichen Familie als Oriflamme aufzupflanzen und ihn den Rädelsführern zu entreißen. Auch in dieser Hinsicht ist also ein gemäßigtes Benehmen nothwendig.''''

,,,,Es ist es um so mehr, da gegenwärtig eine scheinbare

Verfolgung für das Werk Lafayette's gehalten, diesem also die Feinde des Herzogs als Freunde zuführen und die Gemüther mehr und mehr verbittern würde. Man gäbe einer hauptlosen Partei ein Haupt, Lafayette würde mehr als jemals das des Hofes und gerade dadurch eine Rückkehr zu einer bessern Ordnung der Dinge unmöglich.''''

„Aus dieser letzten Stelle sieht man, daß Mirabeau die Ueberzeugung hatte, Lafayette werde, als Haupt des Hofes, weit entfernt, diesen zu retten, ihn nur zu Grunde richten.''

„„Die hier angerathene Schonung,'''' fügt Mirabeau hinzu, „„bietet keine Gefahr dar. Der Herzog von Orleans wird von den Provinzen verachtet; man kennt dort seine Unfähigkeit, seinen Leichtsinn, seine Feigheit. Paris kennt seine Unsittlichkeit. Was wäre von einem solchen Manne zu fürchten? — Die einzige nöthige Vorsicht besteht darin, ihm keine Kräfte, die ihm abgehen, zu geben. Ihm entgegenkommen, heißt ihn schwächen; ihn schonen, heißt ihn und seine Partei tödten.''''

„„Ich nehme um so weniger Anstand, diesen Rath zu geben, als es immer Zeit sein wird, je nach den Umständen sich anders zu benehmen. In diesem ersten Augenblicke aber, glaube ich, müßte der König sich darauf beschränken, ihm zu sagen: Ich sehe Sie gerne und werde Sie immer gerne sehen, wünsche aber, daß Ihr Name nicht mehr im Munde der Aufrührer sei.''''

„„Dieser Beweis der Güte des Königs würde ihn fesseln und sein Friede mit dem Hofe den Jakobinern jede Hoffnung, sich seiner zu bemächtigen, rauben. Die Furcht, in einem allgemeinen Umsturze seine Apanagen zu verlieren, wird ihn in Schranken halten, und fühlt Lafayette eine Verlegenheit mehr, so sehe ich darin eben kein großes Unglück.''''

„Der König und die Königin fanden Mirabeau's Bemer-

kungen richtig und würden wahrscheinlich den angerathenen Weg eingeschlagen haben, wäre nicht ein besonderer Umstand eingetreten, der Alles änderte. Als der Herzog, nach seiner Rückkehr aus England, zum ersten Male wieder in den Tuilerien erschien, wurde er von den treuesten Dienern des Königs gröblich beleidigt. Ohne Zweifel wußten diese nichts von dem Benehmen, das der König und die Königin sich gegen ihn vorgesetzt hatten, und sahen in ihm nur den gefährlichsten Feind ihrer Gebieter. Daher überhäufte ihn, im Augenblicke, wo er die Tuilerien betrat, einer der leidenschaftlichsten Diener des Königs mit Beschimpfungen und folgte ihm, unter den beleidigendsten Ausbrüchen, fast bis in's Kabinet des Königs. Der Herzog, der, wie man damals versicherte, mit dem festen Entschlusse, sich ohne Rückhalt dem Könige zu unterwerfen, gekommen war, änderte seine Gesinnung und wurde wieder der erbittertste Feind des Hofes."

„In einer andern Note, ebenfalls vom 1. Juli, sagt Mirabeau, wenn er auch den Herzog von Orleans selbst nicht fürchte, so sehe er doch voraus, welche Schlechtigkeiten man mit seinem Gelde anstiften könne. In derselben Note führt er, im Vorbeigehen, gegen den Herzog von Liancourt [1]) einen unver-

---

[1]) Franz Alexander Friedrich von La Rochefoucauld, Herzog von Liancourt, geboren im Jahre 1747, Großmeister der Garderobe unter Ludwig XV. und Ludwig XVI., Ritter der königlichen Orden, Deputirter zu den Generalstaaten im Jahre 1789, Pair von Frankreich im Jahre 1814, mit dem Titel Herzog von La Rochefoucauld, den er seit dem Tode seines zu Gisors im Jahre 1792 ermordeten Vetters trug. Den liberalen Ideen ergeben, denen er bis zu seinem Tode treu blieb, wurde er im Jahre 1823 durch eine ministerielle Maßregel an einem und demselben Tage von acht philanthropischen Stellen destituirt, denen er unentgeldlich vorstand. Er starb im Jahre 1827. Bei seinem Begräbnisse fielen gewaltsame Auftritte vor, welche diejenigen, die ihn mit Recht ehrten, tief verletzten. (Note des Herausgebers.)

dienten Streich. „Unbehutsame Aeußerungen des schwerfälligen Latouche," sagt er, „nöthigen mich fast zu der Gewißheit, daß der Herzog von Liancourt gegen die Tuilerien intriguirt.""

„Diese Besorgnisse waren unbegründet. Der Herzog von Liancourt konnte wohl, aus persönlicher Gereiztheit, dem Hofe hinderlich zu sein suchen, aber er hatte weder die Absicht, noch die Mittel, ihm sehr zu schaden. Zwei Jahre später wollte er den König retten und zeigte bei dieser Gelegenheit eine großmüthige Selbstaufopferung. Obschon in den Memoiren über die Revolution viel von ihm die Rede gewesen ist, weil er über alle Fragen gesprochen und sich in eine Menge Kleinigkeiten gemischt hatte, so darf man ihn doch nicht in diesen großen Prozeß verwickeln, denn mit Ausnahme seines Schrittes beim Könige am Morgen des 15. Juli 1789 kann man von ihm sagen, daß sein Einfluß, sowohl in als außer der Versammlung, ungefähr null war."

„Man hat gesehen, einer der Gründe Mirabeau's, sich der Rückkehr des Herzogs von Orleans nicht zu widersetzen, bestand darin, daß Lafayette, dessen erklärter Feind der Prinz war, sich in Verlegenheit und folglich weniger frei finden würde, seine Intriguen gegen den Hof fortzusetzen. Was Mirabeau vorhergesehen hatte, geschah. Was man auch von der Nullität der persönlichen Mittel des Herzogs mag gesagt haben, er konnte gelegentlich seinen Feinden Verlegenheiten bereiten und Gefahren schaffen. Dieses that er, glaube ich, gegen Lafayette. Ich habe sein Betragen, nach seiner Rückkehr aus England, nicht in der Nähe beobachten können und halte mich daher in dieser Hinsicht an die Memoiren der Zeit, deren Behauptungen ich weder rechtfertigen noch angreifen will. Ich weiß aber sehr wohl, daß seit des Herzogs Rückkehr nach Frankreich die von einigen Jakobinern geleitete Menge, die bis dahin mit der Bürgerschaft in

der Feier des „Helden beider Welten" Chorus gemacht hatte, sich von ihm trennte und ihn bald mit eben so viel Wuth auspfiff, als sie ihn früher mit Begeisterung beklatscht hatte. Dieser Eindruck verwischte sich nie, wenigstens ist die Gleichgültigkeit, welche die Soldaten nach dem 10. August 1792 für ihren General an den Tag legten, ein Beweis davon."

„Ich komme nun auf einen besondern Umstand der Beziehungen Mirabeau's zum Hofe. Man hat Unbestimmtes darüber verbreitet, er ist aber nie recht bekannt geworden. Bis dahin hatten diese Beziehungen kein anderes Resultat gehabt, als Mirabeau, wenn er in der Versammlung sprach, in einer bessern Richtung zu halten und dem Könige Rathschläge zu geben, die er eben nicht sehr benutzte. Er kam oft mit dem Grafen Mercy in meinem Hause zusammen, beobachtete aber sonst das tiefste Schweigen über seine Verbindungen mit dem Hofe. Eines Tages glaubte der Graf zu bemerken, daß Mirabeau eine geheime Audienz beim Könige und der Königin wünschte, weil er dachte, ein persönliches Zusammenkommen würde einen mächtigern Einfluß auf ihre Entschlüsse haben, als alle seine Noten, und ihr Vertrauen zu ihm mehr befestigen. Graf Mercy griff diese Idee auf und redete der Königin zu, einzuwilligen. Sie that es. Nun war von nichts mehr die Rede, als diese Zusammenkunft auf die behutsamste Weise einzuleiten. Nach einigem, durch augenblickliche Umstände veranlaßten Aufschube kam man überein, sie solle am 3. Juli 1790 im Pallaste zu St. Cloud, wo sich damals der Hof aufhielt, stattfinden. Um diesen Schritt geheim zu halten, übernachtete Mirabeau außerhalb Paris bei seiner Nichte, der Frau von Aragon, zu Auteuil und begab sich am nächsten Tage von dort um die festgesetzte Stunde in das Gemach der Königin, wo er auch den König fand. Die Vorsichtsmaßregeln waren so gut genommen, daß diese Zusammenkunft

ein Geheimniß blieb, oder wenigstens die Gerüchte darüber so unbestimmt waren, daß Niemand daran glaubte."

„Als ich nach dieser Konferenz die Königin zum erstenmal wiedersah, versicherte sie mich gleich, sie und der König hätten daraus die Ueberzeugung von Mirabeau's aufrichtiger Anhänglichkeit an die Sache der Monarchie und an ihre Personen gewonnen. Dann sprach sie von ihrem ersten Eindrucke bei Mirabeau's Erscheinen. Kaum waren neun Monate verflossen, seit man ihr diesen Mann wie ein wildes Ungeheuer geschildert hatte, der eine Räuberhorde nach Versailles angeführt, um sie umzubringen. Sie erinnerte sich an ihre ermordeten getreuen Garden, an ihren Pallast, von Scheusalen, die ihren Kopf foderten, erstürmt, und unwillkürlich drängte sich das Bild Mirabeau's, das diese ganze Scene beherrschte, ihrem Geiste auf. So überzeugt sie auch in dieser Hinsicht schon von ihrem Irrthume sein mochte, so verwischen sich doch so tiefe Eindrücke schwer; auch gestand sie mir, im ersten Augenblicke, wo sie Mirabeau gesehen, habe sich eine Bewegung des Abscheus und Entsetzens ihrer bemächtigt und sie sei so erschüttert gewesen, daß sie davon später eine leichte Unpäßlichkeit gefühlt habe."

„Mirabeau dagegen sprach nur von der Befriedigung, die ihm diese Unterredung gewährt. Begeistert hatte er St. Cloud verlassen. Die Würde der Königin, die über ihre ganze Gestalt verbreitete Anmuth, ihre Milde, als er gerührt und reuig sich darüber angeklagt, daß er eine der Hauptursachen ihrer Leiden sei, Alles an ihr hatte ihn über jeden Ausdruck entzückt, ihm neuen Muth eingeflößt und seinen Eifer, sein Unrecht wieder gut zu machen, noch vermehrt. „Nichts soll mich hindern!" sagte er zu mir; „lieber zu Grunde gehen, als mein Versprechen nicht erfüllen!""

„Eben so gerührt war er von der ruhigen Resignation des

Königs und seinen gemäßigten Ansprüchen in Beziehung auf die Wiederherstellung seiner Gewalt. Auch bei diesem Anlasse sagte er mir, es würde, bei diesem Charakter des Königs, ein Leichtes gewesen sein, den Uebeln der Revolution vorzubeugen, wenn Ludwig XVI. fähigere Minister gehabt hätte. Seinerseits faßte der König ein noch größeres Vertrauen zu Mirabeau's Beistand und gab sich einer zu großen Sicherheit hin."

„Um die Zeit, wo diese Zusammenkunft mit der Königin Mirabeau's Eifer vermehrte, beschuldigte ihn eine Zeitung, „der Volksredner," er sei in St. Cloud gewesen, und gab zu verstehen, er müsse dort die Königin gesehen haben. Dieses Blatt wurde dem Polizeiausschusse der Nationalversammlung zugestellt, der indessen nichts entdecken konnte. Mirabeau gestand, er habe allerdings einen Ausflug gemacht, um seine Nichte, die Frau von Aragon, zu besuchen, und dabei blieb es. Indessen hörte man einige Tage lang in den Straßen der Hauptstadt: der große Verrath des Grafen von Mirabeau schreien. Traurige Zeit, wo ein Mitglied der Nationalversammlung des Verraths beschuldigt wurde, weil er zu seinem Könige gegangen war! und doch nannte man diese Zeit die Epoche der Freiheit und Gleichheit!"

„Unterdessen vervielfältigten sich meine Verbindungen mehr und mehr. Jeden Augenblick sah ich Mirabeau; wir schrieben uns oft zweimal des Tages, wie es die zahlreichen, weiter unten mitgetheilten Billete beweisen. Durch den Erzbischof von Toulouse und zuweilen durch den Grafen Mercy erhielt ich häufige Botschaften von der Königin, die mich zu sich beschied. Ich habe Grund anzunehmen, daß sie und der König zu mir so viel Vertrauen hatten, als es ihnen möglich war, damals Vertrauen zu Jemanden zu haben, und ich bediene mich absichtlich dieses Ausdrucks, weil es hinlänglich bekannt ist, daß sie nie

Jemanden ihr volles Vertrauen geschenkt haben. Sie hatten Jeder, rechts und links, ihre besonderen Vertrauten. Eine auf der einen Seite angenommene Ansicht wurde auf der andern wieder besprochen und oft verworfen. Energische Maßregeln fanden sich so in der Ausführung durch Aenderungen, die mit ihrem Geiste in Widerspruch standen, abgeschwächt, und alles dieses führte zu einer wirklich entmuthigenden Unschlüssigkeit und Langsamkeit. Ich sagte schon und wiederhole es noch: dieses schwankende, unsichere Vertrauen, so sehr es der königlichen Sache geschadet, war ganz natürlich bei der damaligen Stellung des Königs und der Königin, die, von Fallstricken aller Art umringt, von allen Seiten Opfer der unerwartetsten Verräthereien wurden [1])."

„Meine öfteren Gänge nach den Tuilerien, und mein Verkehr zu Hause mit Personen, die wegen ihrer Anhänglichkeit an den König und die Königin bekannt waren, konnten, mußten sogar bemerkt werden, und mir zuletzt persönliche Verlegenheiten erzeugen. Die Hoffnung über das Gelingen eines so wichtigen Unternehmens hielt den Muth aller daran Betheiligten aufrecht; obgleich ich gestehen muß, daß für mich diese Hoffnung täglich abnahm, und immer größern Besorgnissen Platz machte."

„Zuweilen stieg mein erster Vorsatz, mich diesen gefahrdrohenden Verwickelungen zu entziehen, und in meine Heimath zurückzukehren, wieder in meinem Geiste auf. Ich drängte ihn aber jedesmal zurück; meine Anhänglichkeit an die Königin hielt

---

[1]) Diese Bemerkung des Grafen von der Mark glauben wir nicht besser rechtfertigen zu können, als durch einen bereits bekannten Brief, den die Königin einige Monate nachher an den Grafen Mercy schrieb. Die Verlegenheiten, worin sich diese unglückliche Fürstin befand, sind darin meisterlich geschildert. Man sehe die Note 19.

mich ihr nahe; fesselte mich an ihre Gefahren, und mein letzter Gedanke war immer, sie nicht zu verlassen, und, was auch geschehen möchte, bei den Diensten zu verharren, die sie von mir erwartete."

„Unablässig sagte mir Mirabeau, und wiederholte es in seinen Noten, der König müsse schlechterdings sein Ministerium ändern, und Paris verlassen, wo er, wenn er bleibe, sich auf die beklagenswerthesten Vergehen gegen ihn und die königliche Familie gefaßt zu machen habe. So oft ich die Königin sah, suchte ich sie zu überreden, diesem Rathe zu folgen; die Zukunft erschreckte sie indessen weniger als mich. Ihr wohlwollender Charakter verleitete sie zu dem Glauben, wir übertrieben die Bosheit ihrer Feinde, und so überredete sie sich leicht, alles was der König in diesem Kampfe verlieren könne, beschränke sich auf einige Vorrechte seiner königlichen Gewalt. Unsere Hoffnungen gründeten sich daher ausschließlich auf den Grafen von Mercy. Das Hauptziel, wonach Mirabeau strebte, war, wie gesagt, die Aenderung des Ministeriums. In der That, sobald es anerkannt war, daß Mirabeau sich mit den Ministern nicht verstehen konnte, und der König selbst gefordert hatte, daß er mit ihnen in keiner Verbindung stehe, konnte man unmöglich annehmen, welches Vertrauen man auch in Mirabeau's Kombinationen setzen mochte, es werde ihm jemals gelingen, ohne eine Aenderung des Ministeriums die verfassungsmäßige Gewalt des Königs wieder herzustellen. Graf Mercy fühlte so gut wie wir die Wichtigkeit dieser Maßregel; er versuchte, ihr bei Hofe Aufnahme zu verschaffen; die Königin, die sich ganz auf seinen Rath verließ, wurde endlich überzeugt; bei dem Könige aber stieß er auf einen unüberwindlichen Widerstand. Er war von Leuten umgeben, die ihn anders beriethen; immer unentschieden, unfähig, jemals weder einen Entschluß aus sich selbst zu fassen, noch ihn beharr-

lich auszuführen, hörte er alle Meinungen an, und während er alle benutzen wollte, befolgte er keine vollständig, oder hielt sich gar an die schlechteste [1])."

„Diese Unschlüssigkeit des Königs versetzte alle seine wahren Freunde in die größte Verlegenheit. Je mehr ich vorwärts rückte, um so schwieriger wurde meine Stellung, und ungeachtet meiner Anhänglichkeit an die Königin würde ich mich doch genöthigt gesehen haben, die Versammlung und Frankreich um jene Zeit (September 1790) zu verlassen, wäre nicht ein Umstand eingetreten, der mich noch für lange Zeit fest hielt."

„Graf Mercy, der seit dem Anfange der Verbindungen Mirabeau's mit dem Hofe nicht aufgehört hatte, dabei mitzuwirken, fand sich genöthigt, Paris zu verlassen und sich nach dem Haag zu begeben, wo Kaiser Leopold ihm aufgetragen hatte, mit England wegen der Mittel, wieder in den Besitz der Niederlande zu kommen, zu unterhandeln, und die Bedingungen festzustellen, welche dem Hause Oesterreich diese Besitzung verbürgen sollten. Ich hatte ihm meine Absicht, mich zurückzuziehen, mitgetheilt; sobald er aber erfuhr, daß er sich selbst entfernen müsse, bestand er auf meinem Bleiben. Die Königin hatte die Güte, sich seinen Bitten anzuschließen; meine Pflicht war mir nun vorgeschrieben, ich durfte nicht mehr schwanken. Ich gab also nach, und wir kamen überein, daß ich ihn während seiner Abwesenheit, die nur vorübergehend sein sollte, regelmäßig von dem Gange der Begebenheiten, und von Allem, was zwischen dem Hofe und Mirabeau vorfiele, in Kenntniß setzen würde."

---

[1]) Wir haben in einer Note über den Charakter Ludwigs XVI. verschiedene Urtheile vereinigt, die von Schriftstellern herrühren, deren Ansichten uns der Wahrheit am nächsten zu stehen scheinen. (Man sehe Note 20.)

„Hierauf verließ Graf Mercy Paris, wohin er nicht wieder zurückkehrte. Mirabeau bedauerte seine Abreise sehr; er hatte sich viel von seinem Einflusse auf den König und die Königin versprochen, und überdieß hatte sein täglicher Verkehr mit ihm in der letzten Zeit ihm eine günstige Meinung von dem großen Sinne des Grafen und von der Geradheit seines edlen Charakters beigebracht."

„Bei der Unmöglichkeit, den König zur Aenderung seines Ministeriums zu überreden, mußte man ihn wenigstens dahin bringen, unter seinen Ministern einen auszuwählen, dem man die geheimen Verbindungen Mirabeau's mit dem Hofe mittheilen, und mit dessen Hülfe man daraus Vortheil ziehen könnte. Der Gedanke des Grafen Mercy blieb bei Herrn von Montmorin, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, stehen, mit dem er, als Gesandter, in fortlaufender Verbindung gestanden, und dessen Gesinnungen er schätzen gelernt hatte. Ihm war bekannt, daß Herr von Montmorin zwar seit dem Anfange der Revolution mehr als einen Irrthum, aber nur im Gefolge Neckers, begangen, und diesem, man durfte sagen, nur ein erzwungenes Vertrauen geschenkt hatte, weil es ihm vom Könige befohlen worden war, die von Necker vorgezeichnete Bahn nicht zu verlassen."

„Nachdem man hierüber einig geworden, ging Graf Mercy zu Herrn von Montmorin, und hatte dann auch noch vor seiner Abreise eine Konferenz mit ihm bei mir. Er ließ den Minister hoffen, die Königin werde ihm ihr Vertrauen schenken, und empfahl mir an, mein Möglichstes zu thun, um die üble Meinung, die man der Königin gegen ihn beigebracht hatte, zu verwischen."

„Ohne jemals zu ihm in Geschäftsbeziehungen gestanden zu haben, kannte ich doch Herrn von Montmorin, und in dieser Konferenz legte er seine Ergebenheit gegen den König und die

Königin in Ausdrücken an den Tag, an deren Aufrichtigkeit man nicht zweifeln durfte; auch sah ich wohl, daß er ohne Schwanken die ihm einmal gegebene Richtung inne halten würde. Er war ein Mann von gesundem Urtheil, hinlänglich ausgezeichneten Geistesfähigkeiten, aber von furchtsamem Charakter, daher er seine Talente und seinen guten Willen nur insofern zu brauchen wußte, als er gleichsam am Gängelbande, wie ein Kind, geführt wurde. Gleich bei dieser ersten Zusammenkunft verstanden wir uns sehr wohl, und ich habe persönlich nur Ursache gehabt, mich meines vertrauten Umgangs mit ihm bis zu meiner Abreise aus Frankreich zu freuen."

„Als ich nach der Abreise des Grafen Mercy die Königin zum erstenmal wiedersah, berichtete ich ihr über meine Unterredung mit Herrn von Montmorin, und nahm keinen Anstand für seine guten Gesinnungen Bürge zu stehen. Es wurde mir nicht schwer, sie in dieser Hinsicht zufrieden zu stellen; sie setzte mir aber die Schwäche seines Charakters entgegen, und zweifelte deßhalb, ob es möglich sein würde, großen Vortheil aus ihm zu ziehen. Ich machte ihr dagegen begreiflich, so lange der König in seinem Rathe keinen Minister haben würde, auf dessen Fähigkeit und Charakter man sich ganz verlassen könne, bleibe es unumgänglich nothwendig, sich des Herrn von Montmorin zu bedienen, da seine Absichten rein, seine Ergebenheit gewiß seien. Ich erlangte endlich von ihr, daß sie ihm eine Privataudienz bewilligte. In dieser gab sie ihm die Versicherung, sie habe nie an seiner Ergebenheit für den König gezweifelt; sie verzeihe ihm seine zu bereitwillige Unterordnung unter Necker's Willen, weil sie wohl wisse, daß er darin nur des Königs Befehl gefolgt sei, und sie rechne von diesem Augenblicke an ganz auf ihn."

„Diese Versicherungen der Königin machten Montmorin

sehr glücklich. Es hatte ihn geschmerzt, daß man ihn für einen heftigen Revolutionär gehalten und seine Anhänglichkeit an den König hatte bezweifeln können. Gegen mich bezeigte er sich äußerst dankbar für den Dienst, den ich ihm so bei der Königin geleistet, und bat mich inständig und mit einer Offenheit, durch die ich mich mehr beunruhigt als geschmeichelt fühlte, ihm mit meinem Rathe beizustehen. Die Wichtigkeit meiner Rolle seit der Abreise des Herrn von Mercy und die Verantwortlichkeit, die in so verwickelten und gefahrvollen Geschäften auf mir lastete, waren allerdings geeignet, mich ernstlich zu beunruhigen. Ich mußte zugleich für die Treue Mirabeau's, der sich auf meinen Antrieb in ein Unternehmen eingelassen hatte, dessen er überdrüssig werden konnte, und für die Dienste des Herrn von Montmorin Bürge stehen, bei dem ich doch nur für gute Absichten zu haften vermochte. Dazu handelte es sich um das Heil des Königs, der Königin und Frankreichs! Mehr als genug, den vermessensten Menschen zu beängstigen, und Vermessenheit liegt nicht in meinem Charakter."

„Ungeachtet unserer dringenden Vorstellungen sah man in dem System des Hofes keine Aenderung; es blieb immer bei derselben Unthätigkeit, derselben Sorglosigkeit; man lebte vom Tage zum Tage. Mirabeau seinerseits, wie sehr er auch wegen der Zukunft Alarm schlug, beschränkte sich auf Noten über Personen und Gegenstände, über die man ihn befragte. Er wünschte, die Tuilerien nach dem von ihm kombinirten System zu leiten, und die Tuilerien begehrten von ihm Rathschläge, die gewöhnlich unbefolgt blieben. In alles dieses hätte er sich zuletzt fast ergeben; denn ärgerte es ihn, daß man nicht besser auf ihn hörte, so trösteten ihn doch auch wieder die Vortheile, die ihm sein geheimnißvolles Verhältniß verschaffte. Ich möchte indessen doch nicht voraussetzen lassen, er sei, seinen persönlichen Ge-

nüssen fröhnend, gleichgültig gegen Alles gewesen, was sich um ihn zutrug. Seine Sorglosigkeit war nur scheinbar. Seine Noten für den Hof beweisen zur Genüge, daß er sich über die Gefahren des Augenblicks nicht täuschte. Ich war Zeuge seines Jammerns über die Unthätigkeit des Hofes, die ihm die unheilvollsten Vorhersagungen eingab. Er sah das unglückliche Ende des Königs und der Königin voraus und öfter als jemals wiederholte er mir dann seine schrecklichen Worte: „Sie werden es sehen, der Pöbel wird das Pflaster mit ihren Leichen schlagen.""

„Am 13. August 1790 schrieb er eine Note für den Hof, die diesen starr vor Schrecken machen mußte:

„„Vier Feinde nahen mit verdoppeltem Schritte: die Steuern, der Bankerott, die Armee, der Winter. Man muß einen Entschluß fassen; ich will sagen, man muß sich, will man die Ereignisse abwarten, auf sie vorbereiten, oder, will man sie leiten, sie hervorrufen. In zwei Worten: Bürgerkrieg ist gewiß, und vielleicht nothwendig. Will man ihn annehmen oder ihn veranlassen? — oder kann man und will man ihn verhindern? — Fragen von der höchsten Wichtigkeit, über die man endlich in's Reine kommen muß und die nur verhandelt werden könnten in einer Konferenz, die lang und frei genug wäre, um sie gründlich zu erörtern und zu lösen. Ich bitte um diese Konferenz, so schwer und gefahrvoll sie auch für mich sein mag. Da ich Worte geben und empfangen, und über Zweck und Natur der Mittel Aeußerungen erhalten muß, die sich nicht schreiben lassen, so ist diese Konferenz unumgänglich nothwendig.""

„Nach dieser Einleitung schlägt Mirabeau, in der Ueberzeugung, die Krisis werde bald eintreten, einige Mittel vor, sie heilsam zu machen. Er will, man solle Ansätze zu einer Armee in gewissen Entfernungen von einander aufstellen, und dazu Offiziere auswählen, auf die man sich verlassen könne; wobei

er die Schweizer sehr in Anschlag bringt, und auf ihre Treue rechnet. Der 10. August 1792 hat bewiesen, daß er hierin richtig gesehen."

„Weit entfernt, den Bürgerkrieg zu fürchten, erblickte Mirabeau in ihm ein Mittel zur Rettung des Königs, der, nach seiner Ueberzeugung, unwiederbringlich verloren war, wenn er in Paris blieb. Einen auswärtigen Krieg aber fürchtete er: weil er, nach seiner Ansicht, das Königreich vollends in Flammen setzen mußte; weil nichts seinen Erfolg sichern konnte, und die Aufrührer nicht ermangeln würden, alle Uebel, die er mit sich führte, auf das Haupt des Königs zu wälzen."

„Die täglichen, von den Demagogen angestifteten Aufstände setzten den Hof, den die Erinnerungen an den 5. und 6. Oktober noch immer verfolgten, in Schrecken. Mirabeau dagegen kümmerte sich gar nicht darum, und empfahl der Königin in seinen Noten, sich deshalb keine Sorge zu machen. Alle diese Aufstände konnten, nach seiner Meinung, nur dazu führen, Lafayette sowohl bei denen, gegen die er dabei zu verfahren genöthigt war, als bei den Vernünftigen, die sie der falschen, von ihm als Kommandanten der Nationalgarde eingeschlagenen Richtung zuschrieben, unbeliebt zu machen. Von dieser Ansicht ausgehend, kam er auf die Nothwendigkeit zurück, sich eine besondere Garde zu bilden, und Paris zu verlassen. Der König sollte aber Anfangs nicht weiter als bis Fontainebleau gehen, das etwa fünfzehn Lieues von der Hauptstadt entfernt liegt. Im Falle eines ernstlichen Aufstandes hätten die Empörer diesen Weg nicht so leicht wie den von Paris nach Versailles zurücklegen können. Es ist sogar zweifelhaft, ob es möglich gewesen wäre, einen großen Haufen Pöbel so weit fortzuschleppen, und in jedem Falle wäre der König, von einer treuen Garde umge-

ben, im Stande gewesen, ihn zurückzuwerfen, oder seiner Wuth zu entgehen."

„Mit Volksbewegungen ist es wie mit ausgetretenen Strömen; man kann ihrem verheerenden Laufe nur Einhalt gebieten, indem man zu ihrer Quelle hinaufsteigt. Die Quelle der Uebel aber, die Frankreich überflutheten und seinen Bestand bedrohten, war in der Nationalversammlung, die eine falsche Richtung verfolgte, weniger durch den Willen der Mehrzahl ihrer Glieder, als durch den Einfluß von etwa dreißig Rädelsführern, welche das Volk nach Belieben aufwiegelten, und sich über die Versammlung eine Herrschaft erworben hatten, die diese nicht mehr abzuschütteln vermochte. Die Nationalversammlung also mußte man bessern, oder, konnte man sie für die Monarchie nicht günstiger stimmen, als politischen Körper vernichten. In allen Noten Mirabeau's sieht man, daß er auf diesen Zweck hinarbeitete. Nie vergaß er, den König und die Königin auf die Fehler der Versammlung aufmerksam zu machen, und ihnen die Mittel anzugeben, wie sie diese Fehler zu ihrem Vortheile ausbeuten könnten. Dabei unterließ er aber auch nie, zu bemerken, man müsse für immer auf die alte Ordnung verzichten, weil man unmöglich die Nation wieder zu ihr zurückführen könne. Durch die Revolution sollte der König regieren, jedoch so, daß er ihre Ausschweifungen zügelte und diejenigen ihrer Institutionen, welche die vollziehende Gewalt lähmten, und in eine mit der monarchischen Einheit unverträgliche Abhängigkeit versetzten, unterdrückte. In einer Note vom 12. September 1790 machte Mirabeau den Hof besonders auf diesen Gegenstand aufmerksam, und sagte die unberechenbaren Uebel vorher, die unter so regellosen Umständen aus der Unthätigkeit des Ministeriums hervorgehen mußten; seine Prophezeiungen fanden aber wieder kein Gehör."

„Mirabeau hätte gewollt, daß der König auf Widerrufung des Dekrets, welches ihm nicht gestattete, seine Minister unter den Gliedern der Versammlung zu wählen, antrüge, und zugleich für die Minister das Recht begehrte, in der Versammlung Sitz und Stimme zu haben. Die Ursachen der Uebel, welche das Land plagten, wären dann öffentlich von den Ministern enthüllt worden; diese hätten die Versammlung daran gewöhnt, die Stimme der Vernunft zu hören; alle rechtschaffenen Männer, und diejenigen, welche die Anarchie erschreckte, würden sich um sie versammelt haben, und das Volk seinerseits hätte sich geneigt gefühlt, Warnungen, in solcher Weise vorgetragen, anzuhören, und die ihm angedeutete Richtung einzuschlagen."

„Ich habe hierüber unter meinen Papieren eine Note gefunden, die ich selbst der Königin übergab, und auf ihren Befehl aufgesetzt hatte, damit sie Mirabeau's Vorstellungen, unabhängig von den Gründen, die dieser selbst vorbrachte, beim Könige gelten machen könnte. Ich rücke diese Note hier ein. Sie stellt ziemlich gut den Gesichtspunkt fest, unter dem ich glaubte, daß man Mirabeau's Stellung und die Dienste, die man von ihm erwarten konnte, auffassen mußte:

„„Mirabeau sieht eine große, für zwanzig Jahre eröffnete Laufbahn vor sich, in die er immer sicher ist, einzutreten: die Laufbahn der gesetzgebenden Versammlungen. Dorthin rufen ihn seine Talente; dort hält er sich sogar für stärker als die Minister; dort bietet ihm auch sein persönlicher Vortheil ein immerwährendes Mittel dar, selbst ohne Vermögen sein Auskommen zu finden. Aus diesen Gründen wird er in Beziehung auf die wichtige Frage der Wiedererwählung [1]) sehr schwierig, viel-

[1]) Die Frage nämlich, ob die Verfassung festsetzen sollte, daß die Mitglieder der bestehenden Versammlung für die nachfolgende Ver-

leicht gar unbeugsam sein. — Auf der andern Seite wird die Ungewißheit seiner Wiedererwählung in der Provence, und der Wunsch, in Paris gewählt zu werden, ihn vielleicht dazu verleiten, diese höllische Hauptstadt schonend zu behandeln, und dahin zu wirken, daß ihr für den Sitz der nächsten Versammlung der Vorzug gegeben werde. — Ich sehe nur Ein Mittel, den Ehrgeiz dieses Mannes zu leiten: man muß ihm eine andere Richtung geben. Man hat sich mit seinem Vermögen beschäftigt; man muß sich mit seinem Ruhme beschäftigen; man hat ihn hoffen lassen, Minister zu werden; er muß überzeugt sein, daß er es wird; und er muß es so sehr sein, daß in seinem Geiste darüber nicht das mindeste Mißtrauen aufkeimen kann. Dann wird sich alles von ihm erlangen lassen.""

„„Ich hatte immer vorhergesagt, man würde mit Mirabeau zufriedener sein, wenn man ihm mehr Mittel verschaffte, sich nützlich zu machen; als wirksamstes Mittel hiezu hatte ich sein Zusammenwirken im Rathe mit einem Minister, der dem Könige aufrichtig ergeben wäre, angesehen; gegenwärtig muß man einsehen, daß ich mich nicht geirrt habe. Ich wage es sogar zu behaupten, daß sein Eintritt in das Ministerium eine wahre Eroberung für die königliche Gewalt wäre.""

---

sammlung wiedererwählt werden konnten; eine Frage, die darum von so ungemeiner Wichtigkeit schien, weil man die Ueberzeugung von der schlechten Zusammensetzung der bestehenden Versammlung hatte, und man mithin fürchten mußte, die Wiedererwählung ihrer Glieder werde die Rettung des Thrones und der Monarchie erschweren. Entschied man sich nun aber gegen diese Wiedererwählung, so war für Mirabeau in Zukunft die legislative Laufbahn eben so abgeschnitten, wie seit dem Dekrete vom 7. November in der Gegenwart die ministerielle.
St.

„Der König schien zwar Mirabeau's Rath über den Widerruf des obenerwähnten Dekrets zu billigen; er hatte genug gesunde Urtheilskraft, um dessen ganze Wichtigkeit einzusehen; dennoch befolgte er ihn nicht, wie hartnäckig Mirabeau auch darauf bestand."

„„Welches Resultat ein solcher Schritt von Seiten des Königs auch haben mag (sagt dieser in einer seiner Noten), er kann ihm nur nützlich sein. Die Wahl der Minister unter den Mitgliedern der Versammlung wäre dem Lande noch nützlicher als der königlichen Gewalt. Der König wird also die Gerechtigkeit, das öffentliche Wohl, die wahren Grundsätze, die Zustimmung aller Einsichtigen auf seiner Seite haben. Mißlänge der Schritt, so würden die Folgen des Mislingens auf die Versammlung zurückfallen. Ihr würden dann alle Vernünftigen die Fehler eines Ministeriums zuschreiben, das sie nicht unter den Männern, welche neben dem Vertrauen der Nation auch das des Königs besäßen, hätte wählen lassen wollen. Kann man das Rechte nicht erlangen, so hat es immer seinen Vortheil, seinen Gegner zu einem dummen Streiche zu verleiten [1]).""

„In unseren vertrauten Gesprächen zeigte sich Mirabeau sehr entmuthigt über den geringen Erfolg seiner Rathschläge; zuweilen konnte er seine üble Laune nicht bemeistern. „Soll ich noch Noten schicken?" schrieb er mir. — „Wozu, da man mich nicht anhört? — Was will man von mir? — Wünscht man, daß ich meine Rolle wechsle? Ich bin bereit es zu thun? Ich werde meiner eingegangenen Verpflichtung, die Sache des

---

[1]) Es wird nicht ohne Interesse sein, mit dieser Note einen vertrauten Brief zu vergleichen, den Mirabeau um jene Zeit über denselben Gegenstand schrieb. (Man sehe Note 21.)

Königs zu verfechten, treu bleiben, und, unter welchen Umständen es auch sein mag, mein Wort nicht brechen.""

„Ungeachtet dieser Muthlosigkeit, die sich seiner in manchen Augenblicken bemächtigte, richtete die edle Hoffnung, die dahinschwindende königliche Gewalt neu zu beleben, ihn immer wieder auf. Mehrere Noten geben Zeugniß von seiner Gewandtheit und seinem unermüdlichen Eifer. Zuweilen aber mischen sich doch Irrthümer unter seine Grundsätze. Manchmal, wie in seiner Note vom 14. Oktober, spricht er seine Ansichten über die konstitutionelle Ordnung im Allgemeinen aus, und legt eine Art von politischem Glaubensbekenntniß ab. Man wird in dieser Note bemerken, daß er weder die Initiative in Beziehung auf die Gesetzgebung, noch das Recht, die legislative Versammlung aufzulösen, zu den Vorrechten der Krone zählt. Mir scheint es, besonders ohne das Letztere müsse die königliche Gewalt früher oder später unterliegen. Mirabeau theilt auch nicht den gesetzgebenden Körper in zwei Kammern; er will weder Adel noch Klerus als politische Körper; er verwirft alle Privilegien jeder Art. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich, daß der Baron von Wimpffen, ein witziger und ziemlich origineller Kopf, als er seine Meinung über die Einführung der Konstitution abzugeben hatte, eine königliche Demokratie vorschlug. Ich glaube, er wollte damit nur das damalige Verfahren persiffliren; im Grunde aber ist Mirabeau's System in seiner Note vom 14. Oktober von einer solchen Demokratie nicht sehr verschieden. Es steht überdies mit Allem, was ich ihn vorher hatte aufstellen hören, in offenbarem Widerspruche, daher ich mir auch nicht recht erklären kann, was ihn zu einem Theile dieser Note veranlaßt hat, worin er, ungeachtet seiner monarchischen, ja sogar aristokratischen Gesinnungen, nicht vorherzusehen schien, daß seine Theorie, in die Praxis übergegangen, unfehlbar den

Thron unter dem Ueberfluthen der Demokratie verschüttet haben würde."

„Auch ich empfand beim Anblicke der Apathie des Hofes Muthlosigkeit und einen tiefen Ekel an dem Gange der politischen Angelegenheiten. Ich scheue mich nicht, zu bekennen, daß ich, aus Charakter, ein Freund der Ordnung und der Autorität, und, aus Geschmack, Aristokrat bin, ohne mich durch die beleidigende Bedeutung, die man diesem Worte während der Revolution beigelegt hat, irre machen zu lassen. Nachdenken und das Studium der Geschichte haben mir indessen gezeigt, wie sehr die Freiheitsideen den Menschen schmeicheln, sie verführen und entflammen; ich weiß daher diesen Ideen in Regierungssachen Rechnung zu tragen. Zu allen Zeiten hat man sich ihrer als des mächtigsten Hebels bedient, um die Menge aufzuwiegeln und zu Revolutionen hinzureißen. In der französischen Revolution wurde noch ein anderer Hebel gebraucht, die Gleichheit, ein um so gefährlicherer Hebel, als es keine so durchgehends eitle und neidische Nation gibt, wie die französische; auch ist es bekannt genug, wie sehr man diese Eigenschaft ausgebeutet hat, um den Geist der Massen gleich zu Anfange in Feuer zu setzen."

„Diese Fragen, und alles was sich daran knüpft, bildeten oft den Gegenstand meiner Gespräche mit Mirabeau. Im Grunde theilte er so ziemlich meine Ansichten über die falsche Auslegung, die man damals den Worten Freiheit und Gleichheit gab; aber er ließ sich gerne von dem Glanze hinreißen, den sie der Begeisterung seiner Beredtsamkeit verliehen, und diesen Hang zu oratorischen Wirkungen mußte ich unaufhörlich bei ihm bekämpfen. Ich hatte in meinen Diskussionen mit ihm eine gewisse Methode angenommen, die ich für die beste hielt, ihn in seinen begeisterten Flügen zu hemmen, und zu strengen und richtigen Begriffen

über jede Sache zurückzuführen. Ich bemühte mich nämlich immer, trocken, positiv zu sein, die Vernunft, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganz von Fleisch entblößt, und jedes Schmuckes beraubt darzustellen. So z. B. wenn er sich über die Würde des Menschen, über seine Rechte und Privilegien in Feuer gebracht, und das Menschengeschlecht enthusiastisch und mit Zügen, die ihm nach meiner Meinung zu viel Größe beilegten, geschildert hatte, fing ich an, eine Art von Reduktion in seinen Berechnungen vorzunehmen. Ich zog die Frauen, die Kinder, die Klasse der unwissenden Bauern und Handwerker, die Lasterhaften u. s. w. ab, und hatte ich auf diese Weise eine Nation auf die sehr geringe Zahl derjenigen zurückgeführt, deren geistige Fähigkeiten es nun abzuschätzen galt, so rechnete ich diejenigen ab, denen es an Urtheilskraft fehlt, diejenigen, welche von falschen Begriffen geleitet werden, diejenigen, denen es zunächst um ihren eigenen Vortheil zu thun ist, diejenigen, die keine Erziehung genossen, und keine durch Nachdenken gereifte Kenntnisse erworben haben, und fragte ihn dann, ob die Menschen, die es verdienen, daß man von ihnen mit Würde und Achtung spreche, sich nicht auf eine erstaunlich geringe Zahl beschränkten. Nach meinen Grundsätzen aber behauptete ich, man müsse die Menschen für sie und nicht durch sie, das heißt, nicht nach der Meinung der Menge, regieren, und bewies durch geschichtliche Zeugnisse und die Beispiele, die wir leider unter unsern Augen hatten, daß Vernunft und gesunder Verstand sich von den Menschen um so weiter entfernen, in je größerer Zahl sie versammelt sind.“

„Graf Mirabeau war gewöhnlich in unseren Diskussionen durchaus aufrichtig; er gab daher zu, in meiner Ansicht liege viel Richtiges, kam aber immer wieder auf die Nothwendigkeit zurück, den Völkern zu schmeicheln, um sie zu regieren. Er

konnte sich nicht von den Verpflichtungen lossagen, die er öffentlich im Namen dieser verführerischen und täuschenden Freiheit, welche ihm den Stoff zu so schönen rednerischen Wendungen geliehen, eingegangen war. Die Gleichheit aber schien ihm, in dem Sinne, den die Führer des Tages damit verbanden, ganz abgeschmackt. „Es ist," pflegte er zu sagen, „ein heftiger Paroxismus der revolutionären Krankheit [1]).""

„Einmal erinnerte ich ihn an die Worte Baco's, des größten Geistes der neuern Zeit, über die Religion: „Ein wenig Philosophie entfernt von ihr, aber viel Philosophie führt zu ihr zurück!" — „Nun wohl," fuhr ich fort, „was Baco von der Religion sagt, sage ich von den meisten menschlichen Institutionen. Es gibt nicht eine einzige, die nicht der geringste Schwätzer mit einem Anschein von Erfolg angreifen könnte; die starke Vernunft des geschickten und gründlichen Staatsmannes, der die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung zu vertheidigen weiß, wird aber immer einen solchen Erfolg zu Nichte machen." — „Bravo! bravo!" schrie Mirabeau; „davon ist aber jetzt keine Rede mehr. Kein einzelner Mann wird

---

[1]) Wir geben hier einen Auszug aus einem Briefe, den Mirabeau um dieselbe Zeit an einen seiner vertrautesten Freunde aus Anlaß des Dekrets vom 19. Juni 1790, welches die Adelstitel abschaffte, geschrieben hat:

„Ich denke gerade wie Sie über das Dekret von den Titeln, Livreen u. s. w. Was sich am schwersten aus dem Herzen des Menschen reißen läßt, ist die Macht der Erinnerungen. Der wahre Adel ist in diesem Sinne ein eben so unzerstörbares als geheiligtes Besitzthum. Die Formen werden wechseln, die Verehrung bleibt. Jeder sei vor dem Gesetze gleich; jedes Monopol, besonders jedes moralische, verschwinde; alles Uebrige ist nur ein Versetzen der Eitelkeit." (Brief des Grafen von Mirabeau an den Major von Mauvillon vom 4. August 1790.)

die Franzosen zum gesunden Menschenverstande zurückzuführen wissen; die Zeit allein kann wieder Ordnung in die Geister bringen; man muß sich nie zu viel von ihnen versprechen und auch nie an ihnen verzweifeln. Gegenwärtig sind die Franzosen krank, sehr krank; sie wollen behutsam behandelt sein.''''

„Seine Noten für den Hof waren gewöhnlich nur der Kommentar zu diesem letzten Gedanken. Die Rathschläge, die er darin gab, waren stets darauf berechnet, der Autorität wieder Kraft genug zu geben, das Gute vollbringen oder wenigstens die Angriffsmittel ihrer Feinde vermindern zu können.''

„Als daher die Ausschüsse der Versammlung sich vereinigt hatten und über die Frage beriethen, ob man durch eine Erklärung, daß die Minister das Vertrauen der Nation verloren hätten, von dem Könige ihre Entlassung begehren solle, stellte Mirabeau dem Hofe in einer Note vom 16. Oktober vor, es sei von der größten Wichtigkeit, einer solchen Erklärung zuvorzukommen, und bestand darauf, die Minister sollten selbst ihre Entlassung einreichen. In einer Note vom 18. Oktober kommt er darauf zurück und behandelt die Frage von dem Einflusse der Versammlung auf die Ernennung der Minister mit großer Gründlichkeit.''

„Während dieser wichtige Gegenstand ihn beschäftigte, entdeckte sein alles durchdringender Scharfblick eine der Ursachen, warum seine besten Rathschläge oft von dem Hofe verworfen wurden. Eines Morgens erhielt ich folgenden Brief von ihm, den man unter den Aktenstücken an seiner Stelle finden wird und den er mir zugleich mit seiner Note vom 18. Oktober zuschickte:

„„Für Sie allein!''''

„„Ich habe so eben das unendlich wichtige Geheimniß entdeckt, das Sie mir bewahren müssen, das aber schlecht verhüllt

ist, da ich es enthüllt habe. Bergasse[1]) ist es, der in diesem Augenblicke dem Hofe Rath gibt und ihn antreibt. Ich habe sogar, und dieses ist im höchsten Grade wichtig, die Abschrift des Briefes, den der König der Versammlung schreiben soll. Dieser, politisch genommen, wahrhaft alles Maß überschreitende und so verwegene Brief, daß der kühnste der Sterblichen, wenn er bei gesunden Sinnen wäre, ihn an des Königs Stelle nicht schreiben würde, — war mir, als ich beikommende Note abfaßte, noch unbekannt, daher ich auch in dieser nur im Allgemeinen und nicht mit Kenntniß und Entwickelung dieser besondern Thorheit meine Gründe vorgetragen habe. Beim Abschreiben habe ich indessen doch mit einigen Worten darauf hingedeutet, aber unbestimmt, da ich, ehe ich mit Ihnen darüber gesprochen, dem Hofe gegenüber nicht den Anschein haben wollte, als wüßte ich um die Anekdote Bergasse; denn ich werde so dumm nicht handeln wie das königliche Vieh[2]). Kenne ich die Einsicht, die Geradheit und Ergebenheit eines Mannes, so werde ich mich, ohne seinen Rath, zu nichts Wichtigem entschließen, auch nicht immer seinen Rath begehren, um ihn nie zu befolgen. Also aus

---

[1]) Nikolas Bergasse, Advokat, geboren zu Lyon im Jahre 1750, wurde im Jahre 1789 von dem dritten Stande zum Mitgliede der Generalstaaten erwählt und gab damals eine Broschüre unter dem Titel Cahier du tiers-état à l'assemblée des États-généraux heraus. In der Nationalversammlung saß er im Centrum, trat indessen aus, als sie eine zu revolutionäre Richtung nahm, und gehörte dann entschieden zu den Anhängern des Hofes. Im Jahre 1793 wurde er zu Tarbes verhaftet, die Ereignisse des 9. Thermidors Jahres II retteten ihn indessen vor dem Schaffot. Neben politischen Broschüren schrieb er auch eine „Theorie der Welt" nach den Prinzipien Mesmer's und „Betrachtungen über den animalischen Magnetismus." St.

[2]) Le royal bétail.

dem mesmerischen Kübel [1]), also bei dem Dreifuße der Illuminaten holen sie sich die Heilmittel für ihre Uebel! — Guter Gott! welche Köpfe, die sich nicht zu sagen vermögen: „Der Beistand dieser Menschen, mit Hülfe aller unserer dahingeschwundenen Macht, hat den Kampf nicht einen Augenblick zum Stehen bringen können; und er sollte ihn jetzt, wo Alles verloren ist, wiederherstellen gegen dieselben Generale und dieselben Truppen, während man ihnen weder Truppen noch Generale mehr entgegenzusetzen hat!" — O Wahnsinn! — Ich werde, wenn ich ausgehe, zu Ihnen kommen. Guten Morgen, lieber Graf. Verlieren Sie keinen Augenblick, diese Note zu überschicken.""

„Mirabeau, beim Könige durch einen Mann verdrängt, der, wie rein man auch seine Gesinnungen voraussetzen mochte, doch an Talent weit hinter ihm zurückstand; Mirabeau, der sich von dem brennendsten Eifer für die Sache des Monarchen beseelt fühlte und schon so offenbare Beweise davon gegeben hatte, durfte sich wohl über ein Verfahren entrüstet fühlen, das, abgesehen von der sich darin aussprechenden Unklugheit, einen gänzlichen Mangel an Vertrauen zu ihm verrieth. Der grobe Ausdruck, womit er die erlauchte, durch ihr Unglück doppelt ehrwürdige Familie bezeichnete, hatte mich indessen tief verletzt und betrübt; ich verbarg es ihm nicht; er schob ihn, wie gewöhnlich, auf Rechnung seiner Heftigkeit und bat mich um Verzeihung. Wie dem nun auch sei, der von Bergasse vorgeschlagene Brief gelangte nicht an die Versammlung, wo er auch, ohne Zweifel, den schlimmsten Eindruck hervorgebracht haben würde. Ludwig XVI. war damals nicht stark genug, eine solche Sprache führen zu können; er hätte, nachdem er ohne Kenntniß des Terrains vorwärts geschritten wäre, sich wieder zurückziehen müssen,

---

[1]) Eine Anspielung darauf, daß Bergasse einer der eifrigsten Anhänger des Systems von Mesmer über den Magnetismus war.

und das Loos eines Königs, der hierzu genöthigt wird, ist immer ein trauriges. In der Korrespondenz wird man den von Bergasse vorgeschlagenen Brief finden; ich enthalte mich jedes Kommentars und füge nur hinzu, daß ich keinen andern Beweis seines Ursprungs als Mirabeau's Versicherung habe."

„Die Minister zogen sich unterdessen einer nach dem andern zurück, ohne die Abstimmung der Versammlung abzuwarten, und der König ernannte ihre Nachfolger. Nur Herrn von Montmorin behielt er bei; er blieb in seinem Amte bis unter der folgenden Versammlung, deren Quälereien und Gewaltstreiche ihn endlich nöthigten, sich zurückzuziehen."

„Da die Versammlung nicht wirklich erklärt hatte, die Minister hätten das Vertrauen der Nation verloren, was man, nach den Berathungen der Ausschüsse, für unvermeidlich gehalten hatte, so wäre der auf die Voraussetzung einer solchen Erklärung gegründete Brief des Herrn Bergasse in jedem Falle unnütz gewesen. Uebrigens trugen sich die Dinge in der Versammlung zu, wie folgt:

„Am 19. Oktober 1790 verlas der Baron von Menou einen Bericht über den Aufstand auf dem Geschwader zu Brest und schlug ein Dekret vor, dessen letzter Artikel in der That den so sehr gefürchteten Antrag auf Entfernung der Minister enthielt. In Folge eines namentlichen Aufrufs wurde indessen dieser Artikel in der Sitzung vom 20. durch eine Mehrheit von zwei und sechszig Stimmen verworfen. Aus Rücksicht auf Herrn von Montmorin hatte Graf Mirabeau nicht das Wort genommen."

„Die königliche Marine führte noch immer die weiße Flagge. In einer heftigen Rede schlug Mirabeau vor, diese durch die dreifarbige Fahne zu ersetzen, ein Vorschlag, den die rechte Seite lebhaft angriff. Es leuchtet indessen ein, daß, nachdem die Armee diese letztere angenommen hatte, die Marine, wenn man sie

nicht mit dem Heere entzweien wollte, die weiße Flagge unmöglich beibehalten konnte. Während dieser Debatte schien Mirabeau sein ganzes demagogisches Ungestüm wieder angenommen zu haben, und damals war es, wo er sagte, die dreifarbige Kokarde, mit andern Worten die französische Revolution werde die Runde durch ganz Europa machen. Gewiß, wer nicht in das Geheimniß eingeweiht war, konnte bei diesem Anlasse unmöglich voraussetzen, daß ein Mann, der so auf der Rednerbühne sprach, um dieselbe Zeit mit dem Hofe in Verbindung stand und die Monarchie wieder aufzubauen beabsichtigte."

„Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich aber durch das, was wir schon oben gesagt haben. Mirabeau wollte die Monarchie auf Grundlage der ihrer anarchischen Hemmnisse entledigten Revolution; der König sollte regieren, indem er die Grundsätze dieser großen Veränderung proklamirte und sie in ihren Folgen entwickelte. Entschloß sich hiezu der König nicht, so mußte er, nach Mirabeau's Meinung, unfehlbar Thron und Leben verlieren. Nach diesen Ideen erklärte er sein Betragen in der angeführten Debatte und bekannte er sich bei mehreren andern Anläßen zu den unzweideutigsten revolutionären Grundsätzen. In seinen Noten für den Hof legte er sogar Rechenschaft davon ab und entschuldigte sich zuweilen wegen einzelner Züge; was indessen den Grund der Fragen betraf, so wußte er immer seine Argumente so zu stellen, daß sie sein Betragen rechtfertigten. Er erkannte überdies und sagte oft, daß nur in der Revolution für ihn Sicherheit sei und er, aus Interesse wie aus Gefühl, sich von ihr nicht lossagen wolle [1])."

---

[1]) Eine andere Bemerkung ist hier noch über Mirabeau's leidenschaftliches Auftreten in der Debatte über die weiße Flagge zu machen. Er hatte, wie wir gesehen haben, kurz vorher die Entdeckung gemacht, daß der Hof andere Rathgeber als ihn anhörte. Er mußte

„Ich muß einen andern Vorfall aus jener Zeit anführen, der in der Nationalversammlung eine sehr stürmische Debatte herbeiführte, während welcher Mirabeau von der ganzen rechten Seite und selbst von andern nicht zur Rechten gehörenden Deputirten als entschiedener Aufwiegler behandelt wurde.“

„Man weiß, daß nach einem Duell zwischen Herrn von Castries und Karl von Lameth, zwei Gliedern der Nationalversammlung, wobei Letzterer einen leichten Degenstich erhalten hatte, das Volk das Haus des Herrn von Castries angriff und verwüstete. Die Freunde der Revolution schrieben dieses der Erbitterung des Volkes zu, das die Deputirten der linken Seite, die man ihm als seine unerschrockenen Vertheidiger schilderte, von denen der rechten Seite herausgefordert sah und sich einbildete, das sicherste Mittel, diesen Herausforderungen ein Ende zu ma-

---

daher fürchten und mehrere seiner Aeußerungen gegen den Grafen von der Mark deuteten darauf hin, daß er, während er für den Hof ohne Nutzen arbeitete, Gefahr lief, auf der andern Seite den ganzen Vortheil seiner revolutionären Stellung zu verlieren. Bot sich daher in der Versammlung eine Gelegenheit dar, diese Stellung wiederzuerobern, so benutzte er sie, wie dieses auch bald darauf in der Debatte über die Plünderung des Hotels Castries der Fall war. Dem Hofe, der sich ihm nicht ganz hingab, wollte er sich auch nicht unbedingt hingeben und sich jedenfalls an der Revolution einen sicheren Rückhalt bewahren. Ueberhaupt darf Niemand von sich sagen, daß Mirabeau sich ihm ganz anvertraut habe. Nach allen seinen politischen und moralischen Antecedenzien war dazu seine Stellung nicht rein genug; und ebenso lag es in der Natur der Dinge, daß der Hof zu ihm kein entschiedenes Vertrauen fassen konnte. Aus den Aktenstücken wird man ersehen, daß auch der Graf von der Mark über seiner Ueberzeugung von Mirabeau's ernstlicher Absicht, dem Throne zu Hülfe zu kommen, die Besonnenheit nicht vergaß, womit er ihn beobachten zu müssen glaubte. St.

chen, bestände darin, die Besitzungen der Herausforderer zu verwüsten [1])."

„Es ist vielleicht interessant zu erfahren, wie es die damaligen Aufrührer anlegten, um dergleichen Tumulte anzustiften. Folgendes wurde mir von einem Augenzeugen dieses niederträchtigen Auftritts erzählt."

„Kaum hatte man erfahren, daß Karl von Lameth von Herrn von Castries verwundet worden war, so erschienen drei als Werkzeuge der Lameth'schen Partei bekannte Menschen mit einigen Andern im Palais-royal. Einer dieser drei, Feydel, hatte in der Leibgarde des Grafen von Provence, Bruders des Königs, gedient; damals gehörte er zur Redaktion des Journal de Paris. Der Andere, Paré, war Schreiber des berüchtigten Danton und wurde seitdem, unter dem Konvent, Minister des Innern. Der Dritte, Giles Clermont [2]), war Küchenmeister beim Prinzen von Conti gewesen. Alle drei stiegen auf Stühle und nachdem sie in langen Deklamationen verkündet, man ermorde die patriotischen Deputirten und Graf Lameth sei so eben von Herrn von Castries umgebracht worden, foderten sie die

---

[1]) Herr von Castries gehörte zur Rechten, Karl von Lameth zur äußersten Linken der Versammlung.

[2]) Es muß hier angeführt werden, daß dieser Giles Clermont, ein übrigens sehr gescheidter Mensch, seit dem Ereignisse auf dem Märzfelde im Jahre 1791 einer der eifrigsten Diener des Königs und von den Ministern Delessart, Bertrand von Molleville und andern gebraucht wurde. Kühn, entschlossen, ungemein thätig, war er seiner neuen Partei über jeden Ausdruck ergeben. In dem Prozesse des Königs ist die Rede von ihm, und auf seine Umtriebe und seine Beziehungen zum Hofe haben die Anstifter dieses Prozesses den größten Nachdruck gelegt. Die bei diesem Anlasse vorgebrachten Lügen schienen dem Volke eine der schwersten Anklagen gegen den König.

(Anmerkung des Grafen von der Mark.)

von allen Seiten herbeigeströmte Menge auf, ihnen zu folgen, um Rache zu nehmen. Man fiel ihnen bei und ein zum Theil aus ziemlich wohl gekleideten Personen bestehender Haufen lief mit ihnen nach dem Hotel Castries und verwüstete es von oben bis unten. Lafayette, der mit einem Bataillon Nationalgarde herbeigekommen war, ließ sie gewähren, ohne nur den geringsten Versuch zu machen, sie daran zu verhindern. Es war, als wäre er gekommen, nicht um dem Unwesen zu steuern, sondern damit die Zerstörer ohne Hinderniß nach Herzenslust ihr Handwerk fortsetzen konnten [1]). Dieser Aufstand war in der That ein bürgerlicher. Der Pöbel, der bei keiner Revolte fehlen darf, nahm allerdings Antheil daran, leitete ihn aber nicht. Solide Kaufleute, Advokaten, Kapitalisten waren es, welche das Haus eines Aristokraten verwüsteten; der aufmerksame Pöbel half ihnen und dachte dabei vielleicht daran, daß er bald auch so über ihre Gewölbe und Häuser werde herfallen können."

„Mehrere Glieder der Versammlung, selbst von den Gemäßigtsten der Linken, foderten eine gerichtliche Instruktion gegen die Urheber dieser Plünderung. Dem widersetzte sich Mirabeau; ohne gerade die Handlung zu rechtfertigen, wollte er doch ihre Veranlassung sehr natürlich finden. Von der rechten Seite mit verletzenden Worten angegriffen, antwortete er mit Sarkasmen, welche die Linke mit Beifall bedeckte, und es gelang ihm, die Instruktion zu verhindern. Ueber dieses Betragen entrüstet, ließ der Hof ihm Vorwürfe darüber machen. Er beantwortete sie in einer Note, die man unter den Aktenstücken finden wird; schwieg aber darin von einem Umstande, den er allerdings nicht anfüh-

---

[1]) Wir geben in einer Anmerkung die Erzählung des Herrn von Lafayette über diesen Vorfall. (Man sehe Note 22.)

ren konnte, über den er auch gegen mich sich nie geäußert und den ich erst lange nach seinem Tode erfahren habe."

„Sein Kollege Malouet erzählt nämlich in der von ihm herausgegebenen Sammlung seiner Reden, daß er vor Mirabeau das Wort begehrt hatte, um auf Bestrafung der Zerstörer anzutragen. Er fand sich mit ihm zugleich am Fuße der Tribune und Mirabeau sagte leise zu ihm: „Treten Sie mir das Wort ab; ich will denselben Antrag machen wie Sie und werde mit mehr Gunst angehört werden." Malouet zog sich zurück und Mirabeau, um seine Popularität nicht blos zu stellen, fing an, gegen die Aristokraten und Gegner der Revolution zu deklamiren, und behauptete, diese seien durch ihre Frechheit die wahren Urheber aller Unordnungen. Er wollte nun zu einem andern Schlusse kommen, seine Einleitung empörte aber im höchsten Grade die rechte Seite, die ihm die bittersten Vorwürfe zurief. Nun war Mirabeau seiner selbst nicht mehr Meister; seine Heftigkeit riß ihn hin und er schloß ganz anders, als es seine Absicht gewesen war. Malouet warf es ihm vor: „Was wollen Sie?" antwortete er; „ich konnte es nicht über mich gewinnen, mit Menschen zu stimmen, die mich hätten umbringen mögen.""

„Ich habe gedacht, daß man Mirabeau's Betragen bei diesem Anlasse auch seinem Mißvergnügen über die Entdeckung des Briefes von Bergasse zuschreiben müsse. Wie dem nun auch gewesen sein mag, es bleibt nicht minder wahr, daß die Rathschläge, die er dem Hofe zugehen ließ, nur in so fern etwas Nütze sein konnten, als die Maßregeln, auf die sie sich stützen sollten, pünktlich ausgeführt wurden. Die Hauptsache, auf die man zuerst hinarbeiten mußte, war, nach seiner Ansicht, der öffentlichen Meinung eine gute Richtung zu geben. In der damaligen Ueberspannung der Geister war dieses aber keine leichte

Sache [1]). Eines der Mittel, das die Erreichung dieses Zweckes vorbereiten sollte, bestand darin, der Nation über das Unzusammenhängende der neuen Institutionen und die anarchischen Elemente, die diese unausführbar machten, die Augen zu öffnen."

„Alle Besonnenen sahen diese Mängel der neuen Institutionen sehr wohl ein und sogar ihre Verfasser konnten es sich nicht verbergen, daß die Praxis ihre hochfahrenden Theorien schon tödtlich verwundet hatte. Mirabeau war der Meinung, man müsse diese Menschen mit Geschick dahin bringen, daß sie etwas von ihrer Eigenliebe opferten, einen Schritt rückwärts thäten, einige der konstitutionellen Dekrete änderten, das neue Verwaltungssystem von jedem unnützen Räderwerk, das seine Bewegung erschwerte, befreiten und endlich der königlichen Gewalt ihre nothwendige Unabhängigkeit und Kraft wiedererstatteten. Wollte die Versammlung sich selbst, durch Verlängerung ihrer Session, zu solchen Aenderungen nicht bereit finden lassen, so müßte man die Wähler dahin bringen, der nächsten Legislatur eine konstituirende oder wenigstens eine rektifizirende Gewalt zu übertragen. Damit aber die neue Versammlung weiser würde als die bestehende, war es vor Allem nöthig, die Gemüther der Wähler zu beruhigen und ihre Wahl auf monarchisch gesinnte Männer zu leiten. Zu diesem Zwecke sollten alle möglichen Mittel aufgeboten werden."

„Ich will mich hier auf keine Auseinandersetzung von Mirabeau's Plan, den man vollständig unter den Aktenstücken finden wird, einlassen. Es wäre schwer, über dieses umfassende

---

[1]) Man muß gestehen, daß Reden, wie die von Mirabeau in der Versammlung eben erst gesprochenen, auch wenig geeignet waren, diese Ueberspannung zu vermindern und der öffentlichen Meinung eine bessere Richtung zu geben. St.

Projekt ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Viele Leser werden ihn unausführbar finden; man vergesse aber nicht, daß er auf der Voraussetzung beruhte, Mirabeau werde die Seele der ganzen Unternehmung sein und alle Bewegungen dieser unermeßlichen Maschine leiten; und man kann sich nicht leicht vorstellen, wessen dieser erstaunliche Mensch fähig gewesen wäre, wenn seine Umgebungen ihm gut beigestanden hätten. Nur durch die Ausführung konnte der Werth dieses Planes auf die Probe gesetzt werden; leider aber hat der Tod seines Urhebers diese Ausführung unterbrochen und als die große Triebfeder fehlte, fiel die Maschine in Trümmer."

„Man wird sehen, daß Mirabeau nicht alle Deputirten, welche der Hof an sich ziehen sollte, gleichmäßig in das Geheimniß einweihen wollte. Diese Vorsicht verdient bemerkt zu werden; sie gibt ziemlich genau den Maßstab seines Vertrauens in ihre Gesinnungen an. Alle waren ausgezeichnete Männer und wohl fähig, die Fehler einzusehen, die mehrere von ihnen begangen hatten, oder hatten begehen lassen. Sie bereuten sie und hätten sie gerne wieder gut gemacht; Eigenliebe aber, sogar Furcht, hielten sie zurück. Dazu herrschten unter ihnen Meinungsverschiedenheiten, die Entzweiungen sehr ähnlich waren, und vielleicht wäre es unmöglich gewesen, ihre völlige Uebereinstimmung zur Mitwirkung an der großen Aufgabe der Wiederherstellung der königlichen Gewalt zu Stande zu bringen. Die Vorsicht mit Barnave, der mit den Andern nie bei Herrn von Montmorin zusammentreffen sollte, fällt am meisten auf."

„Dieser junge, kaum aus dem Kollegium entlassene Mann, ein einfacher Advokat in der Provinz, war in Paris von den bemerkenswerthesten Männern der revolutionären Partei, wie der Herzog von Aiguillon, der Herzog von Larochefoucauld [1]),

[1]) Ludwig Alexander von Larochefoucauld, Herzog von Laroche-

Laborde von Mereville, der älteste Sohn des reichsten Wechslers von Frankreich und gleich ihm Mitglied der Versammlung, endlich von der Gesellschaft der alten Herzogin von Enville, die fast ganz aus philosophischen Reformern bestand, umworben und angezogen worden. Alle diese Personen, die damals so weit über ihm standen, hatten ihm geschmeichelt und Weihrauch gestreut; er war der besondere Freund des Herzogs von Aiguillon, der Herren von Lameth und Laborde, die ihn in ihre Zerstreuungen und politischen Umtriebe hineingezogen hatten, wo sein schönes Talent ihnen sehr nützlich war. Dabei muß bemerkt werden, daß Barnave, als sie ihn seinen natürlichen Trieben folgen ließen, aufhörte, sich als Aufwiegler zu betragen. Seine unsäglichen Anstrengungen, die Kolonie Santo-Domingo dem Königreiche zu erhalten, beweisen zur Genüge, daß er im Grunde nicht so revolutionär war, als man sich einbildete. Ehe Mirabeau ihn dem Hofe als einen Gehülfen bezeichnete, hatte Barnave schon den Entschluß gefaßt, wenn nicht mit seinen Freunden zu brechen, doch wenigstens nicht mehr von ihnen abzuhängen. Er hatte Herrn von Montmorin im Geheimen besucht und war sehr gut von ihm empfangen worden. Dieser sprach davon mit Mirabeau, der dadurch in seiner Ansicht bestärkt wurde, man könne aus Barnave sehr großen Vortheil ziehen und so sollte er ein isolirter Gehülfe in Mirabeau's großem Plane werden."

---

foucauld und Laroche-Guyon, geboren im Jahre 1735, Pair von Frankreich, Mitglied der Versammlung der Notabeln im Jahre 1787 und der Generalstaaten im Jahre 1789. Sein ganzes Leben hindurch den großmüthigsten und gemäßigtsten Ideen ergeben, wurde er dennoch ein Opfer der Leidenschaften jener blutigen Epoche. Mit Gewalt in Gisors am 14. September 1792 angehalten, wurde er unter den Augen seiner Frau (Rosalie von Rohan-Chabot) und seiner Mutter, der Herzogin von Enville, ermordet.

(Anmerkung des Herausgebers.)

„Ich muß einige Worte über drei andere Personen sagen, die auch in diesem Plane figurirten; ich meine die Herren Talon, von Semonville und Duquesnoy. In einigen seiner Noten für den Hof hatte Mirabeau die beiden Ersteren als Feinde des Hofes bezeichnet. Sie waren in den verschiedenen politischen Gesellschaften der Hauptstadt und besonders in den Zusammenkünften, wo die Intrigue ihren Sitz aufgeschlagen hatte, sehr thätig, kannten alle Triebfedern sehr gut und wußten sie auch selbst in Bewegung zu setzen. Ueberdies waren sie mit Lafayette genau verbunden oder gaben es wenigstens vor und wußten durch ihre Umtriebe seine Autorität nicht wenig zu stützen. Ursache genug für Mirabeau, ihnen nicht zu trauen. Ich weiß nicht, ob vielleicht Lafayette einige ihrer Ansprüche nicht hatte befriedigen wollen oder ob sie entdeckt hatten, daß die Volksgunst sich von ihm abwendete, genug, sie verließen ihn, um an einer andern Thüre anzuklopfen."

„Gegen Ende Oktobers 1790 (ich glaube, es war um diese Zeit) war ich sehr verwundert, eines Morgens Talon mit Duquesnoy, einem Gliede der Nationalversammlung, zu mir eintreten zu sehen, beide, wie sie sagten, Ueberbringer einer Botschaft Montmorin's, um Mirabeau ein Bündniß mit diesem Minister vorzuschlagen, mit dem Beisatze, daß Lafayette diesem Bündnisse ganz fremd bleiben müsse [1]). Ich hörte sie an und

---

[1]) Aus der Korrespondenz wird man sehen, daß der Graf von der Mark schon im Jahre 1789 Verbindungen mit diesen Beiden gehabt hatte. Sie wünschten des Grafen Stellung zu ihrem Vortheil auszubeuten. Namentlich ließ Talon, der Prokurator beim Chatelet war und voraussah, daß dieses Amt bei der neuen Justizorganisation eingehen würde, es nicht an Schmeicheleien und Zudringlichkeiten fehlen, um den Grafen von der Mark ganz für sich zu gewinnen. Seine Zutraulichkeit geht sogar so weit, gegen diesen sich in einem

beschränkte mich darauf, ihnen zu antworten, ich würde ihre Anträge den betreffenden Personen mittheilen. Ich zeigte es auch gleich der Königin und dem Grafen Mercy an, mit dem ich immer eine sehr thätige Korrespondenz unterhielt. Weder sie noch er wandten etwas gegen die angebotene Vereinbarung ein, über deren definitive Annahme sie sich indessen auf Mirabeau selbst und auf Herrn von Montmorin beriefen. Mirabeau also hatte zu entscheiden, ob das Anerbieten angenommen werden sollte, und man wird sehen, daß es wirklich, aber unter Beschränkungen, angenommen wurde. Mirabeau und Montmorin hatten zu wenig Vertrauen zu ihnen, um sie in die Hauptgeheimnisse ihres Bundes einzuweihen; auf der andern Seite dachten sie aber auch, diese Herren würden einige nützliche Dienste leisten können. Kurz, es waren zwei Menschen, die man unter den damaligen Verhältnissen lieber zu Freunden, als zu Feinden hatte."

„Talon war Prokurator oder Generaladvokat beim Chatelet zu Paris gewesen, was ihn mit allen Klassen der Gesellschaft in Verbindung gebracht hatte. Er war ehrgeizig, hatte ein großes Vermögen, wollte sich zu den höchsten Aemtern emporschwingen und strebte nach der Stelle des Großsiegelbewahrers. In einer Zeit, wo die Intrigue so thätig und mächtig war, durfte man die Dienste eines Mannes wie er nicht ungestraft von sich weisen [1])."

---

seiner Briefe ungünstig über Mirabeau zu äußern. Mirabeau blieb ihm aber auch nichts schuldig. In einer Note für den Hof, die man ebenfalls weiter unten finden wird, schildert er Talon mit Zügen, die fürwahr nicht schmeichelhaft sind. St.

[1]) Aus der Emigration zurückgekehrt, starb Herr Talon in der kleinen Stadt Senlis, wo Napoleon ihm erlaubt hatte, unter der Aufsicht des Präfekten des Departements zu wohnen.

„Herr von Semonville, vor der Revolution, zu deren Grundsätzen er sich mit Eifer bekannt hatte, Rath beim pariser Parlamente, schloß sich, wie wir gesagt haben, zuerst an Lafayette an. Er war ein geschmeidiger, thätiger, sehr kluger Mann, recht zur Intrigue geeignet, an der er, auch abgesehen von den Vortheilen, die er daraus ziehen konnte, seine Freude hatte; ein nützliches Werkzeug vielleicht, aber gewiß ein gefährlicher Feind [1]."

„Duquesnoy war Advokat und Deputirter des Amts Nancy bei der Nationalversammlung. Auch er war sehr thätig und es fehlte ihm weder an Talent, noch besonders an Gewandtheit. Zu Anfange der Versammlung zeigte er sich sehr revolutionär; man hätte ihn sogar für einen Republikaner halten können; später aber änderte er seine Gesinnung. Man erinnert sich, daß er, als Mounier vorschlug, grundsätzlich zu erklären, die französische Regierung sei monarchisch, antwortete: „die Wörter Monarchie oder monarchische Regierung seien veraltete Ausdrücke veralteter Begriffe, die mit den Grundsätzen der Gegenwart nichts mehr gemein hätten." Dann fügte er hinzu: „Montesquieu hat sich geirrt, wenn er behauptet, Zwischengewalten seien in wohlorganisirten Staaten nöthig. Ich sehe in diesen Gewalten die Vernichter der Freiheit [2].""

---

[1]) Nachdem Herr von Semonville während der Revolution und unter dem Kaiserthume sehr verschiedene Rollen gespielt hatte, ist er unter der Restauration Großreferendarius der Pairskammer geworden. (Note des Grafen von der Mark.)

[2]) Seitdem wurde Duquesnoy als royalistischer Verschwörer angeklagt und gerichtlich verfolgt. Er entwischte und starb unter der Regierung Napoleons, dessen Sache er sich angeschlossen hatte. Mirabeau, der ihn in der Versammlung kennen gelernt hatte, betrachtete ihn als einen seiner geschicktesten Mitarbeiter; er wollte ihn in-

„Dieses waren die drei, gegen das Ende von 1790 als Hauptagenten in dem großen, von Mirabeau kombinirten Plane gebrauchten Männer. Aus der Korrespondenz wird man sehen, welchen Antheil sie an der Einleitung zu seiner Ausführung hatten."

„In der Politik treten Umstände ein, wo man sich genöthigt findet, ungefähr wie in den gewöhnlichsten Umständen des Lebens zu verfahren. Haben wir ein Werkzeug gebraucht und entdecken, daß es seinen Zweck nicht mehr erfüllt, daß es uns zu nichts mehr dient oder gar gefährlich werden kann, so werfen wir es weg oder zerstören es. So urtheilte Mirabeau, wenn er von der konstituirenden Versammlung sprach, von dieser berühmten Versammlung, in deren Mitte er die Quelle seines glänzendsten Ruhmes gefunden und die ihm den Anlaß zur Entwickelung so großer Talente geboten hatte. Er sah ein, daß ihre Berathungen und der Gang, den sie eigensinnig verfolgte, unvermeidlich zum Umsturze des Königreichs, zum Falle der Dynastie, zur Ermordung des Königs, der Königin und ihrer Kinder führen mußten. — „Sie werden das Pflaster mit ihren Leichen schlagen!" Das war immer sein entsetzlicher Schluß und er hatte sich mit einem Eide zur Vertheidigung dieser erlauchten Unglücklichen verpflichtet! — Was sollte man also mit dieser Versammlung anfangen, die den Monarchen und die Monarchie hätte retten können und sollen und sie unfehlbar zu Grunde richtete? — Man mußte sie auflösen, und um es dahin zu bringen, sie in dem Geiste derjenigen selbst, die sie so sehr erhoben hatten, zu Grunde richten [1])."

---

dessen nur als Mittelsperson, ohne Theilnahme am Hauptgeheimnisse. (Note des Grafen von der Mark.)

[1]) Mirabeau's schlechte Meinung von der Versammlung reichte bis in die ersten Monate ihrer Existenz hinauf, wenn man folgende

„Dieses waren Mirabeau's Entwürfe gegen das Ende seines Lebens, und der hier erwähnte Plan wird zeigen, wie er dieses Ziel zu erreichen beabsichtigte. Zu Anfange Januars 1791 wurde dieser Plan dem Herrn von Montmorin mitgetheilt, und man schickte sich an, ihn zur Ausführung zu bringen. Eine spätere Note vom 21. Januar 1791 entwickelte noch ausführlicher die zuerst vorgeschlagenen Mittel. Mirabeau bespricht darin den Nutzen, den man aus den damaligen Dekreten der Versammlung gegen den Klerus und die Religion ziehen konnte. Hierin lag vielleicht ein gewisser Macchiavellismus, aber einer der sich, wie mir scheint, entschuldigen läßt, wenn er zur Wiederherstellung der Ordnung und Gerechtigkeit dienen soll, und unter den Formen einer scheinbaren Treulosigkeit sehr heilsame Resultate herbeiführen kann. Bei einer wahrhaft religiösen Nation würde allerdings das von Mirabeau angerathene Verfahren diese Wirkung gehabt haben; übrigens ist es nicht befolgt worden."

---

zwei Anekdoten glauben darf, für deren Wahrheit diejenigen, die sie erzählen, einstehen mögen:

Droz sagt in seiner Geschichte der Regierung Ludwigs XVI. Band III., Seite 59, in einer Unterredung zwischen Lafayette, Montmorin und Mirabeau, im Oktober 1789, habe letzterer, nachdem er die Verirrungen der Versammlung beklagt, hinzugefügt: „Es ist ein störrischer Esel, auf dem man nur mit vieler Schonung reiten kann."

Die andere Anekdote befindet sich in den Denkwürdigkeiten Webers, des Milchbruders der Königin, Band II, Seite 37:

„Mirabeau hatte nie von den Talenten der Mitglieder der Nationalversammlung viel gehalten. Eines Tages fand er sich bei einem Buchhändler mit einem Freunde, der einem andern Vorwürfe machte mit den Worten, er sei dumm wie die Nationalversammlung von heute Morgen. Mirabeau versetzte in Gegenwart vieler Personen: Von heute Morgen? warum bestimmen Sie eine Zeit?" (Anmerk. des Herausgebers.)

„Nach allem bisher Erzählten kann man nun beurtheilen, aus welchen Gliedern das berüchtigte österreichische Comité, wovon man später so viel Aufhebens gemacht, eigentlich bestand. Im Grunde bestand dieses Comité, weil man ihm nun einmal diesen Namen gegeben, nur aus dem Grafen Mercy und mir. In diesem Sinne wäre es nicht ganz eine Erfindung der Revolutionäre gewesen; es hätte wirklich existirt; nur hat man sich über die Zeit seines Bestehens und über seinen Zweck geirrt. Es hatte im Jahr 1790 angefangen, und erst im Jahr 1792 wurde es von denjenigen, die den zehnten August vorbereiteten, dem Hasse des Volks bezeichnet. Damals hatte Graf Mercy schon seit zwei Jahren, ich seit einem Jahre, Frankreich verlassen. Was seinen Zweck betrifft, so wird man sich aus den hier aufgezeichneten Erinnerungen, und noch besser aus Mirabeau's Noten für den Hof und aus allen sich daran knüpfenden Briefen überzeugen, daß man sich in diesem angeblichen österreichischen Comité gar nicht mit Oesterreich oder dessen Interessen beschäftigte. Frankreichs Interessen nahmen uns allein in Anspruch; dieses schöne Land wollten wir der Anarchie entreißen, ihm die scheußlichste der Gewaltthaten ersparen, und einen unglücklichen König retten, der, wenn er nicht der fähigste war, doch mit Recht der rechtschaffenste Mann seines Königreichs genannt worden ist."

„Ich nehme keinen Anstand zu gestehen, daß für die zwischen dem Hof und Mirabeau bestehende Verbindung die Abreise des Grafen, im September 1790, ein sehr nachtheiliger Umstand war. Herr von Mercy, der seit vier und zwanzig Jahren am französischen Hofe residirte, hatte dem Könige und der Königin, mehr vielleicht noch als Mensch wie als Gesandter, großes Vertrauen eingeflößt. Von dem Nutzen, den Mirabeau's Pläne für Frankreichs und der königlichen Familie Rettung haben

konnten, hatte er eine sehr hohe Idee gefaßt. Ich bin daher der Meinung, daß er, wenn er in Paris geblieben wäre, auf den Hof einen sehr mächtigen Einfluß ausgeübt, und ihm begreiflich gemacht haben würde, Rath zu begehren ohne ihn zu befolgen, heute vorwärts zu gehen um morgen zurückzugehen, sei das sicherste Mittel nicht zum Ziele zu gelangen. Weder ich noch der Erzbischof von Toulouse, das gestehe ich unumwunden, konnten denselben Einfluß ausüben. Auch hat es mich nie gewundert, daß die Königin, von so vielen ihr von allen Seiten zugehenden Meinungen hin und her gezogen, oft Bedenken getragen habe, gerade der Meinung des Mannes, über den sie sich so sehr zu beklagen gehabt hatte, den Vorzug zu geben."

„Des Grafen Mercy Abwesenheit empfand ich jeden Augenblick; es fehlte mir der Beistand, den ich während seiner Anwesenheit so oft in Anspruch genommen hatte. Meine Briefe konnten ihm nicht alles sagen, zudem beschäftigten ihn die Angelegenheiten des Kaisers sehr. Die Lage der Niederlande nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und erlaubte ihm nicht, sich fortlaufend mit dem, was wir in Paris unternommen hatten, zu beschäftigen. Auch rieth ihm die Vorsicht, alle seine Briefe in Chiffern zu schreiben, und sie konnten nur sehr kurz sein, während ich zur Berichtigung und Kräftigung meiner Ansichten einer großen Entwickelung der seinigen bedurft hätte. Aus der Ferne billigte er Manches, was er, hätte er es mit mehr Weile und Sorgfalt prüfen, oder hätte er in der Nähe der Ereignisse ihre Folgen besser beurtheilen können, vielleicht getadelt haben würde. Als ich ihm den großen Plan Mirabeau's mitgetheilt hatte, fand er ihn als Auffassung vortrefflich, erklärte aber zugleich, die Ausführung schiene ihm äußerst schwierig."

„Die Revolutionen der politischen Körper, die im Grunde nur ihre Krankheiten sind, haben viel Aehnlichkeit mit den Krankheiten

eines Menschen, der in seinen Leiden unaufhörlich zwischen Furcht und Hoffnung schwebt. In dieser erschöpfenden Lage des Geistes befand ich mich. Erregten die Ereignisse und der Gang der Versammlung meistens meine Besorgnisse, so stiegen zuweilen wieder Hoffnungen in mir auf, wenn ich den Grafen von Montmorin, auf dessen Fähigkeiten ich Anfangs wenig gerechnet hatte, sich ermannen und für die Ausführung der gefaßten Entwürfe begeistern sah. Er verfuhr dabei mit vollständiger Freimüthigkeit, und Mirabeau, sonst immer schwer zu befriedigen, war durchgehends sehr zufrieden mit ihm. Fast täglich hatten sie lange Konferenzen, von denen ich annehmen mußte, daß sie zu etwas Gutem führen würden. Seinerseits gab mir Talon die Versicherung, durch seine geheimen Einwirkungen habe er in der Stimmung der Pariser Bevölkerung gute Resultate hervorgebracht. Man glaubt manchmal gerne was man wünscht; so glaubte auch ich wirklich zu bemerken, die Stadt sei weniger aufgeregt, und einige Journale seien weniger schlecht; kurz, ich ergab mich Hoffnungen, die ich mich bemühte auch der Königin durch Briefe oder Unterredungen einzuflößen; sie dauerten aber nicht lange, und bald gewannen die Besorgnisse wieder die Oberhand."

„Einer der wichtigsten Zwecke, die man sich vorgesetzt, war nicht erreicht worden. Ungeachtet aller Bemühungen war es Lafayette gelungen, das neue Ministerium mit seinen Kreaturen zu füllen. Duportail, einer seiner ergebensten Freunde, war Kriegsminister geworden. Selbst die Lameth hatten einen der Ihrigen in der Person des Duport du Tertre, als Großsiegelbewahrer, in das Kabinet zu bringen vermocht. Duport war ein mittelmäßiger Advokat, von äußerst schwachem Charakter, unfähig aus sich selbst zu handeln, und konnte im Kabinet nur sein, und war dort auch wirklich nur der Stimmträger der Par-

tei, die ihn zum Minister gemacht hatte. Indem man so die Hut und Vertheidigung der Monarchie Menschen anvertraute, die sie seit achtzehn Monaten Stück für Stück niederrissen, richtete man sie in der That zu Grunde."

„In den letzten Jahren war die Königin der Gegenstand der schwärzesten, von Bosheit und Neid unaufhörlich über sie ausgestreuten Verleumdungen gewesen. Ein Theil des Publikums ließ sich endlich bethören, und glaubte dummer Weise die Abscheulichkeiten, die man dieser unglücklichen Fürstin aufbürdete. Nach der Erneuerung des Ministeriums war Montmorin, der einzige aus dem vorigen Kabinet gebliebene Minister, auch der einzige, der zuweilen im Rathe die Königin zu vertheidigen wagte, und noch dazu nicht immer mit der nöthigen Energie. Eines Tages sprach er mit seinem Kollegen, dem Großsiegelbewahrer, von den Drohungen, womit man die Königin ohne Unterlaß verfolgte. Die Aufwiegler, die sie am 6. Oktober 1789 nicht hatten ermorden können, machten kein Geheimniß daraus, daß sie einen neuen Versuch machen wollten. Als Montmorin fragte, ob man eine solche Gewaltthat ungehindert verüben lassen würde, antwortete Duport du Tertre gelassen, zu einem Morde würde er nicht die Hände bieten, ein Anderes aber wäre es, wenn man der Königin den Prozeß machen wollte. „Wie," rief Montmorin, „Sie, Minister des Königs, würden in eine solche Infamie willigen!" — „Aber," erwiederte Jener, „wenn es kein anderes Mittel gibt?"" —

„Während der König von solchen Ministern umgeben war, setzten diejenigen, die sie ihm aufgenöthigt, um ihn jedes Schutzes zu berauben, ihre gefährlichen Umtriebe gegen die Königin fort. Man hat oft, und vielleicht nicht mit Unrecht, gesagt und wiederholt, die zu berüchtigte Geschichte des Halsbandes, worin sich die Regierung so ungeschickt benahm, sei das Vorspiel der Re-

volution gewesen. Was dazu beitragen könnte, dieses zu beweisen, waren die Bemühungen, diese abscheuliche Intrigue, die der Königin schon so sehr nachtheilig gewesen war, zu Anfange des Jahrs 1791 wieder in Gang zu bringen."

„Die Lamotte, die zur Zeit des Prozesses sich nach England geflüchtet hatte, kam in den letzten Tagen des Jahrs 1790 im Geheimen wieder nach Paris, und da ein infamirendes Urtheil auf ihr lastete, das nicht an ihr vollzogen worden war, so zweifelte man nicht daran, jene Partei, welche die Königin ohne Unterlaß verfolgte, weil sie dieser Fürstin die Charakterfestigkeit zutraute, die allein ihre scheußlichen Komplotte hätte vereiteln können, habe das schlechte Weib nach Frankreich zurückgelockt. Wenigstens unterlag dieses für Mirabeau keinem Zweifel. — Nachdem man alle Mittel aufgeboten haben würde, deren man sich gewöhnlich bediente, um den Hof und die Royalisten in Schrecken zu setzen, hätte diese Partei die Lamotte vor der Versammlung erscheinen lassen; dort hätte sie ihre Unschuld betheuert, man hätte sie als ein Opfer der Rache der Königin geschildert, diese als die wahre Schuldige bezeichnet, und auf Revision des Prozesses angetragen. So wäre dann die Königin vor die neu organisirten Gerichte geschleppt, und im Sinne des Großsiegelbewahrers verurtheilt worden."

„Mirabeau war es, der den Hof von diesem scheußlichen Komplott in Kenntniß setzte. In der Korrespondenz wird man, nebst mehreren Billetten, die sich darauf beziehen, die Note finden, die er hierüber dem Hofe zustellte. Diese im Finstern ausgeheckte Intrigue wurde indessen doch bald in Paris bekannt, und der allgemeine Gegenstand aller Gespräche. Lafayette konnte kein bloßer Zuschauer bleiben, und ruhig den Ausgang abwarten. Seine Pflicht, als oberstes Haupt der Polizei, war, die Lamotte verhaften zu lassen; er begnügte sich damit, auf Er-

mächtigung hiezu anzutragen. Man that, oder that nicht, die gehörigen Schritte, sich ihrer zu versichern; die Partei aber, die sie hatte kommen lassen, gewann Zeit genug, sie dahin wieder zurückzubringen, wo man sie gefunden hatte."

„Ich kenne keine Infamie in jener an Verruchtheiten so reichen Zeit, die Mirabeau so sehr empört hätte, wie diese niederträchtige Intrigue. Er fuhr auf vor Zorn und verdoppelte seine Energie. „„Ich will diese unglückliche Königin ihren Henkern entreißen, rief er, oder dabei zu Grunde gehen!"" — Wirklich ließ er von dem Augenblicke an alle Berechnungen, seine Popularität nicht zu verlieren, fahren, und bestieg kühn und offen die Bresche, um die Feinde der Monarchie anzugreifen. Dieß zeigte sich besonders in der Debatte über ein Gesetz gegen die Emigration. Seit einiger Zeit beobachtete die rechte Seite der Versammlung Mirabeau aufmerksamer. Man hatte über seine Verbindung mit dem Hofe einige Vermuthungen, aber keine Gewißheit. Sprach er, so unterbrach man ihn von dieser Seite nicht mehr; der Lärmen erhob sich vielmehr gegen ihn von der linken Seite, aus jenem Winkel, wo dreißig bis vierzig Personen zusammensaßen, die ungeachtet ihrer geringen Zahl meistens die Versammlung beherrschten, und ihr die Dekrete abnöthigten, die so viel zum Untergange des Thrones beigetragen haben. Diese Partei war es, die ein Gesetz gegen die Emigranten foderte. Der unheilvolle Antrag wurde dem Verfassungsausschusse zugewiesen, der durch Chapelier eine unausführbare Maßregel vorschlug, mit dem Bemerken, es sei dem Ausschusse unmöglich gewesen, hierüber einen Vorschlag zu entwerfen, der die Grundsätze der Verfassung nicht verletze. Mirabeau, von verschiedenen Seiten aufgefodert, sich auszusprechen, verlas einen Brief, den er in früheren Jahren an den König von Preußen bei dessen Thronbesteigung gerichtet hatte, und

worin er diesem rieth, seinen Unterthanen, als das sicherste Mittel, sie an ihr Vaterland zu fesseln, volle Freiheit zu gestatten, in seinen Staaten zu bleiben oder sie zu verlassen. Dieser Brief wurde vor Chapelier's Entwurfe gelesen. „Hier ist," sagte hierauf Mirabeau, „der Entwurf meines Dekrets:"

„„Die Nationalversammlung: nach Anhörung des Berichtes des Verfassungsausschusses; in Erwägung, daß ein Gesetz über die Emigranten unvereinbar ist mit den Grundsätzen der Verfassung, hat das Verlesen des Gesetzentwurfes über die Emigranten nicht anhören wollen."" — Dieser Vorschlag wurde verworfen und Chapelier las seinen Entwurf vor, der die odiösesten Bestimmungen enthielt[1]). Seitdem er mit Montmorin geheime Verbindungen angeknüpft, war Chapelier schon zu gesünderen Begriffen zurückgekehrt, und hatte ohne Zweifel diesen Vorschlag nur gemacht, damit er verworfen würde. Nachdem er verlesen worden, erhob sich Mirabeau und rief entrüstet: „„Die Erfahrung aller Zeiten hat bewiesen, daß selbst bei der despotischsten, der eigenmächtigsten Vollziehung in den Händen eines Busiris solche Gesetze nie ausgeführt wurden, weil sie unausführbar sind. ... Macht ihr ein Gesetz gegen die Emigranten, so schwöre ich, ihm nicht zu gehorchen[2])!""

---

[1]) In diesem Entwurfe schlug Chapelier vor, eine Kommission von drei Personen mit unumschränkten Vollmachten einzusetzen. Kein Franzose sollte ohne Erlaubniß dieses Triumvirats das Königreich verlassen dürfen, und alle Abwesenden sollten, unter Androhung der härtesten Strafen, genöthigt sein, bei der ersten Aufforderung zurückzukehren. (Note des Herausgebers.)

[2]) Wir führen hier auch noch das schöne und muthige monarchische Glaubensbekenntniß Mirabeau's in der Sitzung vom 25. Februar 1791 an:

„Unser Eid der Treue gegen den konstitutionellen König ist in

„Diese, mit der gebieterischen Kraft des Redners gemachte Erklärung erregte Murren auf der linken Seite. Rewbell und Merlin foderten mit großem Geschrei das Gesetz; ein Greis, Namens Goupil, der nicht minder heftig als sie war, klagte über das, was er Mirabeau's Diktatur nannte. Dieser spottete über Goupil; die Linke murrte wieder. Stille dort, ihr dreißig Stimmen! rief Mirabeau und sah die Unterbrecher verächtlich an. Sie schwiegen, und man schickte die Frage an die vereinigten Ausschüsse zurück: „„So begehre ich,““ rief Mirabeau, „„man dekretire, daß von jetzt an bis zum Ablaufe dieser Vertagung keine Zusammenrottungen statt finden dürfen.““

„Dennoch fanden sie statt, und sogar noch an demselben Tage, in der Vorstadt St. Antoine, wobei man einige Reparaturen am Schlosse zu Vincennes zum Vorwande nahm. Bei der Nachricht hiervon verbreitete sich Bestürzung in den Tuilerien, wo man eine Wiederholung der Auftritte vom 5. und 6. Oktober fürchtete. Edelmänner liefen herbei zur Vertheidigung des Königs, der ihnen dankte und ihr Anerbieten ablehnte. Er bat sie sogar, ihre Waffen abzugeben, die man in Schränken bei Seite legte. Lafayette, der aus der Vorstadt zurückkam, wo er den Aufstand unterdrückt hatte, betrug sich nun auf eine Weise, die ihm blutige Vorwürfe von Seiten der Royalisten zugezogen

---

der Verfassung; ich sage, es ist eine schwere Beleidigung, unsere Achtung vor diesem Eide zu bezweifeln. Das ist meine unzweideutige Erklärung, für die ich mit der ganzen Welt in Energie wetteifern werde, fest entschlossen, jede Art von Faktion, welche die Grundsätze der Monarchie angreifen will, unter welchem System, in welchem Theile des Königreichs sie sich auch zeigen mag, zu bekämpfen .... Das ist meine Erklärung, die alle Orte, alle Zeiten, alle Systeme, alle Personen, alle Sekten in sich schließt. ....“

(Note des Herausgebers.)

hat. Er ließ die Schränke öffnen, und die Waffen unter die Nationalgarde vertheilen. Dieser Vorfall, dessen Mirabeau in einer seiner Noten erwähnt, ohne sich jedoch deutlich genug darüber auszusprechen, ist einer der gefährlichsten Streiche, die Lafayette gegen die monarchische Partei geführt hat, denn er suchte hier Männer, die herbeigeeilt waren, das Leben ihres Königs gegen Mörder zu vertheidigen, zu entehren und dem Hohn und der Verfolgung des Pöbels Preis zu geben. Ich weiß nicht, ob er es war, der die Benennung „Dolchritter" erfand, womit man von jenem Tage an die Edelleute, die nach den Tuilerien geeilt waren, und überhaupt alle Adeligen, bezeichnete. Die Jakobiner in ihren Klubs und an öffentlichen Orten bedienten sich fortan keines andern Wortes mehr. So entwickelten sich denn auch Lafayette's republikanische Grundsätze mehr und mehr in der Nationalgarde, während das Volk, nach Belieben von der Lamethschen Partei aufgewiegelt, jeden Augenblick zu den entsetzlichsten Thaten schreiten konnte."

„Ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, muß ich einen Augenblick zurückkehren, um von der Stimmung des Königs und der Königin in Beziehung auf Mirabeau's großen Plan zu sprechen."

„Durch seinen Bund mit Herrn von Montmorin wieder ermuntert, hatte Mirabeau diesen Plan, den man, vom 23. Dezember 1790 datirt, unter dem Titel: „Ueber die Lage Frankreichs, und die Mittel, die öffentliche Freiheit mit der königlichen Gewalt zu vereinigen" finden wird, vollständig ausgearbeitet. Am Schlusse überließ er sich in sehr hinreißender Sprache seinen düstern Ahnungen von der Zukunft, die Frankreich, und besonders die königliche Familie bedrohte."

„Als ich diese Schrift der Königin übergab, las ich ihr selbst

die letzten Seiten vor, die natürlich einen tiefen Eindruck auf sie machten. Der König dagegen war nicht so leicht zu erschüttern, und später erfuhr ich, er habe Mirabeau's Schilderung der Gefahren des Throns sehr übertrieben gefunden. Er wußte seine Lage nicht genug einzusehen, und obschon er fleißig alles las, was sich auf die Geschichte Karls I. von England bezog, so war seine Resignation, vielleicht auch seine Apathie, doch so groß, daß selbst diese Lektüre ihn zu keinem kräftigen Entschlusse antrieb [1])."

[1]) Um diese Zeit war es, wo Mirabeau zu E. Dumont, der von ihm Abschied nahm, im Vorgefühle seines nahen Todes sagte: „Ich werde mich zu Tode arbeiten, lieber Freund, wir werden uns vielleicht nicht wiedersehen. Wenn ich nicht mehr sein werde, wird man meinen Werth erkennen. Das Unglück, das ich habe verhüten wollen, wird von allen Seiten über Frankreich hereinbrechen; jene verbrecherische Faktion, die vor mir zittert, wird ungezügelt herrschen. Ich sehe nur Unheil voraus. Ach! Freund, wie hatten wir Recht, als wir gleich im Anfange die Gemeinden abhalten wollten, sich zur Nationalversammlung aufzuwerfen! Das ist der Ursprung aller Uebel; seitdem sie diesen Sieg davon getragen, haben sie nicht aufgehört, sich dessen unwürdig zu zeigen. ... Sie haben den König regieren wollen, anstatt von ihm regiert zu werden; aber bald werden weder sie noch er regieren; eine verächtliche Faktion wird sie alle beherrschen und Frankreich mit Greueln bedecken." (Souvenirs sur Mirabeau par E. Dumont, Chap. XIII.)

Diese Worte haben auch darum ein hohes Interesse, weil sie beweisen, daß Mirabeau, zu Anfange wie am Schlusse seiner parlamentarischen Laufbahn, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer starken königlichen Gewalt in sich trug. Wenn er glaubte, eine solche königliche Gewalt auf das Prinzip der Revolution gründen zu können, so irrte er hierin mit seiner von falschen Theorieen irre geleiteten Zeit. Auch liegen zwischen Anfang und Schluß seiner Laufbahn Absprünge und Widersprüche, die sich zum Theil aus einer leiden-

„Durch unsere unaufhörlichen, dringenden Vorstellungen gelang es uns doch endlich, den König zur Annahme von Mirabeau's Plane, im Ganzen wie im Einzelnen, zu bringen, und ihn zu dem Entschlusse zu vermögen, sich mit seiner Familie aus Paris zu entfernen. Der König erklärte aber zugleich, er sehe hierin nur ein Mittel, freier zu sein, um die Sprache der Vernunft und väterlichen Wohlwollens an die Nation richten zu können; in keinem Falle werde ihn jemals irgend eine Rücksicht, wie wichtig sie auch sein möchte, bewegen, Frankreich zu verlassen."

„Nachdem dieser Entschluß gefaßt war, handelte es sich davon, wohin der König sich wenden sollte. Von Fontainebleau, oder von irgend einer andern offenen Stadt, wo man sich im Nothfalle nicht hätte vertheidigen können, konnte nicht mehr die Rede sein. Der revolutionäre Geist hatte schon zu große Fortschritte gemacht, als daß man auf solche Weise das Heil der königlichen Familie einem unvorgesehenen Handstreiche hätte aussetzen dürfen. Der König mußte sich also in eine Festung, und zwar in eine solche, wo man schnell genug einige Truppen gegen einen Ueberfall zusammenziehen konnte, zurückziehen. Hier blieb also nur zwischen den Städten der nördlichen oder östlichen Grenze zu wählen, weil an diesen beiden Grenzen die Festungen und die Truppen lagen."

„Anfangs war die Rede von einer Festung im Norddepartement; Graf Rochambeau aber kommandirte dort, und der

---

schaftlichen Heftigkeit, die seine bessere Ueberzeugung übermannte, erklären lassen. In diesem Sinne sagt auch Dumont: „Sein Betragen war oft mit seinen Reden im Widerspruche, nicht aus Falschheit, sondern aus Inkonsequenz; er hatte eine reine Vernunft, die seine Seele erhob, und heftige Leidenschaften, die ihn über alles Maß hinausrissen."

St.

König, der eben so richtig sah als er schwach handelte, traute diesem General nicht. Rochambeau hatte den amerikanischen Krieg mitgemacht, und der König sagte, er sei mit republikanischen Ideen von dort zurückgekommen, habe überdieß wenig Fähigkeiten und sei Lafayette, der mit ihm mache was er wolle, blind ergeben. Er erklärte mithin, Rochambeau sei ihm nicht recht, und warf die Augen auf den in Lothringen kommandirenden Marquis von Bouillé, der zu Metz wohnte, und mit dem er auch schon früher Verbindungen angeknüpft hatte."

„Bouillé stand in sehr ehrenvollem Rufe; er war ein guter Kriegsmann, tapfer, und unfähig den König in den Gefahren, die ihn bedrängten, zu verlassen. In seinen Ansichten über die Regierung des Landes war er nicht so starr, als man es hat behaupten wollen. Reformen in der Verwaltung hatten ihm immer nothwendig geschienen, und in Beziehung auf das politische System näherten sich seine Ideen der englischen Verfassung. Dem Könige war dieses nicht unbekannt, was ihn indessen nicht verhinderte, Bouillé als denjenigen Offizier zu bezeichnen, der sein Vertrauen am meisten verdiene: ein Beweis mehr, daß Ludwig XVI. sich dem konstitutionellen System aufrichtig zugewandt hatte."

„Man mußte sich aber vorher der Absichten Bouillé's versichern. Der König schlug mir vor, dieserhalb nach Metz zu gehen, was ich annahm. Er gab mir für Bouillé ein kleines, mit seinem Privatpetschaft versiegeltes Handschreiben mit, worin er mit wenigen Worten sagte, ich besitze sein ganzes Vertrauen, und der General könne sich auf Alles, was ich ihm von seiner Seite sagen würde, verlassen[1])."

---

[1]) Wir geben im Anhange einen Auszug aus den „Memoiren des Marquis von Bouillé," der sich auf die Sendung des Grafen von der Mark bezieht. (Man sehe Note 23.)

„Um keinen Verdacht über den Zweck meiner Reise zu erregen, ergriff ich den Vorwand, meine Schwester, die Fürstin Starhemberg, die mich in Paris besucht hatte, und nach Wien, ihrem Wohnorte, zurückkehrte, bis Straßburg zu begleiten.“

„In den ersten Tagen Februars 1791 kam ich in Metz an, wo wir nur drei bis vier Stunden blieben. Ich ging sogleich zu Bouillé, und da ich mich in meinen Eröffnungen nicht übereilen wollte, so übergab ich ihm zuerst einen offenen, von Herrn von Montmorin aufgesetzten Brief des Königs, dessen Urschrift sich unter meinen Papieren befindet. Hier ist dieser Brief; das Handbillet des Königs ist in Bouillé's Händen geblieben.“

„„Ich benutze mit Vergnügen die Gelegenheit der Reise des Grafen von der Mark nach Metz, um Ihnen, mein Herr, die Versicherung meiner ganzen Zufriedenheit mit den Diensten, die Sie mir in den schwierigen Umständen, worin Sie sich befunden, geleistet haben, zu erneuern. Ich kann Sie nur ersuchen, sich ferner wie bisher zu betragen, und Sie können für immer auf meine ganze Dankbarkeit und Hochschätzung rechnen.

Unterz. Ludwig.““

„Nachdem Bouillé diesen Brief, der ihm über den Zweck meiner Sendung keinen Aufschluß gab, gelesen hatte, hielt er, wie ich bemerkte, mit der Sprache zurück. Meine bekannten Verbindungen mit Mirabeau flößten ihm ohne Zweifel ein gewisses Mißtrauen ein; überdies hatte Lafayette ihn von meiner Ankunft benachrichtigt, und ihm gerathen, auf seiner Hut zu sein. Er hatte ihm auch angezeigt, er werde ihm den Herzog von Biron schicken, gegen den er sich über die Begebenheiten des Tages ganz im Vertrauen aussprechen könne. Bouillé beantwortete daher meine ersten Eröffnungen mit einiger Verlegenheit.“

„Ich weiß nicht, was man von mir will, sagte er; es ist

offenbar, daß man dem allgemeinen Willen einer Nation nicht widerstehen kann. Meine Pflicht ist, ihr zu dienen; das ist Alles, was ich thun kann und muß. Der Graf von Artois hat mich auch ausfragen lassen; ich habe dasselbe geantwortet und folge darin dem Willen des Königs. Man sagt, er sei nicht frei; meine Sache ist es nicht, das zu untersuchen; wäre er es noch weniger, so würde ich doch eben so handeln.''"

„In demjenigen, was ich Ihnen mitzutheilen habe," versetzte ich, „ist von keiner Contrerevolution die Rede, sondern davon, dem Könige seine Freiheit wiederzuverschaffen und ihn in den Stand zu setzen, zu regieren und das Wohl des Landes durch Wiederherstellung der Ordnung und einer weisen Freiheit zu begründen, was die Nationalversammlung in ihrer gegenwärtigen Stellung, wo sie von Faktionen, die ihre Berathungen unfrei machen, umringt und beherrscht wird, weder thun will, noch thun kann. Es ist unmöglich, daß Sie, selbst als einfacher Bürger, mit der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht unzufrieden sein sollten, und ich komme zu Ihnen, um mit Ihnen auf gewisse Sachen näher einzugehen, über die sich nicht schreiben läßt."

„Hierauf übergab ich ihm des Königs vertrauliches Schreiben und setzte ihn von allen Verbindungen des Hofes und des Herrn von Montmorin mit Mirabeau, von dem Zwecke dieser Verbindungen und des Letztern Absicht, den König zu seiner eigenen und der Monarchie Rettung aus Paris zu entfernen, vollständig in Kenntniß."

„Sogleich änderte Bouillé die Sprache und erklärte mir, er glaube, Mirabeau könne dem Könige die größten Dienste leisten, wenn er dahin strebe, die öffentliche Meinung in der Hauptstadt und den Provinzen umzustimmen. Ueber die Verhandlungen der Nationalversammlung, welche die bürgerliche

und Militärverwaltung vollständig desorganisirt hatten, ohne etwas Gutes an die Stelle zu setzen, äußerte er sich höchst mißfällig und zeigte sich über Lafayette's Betragen sehr entrüstet. Er gestand mir endlich, seine persönliche Stellung mache ihn so muthlos und er sei ihrer so überdrüssig, daß er damit umgehe, sein Kommando, worin man ihm kaum noch gehorche, niederzulegen, Frankreich zu verlassen und in preußische oder schwedische Dienste zu treten. Von den Truppen unter seinem Befehle sagte er, sie seien ganz vom Geiste der Revolution angesteckt und kaum könne er noch auf die Treue einiger Kavallerieregimenter rechnen[1]); überhaupt sei die Armee in einer solchen Stimmung, daß sie dem ersten besten, der sie bezahlen wolle, wäre es auch der Graf von Artois, zugehören werde; sie würde sich, so zu sagen, dem Meistbietenden überliefern, wenigstens führten die meisten Soldaten öffentlich eine solche Sprache."

„Die Verwaltungskollegien der Departemente seines Kommandos hielt er für ziemlich gut besetzt und für sehr unzufrieden mit dem Gange der Dinge, und war der Meinung, man würde, wenn es gelänge, sie zu einträchtigem Zusammenwirken zu vereinigen und so ihre Kräfte und Entschlossenheit zu vermehren, sie dahin bringen können, sich gegen die Versammlung auszusprechen."

„Schließlich erklärte er mir, ungeachtet seines Ueberdrusses

---

[1]) Die Ereignisse haben die Zweifel des Herrn von Bouille gerechtfertigt. Zur Zeit der Flucht des Königs nach Varennes hatte man ohne Zweifel unter den Kavallerieregimentern die besten Schwadronen zur Deckung des Königs bis Montmedy ausgewählt. Und dennoch, als die Offiziere sie unter dem Rufe: Es lebe der König! vorwärts führen wollten, antworteten sie: Es lebe die Nation! und gingen zu den Patrioten über.

(Anmerkung des Grafen von der Mark.)

würde er sich wohl noch gedulden, wenn seine Dienste dem Throne nützlich sein könnten, und bat mich, den König zu versichern, er bleibe ihm ganz ergeben und sei jederzeit bereit, seinen Befehlen Folge zu leisten."

„Ich verließ ihn mit der Bitte, Alles, was wir besprochen, wohl zu erwägen, damit er mir, nach meiner Rückkehr von Straßburg, mittheilen könne, was er glaube, daß man zur Rettung des Königs beschließen müsse."

„In Straßburg verweilte ich zwei Tage, um den dort herrschenden Geist zu beobachten. Ein fast allgemeiner Wahnsinn hatte sich der Köpfe bemeistert; unter den Truppen hatte man berathende Ausschüsse gebildet; die Offiziere geboten ihnen weniger Achtung als die Munizipalbeamten und auch diesen folgten sie nicht gern. Kurz, es war eine vollständige Anarchie."

„Als ich den Marquis von Bouillé nach meiner Rückkehr von Straßburg in Metz wiedersah, sagte er mir, meine Reise habe in Paris Aufsehen erregt; man vermuthe dort, mein Besuch bei ihm habe den Zweck, ihn für die Partei der Königin, die des Grafen Mirabeau schon sicher wäre, zu gewinnen. Dann theilte er mir mit, meine Abreise von Paris habe Lafayette veranlaßt, ihm einen Brief von vier Seiten zu schreiben, worin er zu beweisen suche, die Arbeiten der Versammlung seien ihrem Ende nahe, die Anarchie werde nun bald aufhören und Alles wieder ruhig werden. — „Ich habe ihm," fügte Bouillé hinzu, „geantwortet, er habe mir dieses so oft und immer ohne Erfolg versprochen, daß ich nicht mehr daran glaube; zu einer gewissen Zeit habe es allerdings nur von ihm abgehangen, die Ordnung wiederherzustellen; damals aber habe er es nicht gethan; jetzt sei es ihm nicht mehr möglich.""

„Aus Allem, was mir Bouillé über Lafayette sagte, sah ich wohl ein, daß er weit entfernt war, sein Anhänger zu sein,

wie man es aus einer Stelle eines Briefes an Lafayette hatte schließen wollen, worin er seine Frau und Kinder seinem Schutze anempfahl, ein Phrase, die, wie Bouillé mir versicherte, nur ironisch gemeint gewesen war."

„Was Bouillé während meiner Abwesenheit bei sich überlegt hatte, stimmte sehr gut zu den in Paris entworfenen Plänen und griff, so zu sagen, den Erläuterungen vor, die ich ihm zu geben hatte. Mirabeau war der Mann, auf den er am meisten rechnete; er wollte es dem Könige schreiben. Er fragte mich, wie der König zu seinen Ministern stände; ich gab ihm hierüber ausführlich Bescheid. Ueber Duportail, den Kriegsminister, den er den Jakobinern noch mehr als dem Herrn von Lafayette ergeben glaubte, ließ er sich sehr heftig aus. Dann nannte er mir die Generale, Offiziere und Regimenter, die man brauchen müsse, wenn der König sich entschlösse, Paris zu verlassen und sich mit einem Theile der Armee zu umgeben, und schloß mit erneuerten Betheurungen seiner Anhänglichkeit an den König, fügte indessen hinzu, man müsse eilen, die Truppen seines Kommandos zu gebrauchen, denn bald werde er jeden Einfluß auf seine Leute verloren haben, weil der Kriegsminister ihm fortwährend hinter seinem Rücken Streiche spiele."

„Ich kehrte nach Paris zurück und stattete gleich nach meiner Ankunft dem Könige und der Königin einen umständlichen Bericht über meine Konferenzen mit Bouillé und meine Beobachtungen während der Reise ab. Mirabeau, dem ich ebenfalls Alles mittheilte, faßte wieder Muth und entwarf in seinem Kopfe schon die Proklamationen, die der König an die Nation richten sollte, sobald er sich in Freiheit befände. Brachten diese nicht die gewünschte Wirkung hervor, so mußte man, nach seiner Meinung, zu dem äußersten Mittel, ohne welches er dann kein Heil sah, zum Bürgerkriege schreiten. Er fühlte sich durch

Bouillé's Meinung von seinen Fähigkeiten geschmeichelt und bereitete sich vor, mit ihm gemeinschaftlich zu handeln."

„Seit dem Oktober 1789 hatte uns, wie man aus der Korrespondenz sehen wird, das Projekt, den König und die Königin von Paris zu entfernen, unausgesetzt beschäftigt. Je mehr die Revolution vorwärts schritt, um so größer wurde die Gefahr; man mußte abreisen oder unterliegen. Mirabeau hätte lieber gesehen, Ludwig XVI. zöge öffentlich und als König ab. So dachte auch Herr von Bouillé. Ein einfacher Ausflug nach Compiegne, den man, wenn es nöthig gewesen wäre, in eine weitere Fahrt umgewandelt hätte, schien uns Allen das Beste. War einmal der König aus Paris, so wären unbezweifelbar Bittschriften aus allen Theilen Frankreichs um Wiederherstellung der Ordnung eingegangen. Die Departementsbehörden, in denen die royalistische Gesinnung das Uebergewicht hatte, hätten sich zusammen gethan; die Versammlung selbst wäre genöthigt gewesen, in der Verfassung die begehrten Aenderungen zu machen, oder der König hätte eine andere gesetzgebende Versammlund berufen, deren Wahl man sich bemüht haben würde, dem verderblichen Einflusse der Klubs zu entziehen. Alle diese Wechselfälle hatte Mirabeau mit größter Genauigkeit berechnet, und konnte der König gerettet werden, so war es nur auf diese Weise. Der unglückliche Fürst aber wollte nicht; er verfiel wieder in ein Zaudern und eine Unthätigkeit, die sein Verderben wurden."

„Während wir unsere letzten Kräfte zur Wiederherstellung der königlichen Gewalt anstrengten, setzte die Nationalversammlung oder vielmehr die sie beherrschende strafwürdige Partei alle geheimen Triebfedern in Bewegung, um Frankreich in das republikanische System zu stürzen. Die Rädelsführer enthüllten gewissermaßen ihren Plan in der Sitzung vom 22. März 1791. Man berieth ein Gesetz über die Regentschaft. Ich war nicht

zugegen. Mirabeau gerieth durch die Berathungen in solche Bestürzung, daß er mir aus der Versammlung selbst folgendes Billet schrieb:

„„Wir sind in einer großen Gefahr. Seien Sie versichert, man will uns zu einem Wahlsystem, das heißt zur Vernichtung der Erblichkeit, das heißt zur Vernichtung der Monarchie führen. Abbé Sieyes [1]) hat nie der Versammlung so den Hof ge-

---

[1]) Ich muß hier eine Bemerkung machen zum Beweise, daß Männer von großem Talente und bei denen man folglich feste Grundsätze voraussetzt, eben so wankelmüthig sind, wie die guten Leute, die sich von ihnen bethören lassen. Läßt sich dieses auf Viele anwenden, die in der Geschichte einen großen Namen haben, so ist dieses besonders beim Abbe Sieyes der Fall, der auf die Nation, die man für die geistreichste in Europa hält, so großen Einfluß ausgeübt hat. Man sieht, wie Mirabeau, der in der ersten Zeit der Versammlung sich in Sieyes geirrt hatte und von ihm sagte, sein Schweigen sei ein öffentliches Unglück, ihn hier als einen Aufwiegler bezeichnet, der an die Stelle der Monarchie eine Republik setzen wollte, von der er wohl wußte, daß sie in einem Lande wie Frankreich unausführbar war. Sieyes selbst sagt dieses in seiner Antwort an den Engländer Thomas Paine, der ihn im Moniteur auffoderte, seine Ansicht über die republikanische Regierung auszusprechen. Der Abbe erwiederte: „Er ziehe die Monarchie vor, nicht aus Liebe zu alten Gewohnheiten, noch aus irgend einer abergläubischen Anhänglichkeit an das Königthum, sondern blos darum, weil es ihm erwiesen sei, daß eine Monarchie mehr Freiheit gewähre als eine Republik." Dann fügte er hinzu: „Ich werde vielleicht bald Muße haben, diese Frage zu entwickeln, und hoffe dann zu beweisen, daß die Monarchie unter gegebenen Umständen den Vorzug verdient und man, unter allen Umständen, in ihr freier ist, als in der Republik."

Zwei Jahre nach dieser Erklärung bewies Abbe Sieyes seine Liebe zur Monarchie dadurch, daß er den König auf das Schaffot schickte, die Royalisten im Jahre 1795 mitrailliren, im Jahre 1797 deportiren ließ und nach seiner Rückkehr aus Preußen, dem 10. Au-

macht und um Stimmen gebuhlt, und sein Anhang ist sehr zahlreich. In bin wirklich nie so wahrhaft in Schrecken gerathen wie heute. Ich werde mich wohl hüten, morgen meine Theorie vorzuschlagen; ich werde alle meine Kräfte aufbieten, eine Vertagung dadurch zu erlangen, daß ich das Dekret angreife, beweise, daß es ungenügend, unvollständig ist, über große Fragen voreilig aburtheilt u. s. w. Gewiß, meine Theorie würde heute nicht durchgehen, die Vertagung aber wird durchgehen. Lassen Sie Pellenc gleich holen; er studiere das Dekret in allen seinen Theilen, er ergründe seine Gefahren für die öffentliche Freiheit, er prüfe es von allen Seiten, nehme nur Noten, entwickele sie aber hinlänglich, damit ich mit Leichtigkeit darnach reden könne. Er kennt im Grunde jetzt meine Doktrin; ich will sie aber einstweilen nur andeuten, sie nicht auf's Spiel setzen. Gewinnen wir Zeit, so ist Alles gerettet. Ich glaube, Viele wünschen, bei einer provisorischen Maßregel stehen zu bleiben. Gewinne ich nur zwei Tage, so nehme ich Pellenc mit mir auf's Land und wir arbeiten aus allen Kräften. Seien Sie sicher, lieber Graf, ich übertreibe die Gefahr nicht,

---

gust 1792 eine pomphafte Lobrede hielt. Wahr ist's, unter Buonaparte kehrte er zu royalistischen Gesinnungen zurück. Alle diese Schwankungen erklären sich leider aus einer der schlechtesten Eigenschaften des menschlichen Herzens, aus der Feigheit. War es nicht diese, die Sieyes beherrscht hatte, ihn, der auf die Frage, was er während der Schreckenszeit gethan, antwortete: „ich habe gelebt?“ — Zu den Anomalien jener Zeit gehört auch der Umstand, daß die preußische Regierung, dieselbe, die den Feldzug von 1792, unter dem Vorwande Ludwig XVI. zu retten, mitgemacht hatte, sich einen Sieyes zum Gesandten gefallen ließ, und der Mörder eines Königs an dem Hofe eines absoluten Königs sogar mit größerer Auszeichnung als die Gesandten anderer Staaten aufgenommen wurde.

(Note des Grafen von der Mark.)

sie ist unermeßlich. O leichtsinnige und dreimal leichtsinnige Nation! — Unsere Armee hält in dieser Frage zu zwei Dritttheilen mit Sieyes.''''

„Ich antwortete Mirabeau gleich durch ein Billet, worin ich ihn durch die Bemerkung zu beruhigen suchte, obschon die Berathung höchst wichtig sei, so glaube ich doch, wenn sie auch den von ihm gefürchteten Ausgang nehme, derselbe werde der Versammlung mehr als dem Könige zum Verderben gereichen. — Die Frage wurde später entschieden. Am 23. März fing Mirabeau sie mit seiner gewohnten Ueberlegenheit zu behandeln an und man entschied, im Sinne seines Systems, die Regentschaft solle von Rechtswegen dem nächsten Verwandten des Königs gehören.''

„Dieser Erfolg flößte ihm Muth ein; nie vielleicht entwickelte er eine so große Thätigkeit. Bald sah man ihn im Klub der Jakobiner, ihr Ungestüm zu mäßigen oder ihre Häupter zu bekämpfen; bald in der Versammlung, die er noch mit den letzten Tönen seiner energischen Beredtsamkeit beherrschte. Es war sein Schwanengesang, in Kurzem sollten wir ihn nicht mehr hören! Einige Tage vor der Krankheit, deren Angriffe er schon lebhaft fühlte, brachte er ein Dekret über die Bergwerke in Vorschlag. Diese Arbeit hatte Pellenc vorbereitet, den ich schon lange veranlaßt hatte, sich damit zu beschäftigen. Als Eigenthümer bedeutender Bergwerke in Frankreich hatte ich ein großes Interesse bei dieser Frage. Aus Freundschaft für mich übernahm Mirabeau, den schon so viele Arbeiten bedrängten, die Aufgabe, auch diese in der Versammlung vorzutragen und zu vertheidigen. Bis dahin hatte er nicht die geringste Kenntniß von Gesetzen über den Bergbau gehabt, der Gegenstand war ihm zu trocken. Vermittelst der Noten Pellenc's beantwortete er nichts desto weniger alle Einwürfe und gab mit bewundernswürdiger Bestimmtheit

alle Aufschlüsse, die man begehrte. Dieser Vortrag, wovon man sich damals viel unterhielt, ist gewiß einer der glänzendsten Beweise von Mirabeau's großer Gewandtheit und durchdringendem Scharfsinne [1]). Er hatte auch einen großen Vortrag über den Entwurf eines Gesetzes, die Erbschaften betreffend, vorbereitet, der nach seinem Tode durch den Bischof von Autun in der Versammlung verlesen wurde. Leider war dieses seine letzte Arbeit. Er erkrankte am 27. März 1791."

„Obschon Mirabeau von Natur ein sehr kräftiges Temperament hatte, so habe ich ihn doch, während der ganzen Dauer unserer Bekanntschaft, nie recht gesund gesehen. Die Verfolgungen, die er erlitten, seine langen Einkerkerungen und besonders

---

[1]) Folgendes sagt Herr von Lafayette darüber:

„In der Sitzung vom 27. März 1791 hatte Mirabeau's Rede über die Bergwerke nur das Bemerkenswerthe, daß sie zum Tode dieses gewaltigen Redners beitrug. Herr von der Mark, sein intimer Freund, war bei dieser Frage sehr interessirt. Mirabeau war krank und that sich Gewalt an, zu reden. Wahrscheinlich starb er als Opfer der Freundschaft. Andere Personen sagen, er sei vergiftet gewesen. Einfacher wäre es anzunehmen, daß ein Mann, der seinen Leidenschaften nie etwas versagte, eines natürlichen Todes gestorben ist. Die Gefälligkeit gegen Herrn von der Mark ist nichts desto weniger sehr wahr." (Mémoires du général Lafayette, Band IV, Seite 47.) (Anmerkung des Herausgebers.)

Fast scheint es, Lafayette habe hier einen Vorwurf gegen den Grafen von der Mark äußern und dessen Freundschaft des Eigennutzes beschuldigen wollen. Wir müssen daher hinzufügen, daß Mirabeau, für den es nichts Neues war, sich durch körperliche Leiden von dem Auftreten in der Versammlung nicht abhalten zu lassen, es sich durchaus nicht hatte nehmen lassen wollen, seinem Freunde, gegen den er sich so gerne dankbar erwies, diesen Dienst zu leisten. Die Bergwerke, worin Graf von der Mark ein bedeutendes Interesse hatte, waren die Steinkohlenwerke von Anzin. St.

die Ungerechtigkeiten seines Vaters hatten sein Gemüth verbittert und die Seele hatte auf den Körper zurückgewirkt. Zu Anfang der Nationalversammlung litt er an der Gelbsucht und war nie recht davon geheilt worden. Bald darauf plagte ihn ein Augenübel, das ihn fast nie verließ und immer mehr zunahm. Sein linkes Auge entzündete sich so sehr, daß man fürchtete, er werde es verlieren. Andere Theile seines Körpers waren auch mit Schmerzen behaftet; er hatte öftere Nierenkoliken; kurz, ein Gebrechen folgte dem andern. Alles dieses führte ihn oft auf sich selbst zurück und ließ ihn sein nahes Ende vorherfühlen. Oft sprach er mit mir von diesen Ahnungen und äußerte dann um so lebhafter sein Bedauern über seine Jugendfehler und die Nachtheile, die sie jetzt ihm selbst und seinem Vaterlande verursachten; denn er hatte das Gefühl seiner Kraft und seiner politischen Wichtigkeit, und Niemand, denke ich, wird ihn deshalb des Dünkels zeihen."

„Während nun derjenige, der es unternommen hatte, sein Land und seinen König zu retten, seiner letzten Stunde nahte, erneuerten sich im Volke Bewegungen, die Vorboten der Zerstörung der Monarchie waren. Am 27. März vernahm man, ein schrecklicher Aufstand sei in San-Domingo ausgebrochen. Ein französisches Regiment, das man nach der Insel geschickt, um die Ordnung wiederherzustellen, hatte seinen Obersten ermordet. Bald folgten hierauf andere Unruhen und endlich der allgemeine Mord der Weißen durch die Neger. Alles dieses war offenbar das Resultat der falschen Maßregeln der Versammlung über die Kolonien."

„Am 28. März verfolgte der Pariser Pöbel, von den gewöhnlichen Anstiftern aufgehetzt, nicht etwa die einseitigen Anhänger der alten Ordnung, sondern die konstitutionellen Royalisten, unter denen man die Deputirten Clermont-Tonnerre und Malouet, den

Schriftsteller Fontanes und Andere bemerkte. Sie hatten einen Verein gebildet, worin sie sich über die Mittel, ihren Grundsätzen den Sieg zu verschaffen, beriethen; das Volk belagerte das Haus, wo sie sich versammelten, und hätte sie beinahe erschlagen. Von da an gelangten die Jakobiner zu einer Herrschaft, welcher Mirabeau allein die Wage hätte halten können, und mit Recht hat er die ihm in seinen letzten Augenblicken zugeschriebenen Worte sagen dürfen: „Ich nehme die Trauer der Monarchie mit mir in's Grab; nach meinem Tode werden die Aufwiegler sich um ihre Fetzen streiten.""

„Cabanis, der berühmte Arzt [1]), der Mirabeau in seiner letzten Krankheit behandelte und den dieser sehr liebte, ohne ihn indessen jemals zum Vertrauten seiner politischen Plane zu machen, sagt in seiner Schrift über diese Krankheit, Mirabeau habe wohl vor seinem Tode etwas dieser Art über die öffentlichen Angelegenheiten sagen können, es liege aber viel Uebertreibung in dieser Phrase. Ich war nicht bei dem Kranken, als er diese Worte gesagt haben soll, sie stimmen aber so mit seinen Meinungen und den Ansichten, die ich ihn oft aussprechen gehört, überein, daß ich ihre Richtigkeit nicht im Geringsten bezweifle. Da diese Worte Cabanis, der sich bald nach Mirabeau's Tode ganz in die republikanische Partei warf, nicht gefallen konnten, so wundere ich mich nicht, daß er ihre Richtigkeit bestritten hat."

---

[1]) Peter Johann Georg Cabanis, geboren im Jahre 1757 zu Cosnac, in der Grafschaft Saintonge, machte sich zuerst durch einige Gedichte und seine Verbindungen mit Condillac, Thomas, Boucher, Turgot, Franklin, Jefferson, Condorcet u. s. w. bekannt. Er wurde im Jahre 1796 Professor der Klinik. Im Jahre 1797 war er Mitglied des Raths der 500, im Jahre 1798 des Instituts und im Jahre 1800 des erhaltenden Senats. Er starb am 5. Mai 1808.

„Ich hebe noch eine andere Stelle aus Cabanis' Schrift aus, weil sie einen Irrthum enthält, den die Geschichte dereinst als Wahrheit aufnehmen könnte. Cabanis, der um jene Zeit im Aeußeren noch einigen monarchischen Schein beibehielt, gibt vor, Mirabeau habe eine nur auf repräsentative Demokratie gegründete Monarchie gewollt und damals sei das der Wunsch aller Freunde der Freiheit gewesen. Dann fügt er in einer Note hinzu: „Dieses war in der That damals und blieb auch die öffentliche Meinung bis zur Flucht des Königs, gegen das Ende des folgenden Monats Juni. Nachher aber schmeichelten alle etwas schärfer sehende Freunde der Freiheit sich nicht mehr, die Freiheit anderwärts als in der Republik finden zu können. Vor seinem (Mirabeau's) Tode war schon die Rede von dieser Flucht gewesen. Ich habe, sagte er zu uns, die Monarchie bis zum Ende vertheidigt; ich vertheidige sie sogar noch, obgleich ich sie für verloren halte, weil es vom Könige abhinge, sie zu retten, und ich sie noch nützlich glaube. Reist aber der König ab, so besteige ich die Tribune und trage darauf an, den Thron für erledigt zu erklären und die Republik zu proklamiren.""

„Das ist allerdings eine bestimmte Sprache. Gegen Cabanis selbst soll Mirabeau das gesagt haben und ich besitze von Mirabeau's eigener Hand eine Menge Projekte und Noten, in denen er unaufhörlich darauf besteht, der König müsse Paris verlassen."

„An einer andern Stelle sagt Cabanis: „Am 2. April Morgens, gleich bei Anbruch des Tages, ließ Mirabeau die Fenster öffnen und sagte: „Freund, heute werde ich sterben; ist es dahin gekommen, so bleibt nichts übrig, als sich zu salben, mit Blumen zu bekränzen und mit Musik zu umgeben, um angenehm in jenen Schlummer überzugehen, aus dem man nicht wieder erwacht." — Dann rief er seinen Kammerdiener: „Frisch, man rasire und wasche mich und ziehe mich vollständig an!"""

„Hat Mirabeau dieses nicht in einem Anfalle von Delirium gesagt, so bin ich sehr geneigt zu glauben, daß diese Idee, sich mit Blumen zu bekränzen und im Augenblicke seines Todes ein Konzert anzuhören, ein schöner philosophischer Traum seines Arztes gewesen und für Mirabeau's Ruhm bei der Nachwelt ganz gleichgültig ist. Uebrigens war ich nicht zugegen, als er dieses gesagt haben soll."

„Rechnet man diese Unrichtigkeiten in Cabanis' Erzählung ab, so ist sie im Uebrigen die eines Mannes, der Mirabeau bis zur Begeisterung ergeben war und sich, vielleicht unwillkürlich, dazu hat verleiten lassen, die Wahrheit zu Gunsten seiner eigenen politischen und philosophischen Meinungen zu entstellen [1]). Diese Bemerkung mache ich ohne die geringste Bitterkeit, denn wenn mein Name in Cabanis' Schrift mehrmals genannt wird, so habe ich mich über die Art, wie er von mir spricht, nicht zu beklagen [2])."

---

[1]) Cabanis gehörte durch seine Schriften der materialistischen, aus dem philosophischen Systeme des achtzehnten Jahrhunderts hervorgegangenen Schule an und mag gerne diese Gelegenheit benutzt haben, einem so berühmten Manne wie Mirabeau in den letzten Augenblikken Worte zu entlocken oder in den Mund zu legen, die eine Bekräftigung seiner eigenen Ansichten sein sollten. Wir haben seitdem in Paris ähnliche Auftritte erlebt, wo man berühmte Sterbende umlagerte und nach ihrem Tode vor dem Publikum eine philosophische oder politische Rolle, im Interesse irgend einer Partei, spielen ließ. St.

[2]) Man wird gewiß nicht ohne Interesse folgende Stellen aus Cabanis' Schrift über den Grafen von der Mark lesen:

„Seit mehreren Jahren bewunderte Herr von der Mark Mirabeau's Talente und fühlte sich sehr zu ihm hingezogen. Seit dem Anfange der Versammlung hatten gemeinsame philosophische Ansichten und ein gleiches Streben nach Befreiung und Beglückung der Menschen sie enger miteinander verbunden. Ungeachtet großer Verschiedenheit an Geist und Charakter waren sie für einander gemacht oder viel-

„Die Krankheit Mirabeau's nahm plötzlich eine verderbliche Richtung. In der Sitzung vom 27. März hatte er, wie man

---

mehr Herr von der Mark, in der Ueberzeugung davon, wie nützlich Mirabeau der öffentlichen Sache werden könne, hatte sich eine Art von Pflicht daraus gemacht, sein unsichtbarer, schützender Engel zu sein, sorgfältig für ihn auszuspähen, was seine großen Beschäftigungen ihn oft übersehen ließen, und zuweilen sogar für seine Interessen, wie für seinen Ruhm zu sorgen."

„In den ersten Tagen seiner Krankheit hatte Mirabeau Herrn von der Mark nicht gesehen. Letzterer, der wußte, daß dem Kranken Ruhe nöthig war und mehrere Personen seine Thüre umlagerten, um sich, selbst gegen Mirabeau's ausdrücklichen Befehl, einzudrängen, erkundigte sich mehrmals des Tages, blieb aber bei Seite mit einer Zurückhaltung, die ein größerer Beweis seiner Freundschaft war als alle ungestüme Zudringlichkeit. Von Mittwoch Morgen an fragte Mirabeau jeden Augenblick nach ihm; sein Anblick schien ihm ein Bedürfniß, um diesem so edlen, als großmüthigen Freunde auf tausendfache Weise den Ausdruck seiner Gefühle zu wiederholen." (Cabanis, Journal de la maladie et de la mort de Mirabeau l'ainé. Paris 1791. Seite 45 und 46.)

„Mirabeau hatte die Rührung des Herrn von der Mark gesehen; er sah ihn zum ersten Male Thränen vergießen. 'Es ist ein ergreifender Anblick, sagte er zu uns, einen ruhigen, kalten Mann zu sehen, der einen Schmerz, den er vergebens zu bekämpfen sucht, nur halb verbergen kann." (Ebendaselbst, Seite 52.)

„„Ich habe Schulden," sagte Mirabeau zu Herrn Frochot; „ich weiß nicht genau wie viel; ich kenne eben so wenig die Lage meines Vermögens; ich habe aber viele Verpflichtungen, die meinem Gewissen wichtig, meinem Herzen theuer sind." Herr Frochot hinterbrachte diese Worte dem Herrn von der Mark, der darauf antwortete: „Sagen Sie ihm, wenn seine Erbschaft für seine Vermächtnisse nicht hinreicht, so nehme ich diejenigen, die seine Freundschaft der meinigen anempfehlen will, auf mich; man muß ihm noch einen guten Augenblick verschaffen." — Mirabeau, einer so großmüthigen Liebe würdig, fühlte ihren ganzen Werth, staunte indessen nicht darüber. Er nahm

gesehen, noch gesprochen; am 28. hütete er den ganzen Tag das Bett; am 29. Morgens glaubte Cabanis, er sei besser; aber schon am Abende desselben Tages war das Uebel schlimmer. Ich verließ ihn fast nicht mehr; er sah mich gerne an seiner Seite und sagte es mir in rührenden Ausdrücken. In der Korrespondenz wird man die Billette des Erzbischofs von Toulouse und des Herrn von Montmorin finden, die von der Theilnahme des Königs und der Königin und Aller, die in einigen Beziehungen zu ihm gestanden hatten, Zeugniß ablegen."

„Diese Billette und eine Menge anderer Botschaften, die ich von verschiedenen Seiten erhielt, machten mich darauf aufmerksam, keine Vorsicht wegen der Papiere, die Mirabeau hinterlassen würde, zu versäumen. Die Wichtigkeit solcher Vorsicht und die Nothwendigkeit, die Personen, die kompromittirt sein würden, wenn man schriftliche Zeugnisse von Mirabeau's Verbindungen mit dem Hofe entdeckte, sicher zu stellen, fühlte ich selbst sehr wohl. Auch ohne gewarnt zu werden, hätte ich aus den Schritten von Leuten aller Art um das Haus des Kranken herum entnehmen können, was mir zu thun oblag. Die Agenten Lafayette's und der Jakobiner schlichen hin und her und würden eine solche Gelegenheit, sich beschwerende Beweise zu verschaffen, nicht gerne unbenutzt gelassen haben. Am hartnäckigsten aber umlagerte uns Herr von Semonville. Er verließ das Haus des Kranken fast nicht, sei es, daß er für sich fürchtete, sei es, daß er sich von Mirabeau's Papieren neue Mittel zu Intriguen versprach. Ich konnte nicht aus- und eingehen, ohne ihm zu begegnen, wie er sich überall umsah, Alles beobachtete und

---

sie an wie Einer, der eben so gehandelt haben würde, und benutzte sie ohne Unmäßigkeit, aber auch ohne ängstliche Bescheidenheit." (Ebendaselbst, Seite 56—57.) (Note des Herausgebers.)

mit allen Hausleuten sprach. Ich sah also, daß keine Zeit zu verlieren war, und beschloß, mit Mirabeau davon zu sprechen, so delikat auch die Sache war. Er hatte, seltene Unterbrechungen, in denen er irre redete, ausgenommen, seine volle Geistesgenwart; sogar als er spä . schon nicht mehr sprechen konnte, war er moralisch und physisch noch stark genug, seine Gedanken niederzuschreiben."

„Drei Tage vor seinem Tode, in einem Augenblicke, wo ich ihn ruhiger sah, obgleich er schon wußte, daß wenig Hoffnung übrig blieb, wollte ich das Gespräch darauf führen, als er von selbst meinem Wunsche entgegenkam. — „Mein Freund," sagte er zu mir, „ich habe hier Papiere, die viele Menschen, Sie, Andere, besonders diejenigen, die ich so gerne drohenden Gefahren entrissen hätte, kompromittiren könnten. Vielleicht wäre es vorsichtiger, sie zu zerstören, aber ich gestehe Ihnen, ich kann mich nicht dazu entschließen. In diesen Papieren wird, hoffe ich, die Nachwelt die beste Rechtfertigung meines Wirkens in dieser letzten Zeit finden; die Ehre meines Andenkens ist dort. Könnten Sie diese Papiere nicht wegnehmen und vor unsern Feinden, die sie in diesem Augenblicke zur Hintergehung der öffentlichen Meinung so sehr mißbrauchen würden, in Sicherheit bringen? — Aber versprechen Sie mir, daß diese Papiere nicht immer unbekannt bleiben, daß Ihre Freundschaft sie dereinst, mein Andenken zu rächen, der Oeffentlichkeit übergeben wird.""

„Ich erwiederte sogleich, dieses Versprechen wolle ich ihm um so bereitwilliger geben, da ich selbst in dieser Hinsicht ganz seine Gesinnungen theilte, so wie ich sie fast immer, seit dem Anfange unserer Freundschaft, getheilt hätte. Diese Antwort schien ihn sehr zu beruhigen und er gab mir an, wo ich die Papiere nehmen sollte. Ich rief seinen Sekretair Pellenc, den er mir für den Fall seines Todes anempfohlen hatte. Wir sam-

melten alle Papiere und nachdem wir sehr viele, die weniger bedeuteten, verbrannt hatten, brachte ich die übrigen, unter allerlei Vorsicht, um Niemanden zu begegnen, Abends nach Hause. Bei aller unserer Aufmerksamkeit, während Pellenc und ich die Papiere sonderten, wurde in der Eile, womit wir dabei zu Werke gingen, doch auch manches Bedeutende verbrannt. Die damals Geretteten aber bilden den größten Theil derjenigen, die ich, zur Erfüllung meines dem sterbenden Grafen von Mirabeau gegebenen Versprechens, dazu bestimmt habe, dereinst veröffentlicht zu werden."

„Ich muß hier eines Umstandes erwähnen, der sich an eben dem Tage, wo ich die Papiere nach Hause gebracht hatte, ereignete, zuvor aber eine einleitende Erläuterung geben. Im Laufe des Jahres 1790, etwa neun oder zehn Monate vor Mirabeau's Tode, unterhielten wir uns eines Tages über mehrere Gegenstände und kamen plötzlich auf einen schönen Tod zu sprechen. Mirabeau fand hier einen Stoff, worüber er sich mit hinreißender Beredtsamkeit, aber auch mit einer gewissen Emphase erging, indem er an die dramatisch ergreifendsten Sterbefälle der alten und neueren Geschichte erinnerte. Ich warf mich, wie immer bei solchen Anlässen, theils aus Gründen der Vernunft, theils aus dem Gefühle meiner Schwäche seiner begeisterten Rede gegenüber, auf die entgegengesetzte Seite, versuchte das Verdienst dessen, was man gewöhnlich einen schönen Tod nennt, zu verringern, und behauptete, es liege darin meistens nur dünkelhafte Affektation. Der Tod, den ich am schönsten finde, sagte ich, ist derjenige, von dem ich oft auf dem Schlachtfelde oder in Spitälern Zeuge gewesen, wenn ein Soldat, ein unbekannter und unbemerkter Kranker ganz ruhig blieb, keine Klage über den Verlust des Lebens äußerte und nur begehrte, man möge ihn in eine Lage bringen, wo er weniger leide und bequemer

sterben könne. — „In dem, was Sie da sagen, ist viel Wahres," versetzte Mirabeau. — Dann sprachen wir von andern Dingen."

„Diese Unterredung hatte ich vergessen. An jenem Tage aber, an dem ich die Papiere nach Hause gebracht hatte, rief er mich, als ich zu ihm zurückgekehrt war und mich an den Kamin gesetzt hatte, zu sich. Ich stehe auf und trete an sein Bett, er reicht mir die Hand, drückt die meinige und sagt: „Nun mein Lieber, der Sie sich so gut auf einen schönen Tod verstehen, sind Sie zufrieden?" Bei diesen Worten konnte ich mich, obgleich von Natur kalt, der Thränen nicht enthalten. Er bemerkte es und sagte mir dann die liebevollsten und rührendsten Dinge über seine Freundschaft und Dankbarkeit gegen mich. Ich kann seine Worte hier nicht wiederholen. Erlaubte mir es auch die Bescheidenheit, so vermöchte ich doch nie auszusprechen, wie viel Erhabenheit und Kraft er noch in seinem Geiste, wie viel Wärme und Schwung in seinem Gemüthe fand, um mir seine Anhänglichkeit auszudrücken."

„Ich habe es schon gesagt, man muß Mirabeau im vertrauten Umgange gekannt haben, um seinen guten und edlen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und zu begreifen, wie viel Verführerisches in ihm lag. Ungeachtet der Verschiedenheit unserer Charaktere und sogar mancher unserer Ansichten zog mich, ich weiß nicht welch ein Zauber unwillkürlich zu ihm hin. Diese Gewalt übte er über Alle aus, die ihn näher gekannt haben [1]). Er nahm in sein Grab den Trost mit, viele Freunde

---

[1]) Oft haben wir den Grafen von der Mark die Umstände von Mirabeau's Tode erzählen hören und jedesmal bemerkt, wie seine sonst strengen und ernsten Züge dabei einen Ausdruck von Rührung annahmen, der um so mehr Eindruck machte, je weniger man gewohnt war, eine innere Bewegung dieser Art in seinen Gesichtszü-

gehabt zu haben. Denjenigen, die mit ihm innig verbunden gewesen, blieb er immer sehr theuer. Ich will hier nur zwei Engländer anführen, zwei ausgezeichnete Männer, die Gebrüder Elliot, deren Aeltester zuerst Sir Gilbert Elliot, später Lord Minto hieß. Nachdem sie ihm sein ganzes Leben hindurch sehr anhänglich gewesen, sind sie seinem Andenken unverbrüchlich treu geblieben. Ich besitze Briefe von ihnen, die nach Mirabeau's Tode geschrieben sind und sich mit rührender Liebe über ihn aussprechen. Und doch sind bekanntlich die Engländer in der Aeußerung von Gefühlen dieser Art sehr zurückhaltend."

„Als Mirabeau sich mit seinem Testamente beschäftigte, sagte er zu mir, er hinterlasse zwar Vermögen, es sei aber in so vielen Prozessen verstrickt, daß sich die Vollziehung seiner testamentarischen Verfügungen dadurch auf unbestimmte Zeit verzögern würde. „Und doch," fügte er hinzu, „gibt es einige Personen, denen ich gerne gleich ein Andenken hinterlassen und einige Wohlthaten zuwenden möchte." — Ich bat ihn, in dieser Hinsicht Alles, was er wünschte zu verfügen, meine Freundschaft werde die Vollziehung übernehmen. Sogleich machte er sein Testament, schrieb die Vermächtnisse hinein, von denen er wünschte, daß sie keinen Aufschub erlitten, und ernannte Herrn Frochot und mich zu seinen Testamentsvollziehern."

„Mirabeau hatte einen langen, durch die grausamsten Schmerzen erschwerten Todeskampf; er starb in meinen Armen am 2. April 1791, Morgens um halb neun Uhr."

„Da ich vermuthete, daß nach einer Krankheit, die denjeni-

---

gen hervortreten zu sehen. Mirabeau's unwiderstehliche Macht, diejenigen, die näher mit ihm umgingen, an sich zu fesseln, ist uns nie deutlicher geworden, als in solchen Fällen, wo sie nach so vielen Jahren und bei einem Manne von so fester, kalter Gemüthsart noch auf eine so ergreifende Weise nachwirkte. St.

gen, welche Mirabeau's frühere schlechte Gesundheitsumstände nicht kannten, sehr kurz scheinen mußte, der Verdacht einer Vergiftung sich im Publikum verbreiten würde, so wollte ich keine Vorsicht versäumen, die Personen, die Mirabeau in seinen letzten Tagen gepflegt hatten, vor jeder Verantwortlichkeit zu sichern. Ich befahl daher, die Leiche zu öffnen, und lud hiezu die ersten Aerzte von Paris, unter andern Vicq d'Azyr, ein. Sie erklärten einstimmig, es sei keine Spur von Vergiftung vorhanden [1]."

„Gleich nach Mirabeau's Tode nahmen die Umstände, die schon vor diesem beklagenswerthen Ereignisse so schwierig gewesen waren, schnell einen noch viel bedenklicheren Charakter an. In der Versammlung waren mehrere wichtige Sachen zu entscheiden, und dem Könige und der Königin wurden Hindernisse erregt bei Gelegenheit der Ceremonien der Charwoche, zu denen die Anarchisten sie zwingen wollten, sogenannte konstitutionelle Priester, das heißt solche, welche die von der Versammlung dekretirte bürgerliche Verfassung des Klerus angenommen hatten, zu gebrauchen. Von der Königin über diese verschiedenen Punkte um Rath gefragt, besprach ich mich mit Montmorin und selbst mit Cabanis, zu dessen Einsichten Mirabeau mir ein gewisses Vertrauen eingeflößt hatte. In der Korrespondenz wird man einige Noten von Cabanis finden. Ich sah indessen bald ein,

---

[1]) Wie allgemein die Theilnahme an Mirabeau's Tode gewesen, davon geben alle gleichzeitigen Berichte ein einstimmiges Zeugniß. Wir erinnern uns des besondern Zuges, den wir aus dem Munde des Grafen von der Mark gehört haben, daß Vicq d'Azyr, für den doch der Anblick des Todes eine ganz gewöhnliche Erscheinung sein mußte, als er in das Zimmer eintrat, wo die Leiche des großen Redners lag, beim Anblicke dieser entstellten und für immer erstarrten Züge sich ganz übermannt fühlte und in einen Strom von Thränen ausbrach. St.

daß ich mir von der Mitwirkung dieses Arztes, der allerdings ein Mann von Geist war, sich aber, sei es aus Ueberzeugung, sei es weil er die Monarchie für verloren hielt, von dem Strome der revolutionären Ideen fortreißen ließ, nichts Gutes versprechen konnte. Ich beschäftigte hierauf Pellenc[1]), jenen Sekretär, den Mirabeau mir, so zu sagen, vermacht hatte, und den ich zu mir nahm, mit der Abfassung mehrerer Noten an die Königin. Wie viel Talent für Redaktion und Analyse er aber auch haben mochte, so erkannte ich doch bald, daß dieses nicht hinreichte und Mirabeau's befruchtender Geist uns abging. Bei dieser Gelegenheit muß ich Einiges über Mirabeau's Art zu arbeiten, und über seiner Mitarbeiter Antheil an seinen Werken anführen."

„Merkwürdig war es an ihm, wie er, der so voll Feuer, Leichtigkeit und Fülle der Ideen war, wenn er auf der Tribune seine Beredsamkeit entfaltete, oder im Gespräch sich Allen überlegen zeigte, sobald er die Feder zur Hand nahm, nur mit größter Mühe arbeitete. Kaum schrieb er dann eine Zeile ohne auszustreichen, zu ändern, und Neues einzuschieben; zuweilen ging das so weit, daß er sich selbst nicht mehr lesen konnte, und seinem Sekretär das Manuscript ungeduldig mit den Worten hinwarf: „Finden Sie sich heraus so gut Sie können, und machen Sie mir eine Abschrift.""

„Gab er Pellenc einen solchen Auftrag, so machte dieser Aenderungen, stellte einzelne Sätze anders, oder brachte mehr Ordnung und Klarheit in die Aufeinanderfolge der Gedanken, und Mirabeau war fast immer damit zufrieden. Dennoch geschah es

---

[1]) Johann Joachim Pellenc, geboren im Jahr 1750, gestorben den 11. Mai 1833. Herr Pellenc war von 1809 bis 1833 beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris als Publizist angestellt. (Note des Herausgebers.)

oft, daß er beim Durchlesen wieder Wörter oder auch neue Gedanken, oder Entwickelungen des schon Gesagten einschob. Aber nur mit Pellenc arbeitete er so. Sein anderer Sekretär, Comps [1]), der eine Zeitlang nach Mirabeau's Tode wie närrisch war, konnte es ihm nie recht machen, wenn er etwas mehr thun wollte, als Mirabeau's Ausarbeitung blos in's Reine zu schreiben."

„Diese Schwierigkeit zu schreiben, oder vielmehr diese überströmende Gedankenfülle, deren sorgfältige Aufstellung ihm so viele Mühe verursachte, bemerkte man sogar in den vertraulichsten Billetten, die ich von seiner Hand erhielt. Ich bin dadurch zu der Ansicht gekommen, daß diese Schwierigkeit in der Redaktion selbst wenig bedeutender schriftlicher Aufsätze eine Eigenschaft ausgezeichneter Geister ist, die, weit entfernt sich leicht mit ihren Gedanken, so wie sie ihnen in die Feder fließen, zu begnügen, sie im Gegentheil reiflich prüfen und gegen einander abwägen, was dann nothwendig zur Langsamkeit in der Ausarbeitung führt [2])."

---

[1]) Herr von Comps war im Jahr 1789 ein sehr junger Mann, dessen aus der Provence herrührende, ziemlich alte und ansehnliche Familie ihr Vermögen verloren hatte. Im Jahr 1788 wurde er Sekretär Mirabeau's, dessen Freundschaft er sich erwarb, und den er in seiner Anhänglichkeit fast vergötterte. Während der Schreckensregierung wurde er verbannt, später aber in der Diplomatie gebraucht, in deren Dienst er bis zum Jahr 1798 blieb, wo er ihn verließ. Er trat dann in die Dienste des Herrn von Schimmelpenninck, Großpensionarius von Holland. (Note des Herausgebers.)

[2]) Lessing sagt irgendwo, er mißtraue Allem, was er mit großer Leichtigkeit hinschreibe, und Schiller ist derselben Meinung, wenn er ironisch sagt: „dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschert." Mirabeau schlug selbst die Leichtigkeit der Improvisation auf der Rednerbühne nicht hoch an, und verachtete den raschen Fluß der Worte, der einigen seiner Kollegen eigen war. Er selbst sprach immer mit gemessener Würde. St.

„Man hat oft gesagt, Mirabeau sei nicht der Verfasser der meisten unter seinem Namen erschienenen Werke, und seiner Reden in der Nationalversammlung gewesen. Mehr oder weniger ausgezeichnete Schriftsteller haben sich sogar nicht gescheut, nach seinem Tode auf einen Antheil an seinen Werken Anspruch zu machen. Mir scheint dieses nicht gegründet. Wahr ist's, es fehlte Mirabeau oft an Zeit, um Allem, was er unternommen hatte, zu genügen; er mußte also seine Zuflucht zu Andern nehmen, denen er seine Ideen angab, und er brauchte dabei Jeden nach Maßgabe des Talents, das er in ihm erkannt hatte. So z. B. trug er Pellenc die Ausarbeitung der Reden auf, die ein analytisches und dialektisches Talent erfoderten, weil der Geist dieses Mannes sich hierin auszeichnete; während Dumont, der, als protestantischer Prediger, an oratorische Formen gewohnt war, die Adressen und Reden, die einen gewissen Pomp nöthig hatten, vorbereitete. Im Allgemeinen fehlte es Dumont an Kraft und Tiefe; Mirabeau aber wußte diesen Mangel zu ersetzen. In Finanzsachen brauchte er Duroveray, für theologische Fragen den Abbé Lamourette, und für juristische verschiedene Rechtsgelehrte. Auch vor der Zeit der Nationalversammlung, als er nur noch Schriftsteller war, hatte er für einige seiner Werke Mitarbeiter gehabt. Man weiß, daß der Major von Mauvillon (in Braunschweigischen Diensten) ihm die Materialien zu dem langen und formlosen Werke: „Geschichte der preußischen Monarchie" geliefert hatte. Was beweist aber dieses Alles? Kann man deßwegen behaupten, Mirabeau sei nicht der wahre Verfasser der Reden und Schriften, denen er den Stempel seines Genius aufgeprägt hat? Dann müßte man auch behaupten, die großen Bildhauer seien nicht die Urheber der Werke, die wir unter ihrem Namen bewundern, und deren Marmor von andern, oft sehr geschickten Künstlern aus dem Rauhen ge-

arbeitet worden ist; oder die großen Maler, und vor allen Rubens, der sich des Pinsels seiner Schüler so häufig bediente, seien nicht die Schöpfer der Meisterstücke ihres Geistes und Talentes, weil diejenigen, die unter ihrer Leitung arbeiteten, einen mehr oder weniger bedeutenden Antheil an ihren Gemälden gehabt haben. Aus diesem Gesichtspunkte aufgefaßt, lassen sich jene Ansprüche nicht rechtfertigen, und ich habe sie hier auf ihren wahren Werth zurückführen wollen, weil mir, wenn ich solche Reden anhören mußte, mehr als einmal die Geduld ausgegangen ist[1])."

---

[1]) Folgendes möge hier noch seinen Platz finden:

Mirabeau pflegte mit demjenigen, dem er eine Ausarbeitung auftragen wollte, über ihren Gegenstand hin und her zu diskutiren, um die Sache durch absichtlichen Widerspruch von allen Seiten zu beleuchten; dann gab er die Richtung an, worin die Ausarbeitung gemacht werden mußte. Eines Tages schrieb er mit Pellenc an demselben Tische, als man ihm ein an ihn überschriebenes Packet brachte. Mirabeau öffnet es, und findet darin die schlagendste, gründlichste Widerlegung einer seiner bereits vollendeten Arbeiten. Erstaunt springt er auf und ruft: „Zehn Louisd'or gäbe ich darum, den Verfasser dieser Schrift zu kennen!" — Lächelnd hält Pellenc die Hand hin und sagt: „Die zehn Louisd'or sind für mich, ich bin der Verfasser."

Wie unzulänglich aber doch Pellenc, bei aller Geschmeidigkeit seines Talentes, war, wenn er nur aus eigener Eingebung arbeitete, mag folgende Anekdote zeigen:

Nach Mirabeau's Tode ließ sich ein Deputirter von Pellenc eine Rede aufsetzen, die er in der Nationalversammlung vortragen wollte. Er war aber mit seinem Vortrage noch nicht bis zur Hälfte gekommen, als ein allgemeines Gelächter ihn nöthigte, die Rednerbühne zu verlassen. Verwundert stieg er hinab, und sagte: „Sonderbar, sie ist aber doch von dem, der Mirabeau's Reden machte."

Auf diese Unzulänglichkeit seines Sekretärs anspielend, der nur in seinen Händen ein tüchtiges Werkzeug war, nennt Mirabeau ihn da-

„Ich kehre nun zu der Zeit nach Mirabeau's Tode zurück, über die mir nicht viel zu sagen bleibt."

„Man weiß, daß der Pöbel, als sich der König und die Königin mit ihren Kindern am 18. April 1791 nach St. Cloud begeben wollten, sich ihrer Ausfahrt aus den Tuilerien widersetzte. Vergebens versuchten Bailly, Maire von Paris, und Lafayette den Volkshaufen, der das Schloß umgab, zu zerstreuen. Nachdem der König anderthalb Stunden lang in seinem Wagen ausgehalten hatte, mußte er in seine Gemächer zurückkehren. Nach diesem Auftritte, wo die königliche Familie grob insultirt worden war, faßte der König endlich den festen Entschluß, Paris zu verlassen und sich in eine Grenzfestung zurückzuziehen. Unabhängig von Mirabeau's Plane, dessen Ausführung, wie man gesehen hat, ich mit dem Marquis von Bouillé verabredet hatte, war ein ähnlicher Plan von dem damals in der Schweiz zurückgezogen lebenden Baron von Breteuil vorgeschlagen worden. Auch von diesem hatte man Bouillé in Kenntniß gesetzt. Nach Mirabeau's Tode beschlossen der König und die Königin Breteuil's Plan anzunehmen, und rüsteten sich daher zu einer Reise nach der nördlichen Festung Montmedy. Ueber diese so verhängnißvoll in Varennes unterbrochene

---

her in einem Briefe an den Grafen von der Mark „den Säbel des Skanderbeg." Bis in sein höchstes Alter sprach Pellenc immer mit der größten Verehrung von Mirabeau's überlegenem Geiste.

Er pflegte zu sagen, wer Mirabeau nur auf der Rednerbühne gehört habe, könne sich von seiner Beredtsamkeit keinen würdigen Begriff machen, zehnmal des Tags habe er im Gespräche noch eine viel größere entwickelt. Pellenc hat über Mirabeau nichts geschrieben, er lebte aber in freundschaftlicher Verbindung mit dessen natürlichem Sohne Lucas-Montigny, und hat alle seine Erinnerungen diesem für seine Mémoires de Mirabeau mitgetheilt. St.

Reise habe ich nichts mitzutheilen. Ich war davon nicht benachrichtigt worden, denn Ihre Majestäten unterließen es, diejenigen ihrer treuen Diener, die nicht zur Reise gehören sollten, davon in Kenntniß zu setzen. In der Korrespondenz wird man einen Brief des Erzbischofs von Toulouse finden, den er mir von La Fauconniere, bei Gannat, schrieb, wohin die Königin ihn auf einige Zeit zu gehen veranlaßt hatte, ohne ihm zu sagen, sie thue dieses, um ihn gegen die möglichen Folgen der Reise nach Montmedy sicher zu stellen. Ein Billet des Herrn von Montmorin, vom 21. Juni 1791 Morgens, als man eben die Abreise des Königs erfahren hatte, beweist, daß dieser Minister ebenfalls vorher nicht darum gewußt hatte. Man begreift sehr wohl, daß der König und die Königin aus schonender Vorsicht so verschwiegen handelten, und wir konnten diese besorgnißvolle Güte Ihrer Majestäten nur bewundern. Die erlauchten Personen wollten nicht, daß man, im Falle des Mißlingens, uns in eine Sache verwickeln könnte, der wir in der That durchaus fremd geblieben waren, die uns aber eine schwere Verantwortlichkeit hätte zuziehen können, wenn man unsere früheren Verhältnisse zum Hofe entdeckt, und die Fahrt nach Montmedy damit in Verbindung gebracht hätte."

„Nach ihrer Rückkehr sah ich den König und die Königin oft, und fuhr fort, ihnen in Allem, was sie von mir begehrten, zu Gebote zu stehen; es verdient dieses aber hier nicht näher angeführt zu werden."

„Die Annahme der neuen Verfassung durch den König, und der Schluß der Arbeiten der Nationalversammlung im September 1791 boten mir die passendste Gelegenheit dar, Frankreich zu verlassen, wo mich nun keine anderen Bande mehr zurückhielten, als mein fruchtloser Wunsch, der Königin nützlich zu sein. Ich glaubte diesem Wunsche leichter genügen zu können,

wenn ich mich zum Grafen von Mercy verfügte, der in den Niederlanden den wichtigen Posten zu bekleiden fortfuhr, wozu ihn die österreichische Regierung nach dem Schlusse der Haager Konferenzen berufen hatte. Meine Kenntniß der Menschen und Dinge in Frankreich, und das Vertrauen, das Graf Mercy mir zu schenken die Güte hatte, konnten mir Mittel darbieten, ihm in seinen Bestrebungen, die unglückliche Königin zu retten, und die Ruhe in Belgien wiederherzustellen, an die Hand zu gehen. Ich hatte überdieß um jene Zeit das Versprechen erhalten, im aktiven Dienste der österreichischen Regierung verwendet zu werden."

„Zu Anfange Oktobers 1791 verließ ich Paris, nachdem ich mit Herrn von Montmorin abgesprochen, daß wir uns, so lange es anginge, schreiben würden. Ich erhielt wirklich von ihm mehrere Briefe, die ich aufbewahrt habe, und der Oeffentlichkeit übergeben werde. Sie sind von der Hand seiner Tochter, der Gräfin von Beaumont, die um das Geheimniß unserer Korrespondenz wußte."

„Einige Wochen verweilte ich auf meinem Gute Raismes, bei Valenciennes, und ging dann zu Herrn von Mercy nach Brüssel. Er schenkte mir das unbegränzteste Vertrauen; ich arbeitete in seinem Kabinet an seinen geheimsten Korrespondenzen. Im Jahr 1792 begab ich mich auf einige Zeit nach Frankfurt, um der Krönung des Kaisers Franz, meines neuen Herrn, beizuwohnen, der seinem Vater Leopold in der Regierung folgte; und kehrte hierauf nach den Niederlanden zurück."

„Nach den Korrespondenzstücken, die sich zunächst auf Mirabeau's und meine eigenen Verbindungen mit dem französischen Hofe beziehen, wird man einige Arbeiten des Grafen Mercy, aus der Zeit, wo ich bei ihm beschäftigt war, finden. Ich glaube sie jenen anschließen zu müssen, weil sie ein Zeugniß von den

Schritten ablegen, die der Graf unaufhörlich bei dem Prinzen von Koburg, Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee, und beim Wiener Hofe zu thun bemüht war, um für die Befreiung der Königin von Frankreich während des Feldzuges von 1793 zu wirken. Vielleicht sind diese Stücke auch nicht ohne Interesse als Beiträge zur Geschichte jenes Feldzugs.

„Später, im Jahre 1794, bemühte sich der Graf vergebens, den General Clairfait von seinem Rückzuge über den Rhein abzuhalten. Der unheilvolle Entschluß dieses Generals, sich in aller Eile vor den französischen Armeen zurückzuziehen, war Schuld daran, daß Oesterreich für immer die belgischen Provinzen verlor. Nach diesem Rückzuge wohnten Graf Mercy und ich auf dem Schlosse Brühl bei Köln. Dort erhielt er vom Wiener Hofe, im Juli 1794, den Befehl, sich nach England zu begeben, um mit Pitt das Nähere über den Feldzug von 1795 zu verhandeln. Er mußte seinen Weg durch Holland nehmen, denn die österreichischen Niederlande waren ganz von den Franzosen besetzt. Als er Brühl verließ, war er schon ernstlich unwohl; er nahm sich aber seiner Sendung mit so viel Eifer an, daß er seine Genesung nicht abwarten wollte. Krank schiffte er sich zu Helvoetsluys am 13. August 1794 ein, kam noch kränker in England an, und starb am 26. August, wenige Tage nach seiner Ankunft in London, ohne daß er irgend einen Schritt für den Gegenstand seiner Sendung hatte thun können."

„Als sein Tod in Wien bekannt wurde, erhielt ich vom Freiherrn von Thugut den Befehl, mich ungesäumt zu ihm zu verfügen. Nach meiner Ankunft in Wien gaben er, und später der Kaiser selbst, mir die Zusage, ich würde recht bald in meinem Grade als General-Major angestellt werden."

„In meiner Jugend hatte ich den Freiherrn von Thugut bei meinem Vater, zu dem er oft kam, gekannt, und mich an ihn

angeschlossen. Er war ein Mann von Geist und Charakter. Ungeachtet unserer Altersverschiedenheit suchte er meine Gesellschaft, und schien sich gerne mit mir von Frankreich, wofür er eine Vorliebe hatte, zu unterhalten. Er nahm mich nun, als ich zu Ende des Jahrs 1794 in Wien ankam, sehr gut auf."

„Freiherr von Thugut, der unter Kaiser Franz Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden war, genoß das volle Vertrauen seines jungen Herrschers, und man kann von ihm sagen, daß er während acht Jahren, von 1794 bis 1802, alles vermocht hat, was der Kaiser selbst vermochte. In der Geschichte Europas ist, was die Wichtigkeit der politischen Begebenheiten betrifft, seit Jahrhunderten keine Epoche gewesen, die jenen acht Jahren zu vergleichen wäre. So ausgedehnt sein Geist, so fest sein Charakter war, so kann man doch dem Herrn von Thugut manchen Mißgriff vorwerfen, muß aber auch anerkennen, daß er damals der einzige tüchtige Kopf in ganz Oesterreich war. Alle Großen des Landes verabscheuten ihn; sie tadelten, fast immer mit Unrecht, alles was er that, und trugen zu seinem Sturze im Jahr 1802 mehr bei, als die Unglücksfälle, die damals auf der österreichischen Monarchie schwer lasteten [1])."

„Im April 1795 sagte mir Herr von Thugut, der Kaiser habe, anstatt mich in der Armee anzustellen, für angemessener gefunden, mich mit einer außerordentlichen Sendung nach Spanien zu beauftragen, um diesen Hof dazu zu veranlassen, seine Kriegsoperationen gegen das südliche Frankreich in Uebereinstimmung mit der österreichischen Armee einzuleiten, die unter dem General von Vins über die italienische Grenze in Frankreich eindringen sollte. Ich verließ also Wien zu Anfange des

---

[1]) Man sehe die Note 24.

Mai 1795 mit dem Auftrage, mich zuerst in's österreichische Hauptquartier nach Italien zu begeben und mich mit Vins wegen meiner Sendung nach Madrid zu besprechen. Doch verbarg mir Herr von Thugut, im Augenblicke meiner Abreise, nicht, daß er in den Entschluß des Kabinets von Madrid, bei der Koalition gegen Frankreich zu verharren, einige Zweifel setze. Der Kaiser, der mich vor meiner Abreise empfing, äußerte sich in demselben Sinne und fürchtete, Spanien sei schon auf dem Wege, mit der französischen Republik einen Separatfrieden abzuschließen. Er befahl mir, meinen Weg über Verona zu nehmen, dort zu Monsieur, dem Grafen von Provence, zu gehen und ihm die Versicherung zu geben, er bleibe seiner Sache treu und sei fest entschlossen, ferner dafür zu kämpfen."

„In Verona sah ich Monsieur, dem seine Umgebung den Titel Regent gab. Ich entledigte mich des Auftrags des Kaisers; der Prinz warf indessen den Gedanken, daß Spanien mit Frankreich unterhandle, weit von sich und versicherte mich, davon sei keine Rede und könne keine Rede sein. In dieser Hinsicht war er sehr übel berichtet, denn einen Monat nachher war der Friede zwischen Spanien und der Republik unterzeichnet. Meine Audienz dauerte länger als zwei Stunden und schien mir, im Verhältnisse zu der Wichtigkeit der Ereignisse, die damals die europäische Welt bewegten, sehr unbedeutend. Monsieur gab sich großen Täuschungen hin und sah die Dinge nicht, wie sie waren, sondern wie er sie sich gewünscht hätte."

„Nachdem ich ihn verlassen, setzte ich meine Reise schnell fort und fand den General Vins in seinem Hauptquartier zu Acqui. Ich brachte drei Tage bei ihm zu, theilte ihm die mündlichen Instruktionen mit, die man mir für ihn in Wien gegeben hatte, und unterhielt ihn von dem Zwecke meiner Sendung nach Madrid."

„Ich begab mich dann nach Genua, wo Herr von Thugut mir angekündigt hatte, daß ich die letzten Nachrichten erhalten würde, die ihm über die Gesinnungen des Madrider Hofes zugegangen wären. Einige Tage nachher erfuhr ich, der Friede zwischen Spanien und Frankreich sei als abgeschlossen anzusehen. Ich schrieb nun dem Freiherrn von Thugut, ich nähme es auf mich, mich nicht nach Spanien einzuschiffen und seine weiteren Instruktionen in Genua abzuwarten. Er antwortete mir, ich habe daran recht wohl gethan und veranlaßte mich, meinen Aufenthalt in Genua zu verlängern und ihm meine Beobachtungen über das Benehmen dieser Republik und die Bewegungen der österreichischen Armee mitzutheilen. So verweilte ich mehrere Monate in Genua. Ich machte dort die Bekanntschaft eines Mannes, dessen Name einen gewissen Ruf gehabt hat; ich meine den englischen Bevollmächtigten Drake, dem seine Regierung eine besondere Mission bei dem österreichischen Oberbefehlshaber übertragen hatte. Ich muß gestehen, daß Drake den Ruf eines gewandten Diplomaten, den er damals genoß, nicht verdiente; mir schien er ungeschickt und fast bis zum Lächerlichen linkisch."

„Die Erfolge der französischen Heere in Italien, zu Anfang des Jahres 1796, nöthigten mich zu der Betrachtung, daß ich mich zuletzt in Genua eingeschlossen finden könnte, und da man mir keine neue Bestimmung angewiesen hatte und meine gegenwärtige durch die Thatsache des Rückzugs der österreichischen Armee und der Blokade von Genua erlosch, so beschloß ich, nach der Schweiz zu gehen. Ich hielt mich in Zürich auf und nach reiflicher Ueberlegung, auf die es indessen überflüssig wäre, hier näher einzugehen [1]), beschloß ich, den thätigen Dienst zu

---

[1]) Man sehe die 25. Note.

verlassen. Ich blieb beinahe zwei Jahre in der Schweiz; meine Gesundheit war sehr zerrüttet; meine Wunden hatten mir ein schweres Brustleiden zugezogen. Später kehrte ich nach Wien zurück, wo ich meinen festen Wohnsitz nahm und, weil ich durch die Revolution mein ganzes Vermögen verloren hatte, nur von meinem Gehalte als Generalmajor außer Dienst lebte. Damals kam ich auf den Gedanken, die Erinnerungen aufzuzeichnen, die hiemit schließen."

Zur Vervollständigung dieser Darstellung müssen wir hinzufügen, daß Fürst August von Arenberg [1]) zweimal genöthigt war, Wien zu verlassen, um sich nach den Bädern in den Pyrenäen zu begeben; einen Winter brachte er sogar in Montpellier zu. Seine Brustleiden hatten sich so vermehrt, daß ihm die Aerzte zwei Jahre lang das Sprechen untersagten.

Bei seiner Rückkehr aus den Pyrenäen hielt er sich in Paris auf, machte aber keineswegs, wie die Biographie des Contemporains behauptet hat, Schritte bei Napoleon, um in französische Dienste zu treten. Nichts wäre leichter für ihn gewesen, als das zu erlangen, und nichts einfacher, als es zu begehren, da Belgien, sein Geburtsland, damals schon lange mit Frankreich vereinigt war. Aber das gerade Gegentheil fand statt, worüber wir die Beweise in Händen haben. Napoleon nahm bekanntlich die Glieder der großen Familien der eroberten Länder so gerne wie die der französischen Familien in seine Dienste auf; er war es, der dem Fürsten Anerbietungen machte und, da

---

[1]) Es ist schon bemerkt worden, daß der Graf von der Mark, seitdem er Frankreich verlassen, seinen ursprünglichen Namen Fürst August von Arenberg wieder führte.

dieser sie ablehnte, ihn fünfzehn Monate lang gegen seinen Willen in Paris zurückhielt. Nach endlosen Schritten und vielen leeren Versprechungen gab man ihm endlich seine Pässe; der Fürst ging hierauf wieder nach Wien und blieb dort bis zum Jahre 1814, wo er, da er einen Theil seines Vermögens zurückerhalten hatte, in sein Geburtsland zurückkehrte und sich in Brüssel niederließ. [1])

Neunzehn Jahre lang, das heißt bis zu seinem am 26. September 1833 erfolgten Tode, stand sein Haus allen ausgezeichneten Bewohnern Brüssels und allen bedeutenden Fremden, welche Zufall oder Verhältnisse nach dieser Stadt führten, mit edler Gastfreiheit offen. Fürst August von Arenberg war einer der Letzten, die das wahre Gepräge eines großen Herrn an sich trugen. Die Urbanität seines Benehmens, seine auserlesene

---

[1]) Eben so unwahr ist die Biographie des Contemporains, wenn sie neben andern Unrichtigkeiten in dem Artikel über den Fürsten A. von Arenberg sagt, er sei zu Anfange der Revolution mit der Minorität des Adelsstandes zum dritten Stande übergegangen. Am Ende dieses Artikels, der im Jahre 1820 erschien, wird an dem Fürsten getadelt, daß die verbannten Franzosen bei ihm keine gastliche Aufnahme fanden. Damals lebten nämlich in Brüssel mehrere verbannte Königsmörder, die sich freilich keine gute Aufnahme bei ihm versprechen durften. Ueberhaupt ist die ganze Biographie des Contemporains ein unredliches Parteiwerk. Hier mag folgende Anekdote ihren Platz finden: Abbe Sieyes, Barrere, Merlin und andere Verbannte pflegten während ihres Aufenthaltes in Brüssel Mittags im Parke zu spazieren und zwar oft in einer Allee dem Hause des Fürsten gegenüber. Eines Tages sagte Sieyes, auf das Haus deutend: „Der da liebt uns nicht." Man kam auf Mirabeau zu sprechen und fragte, was er wohl geleistet haben würde, wenn er am Leben geblieben wäre: „Bah!" sagte Sieyes, „man hätte ihm den Kopf abgeschnitten." St.

Höflichkeit ließen die Rücksichten nie vergessen, die man seinem Range und Alter schuldig war. Die Ereignisse, von denen er Zeuge gewesen; diejenigen, bei denen er mitgewirkt; seine Reisen; die Beziehungen, in denen er zu fast allen merkwürdigen Männern seiner Zeit gestanden: alles dieses gab seinem Gespräche ein hohes Interesse, das durch die Lebhaftigkeit des Geistes, die ihm bis in's Alter von achtzig Jahren geblieben war, noch erhöht wurde[1]). Er nahm Theil an Allem, was die Seele adelt; er liebte die Künste und war ihr großmüthiger Gönner.

Was er hier von sich selbst erzählt, würde hinreichen, einen Begriff von seinen Regierungsgrundsätzen und politischen Gesinnungen zu geben; wir wollen indessen doch noch ausdrücklich anführen, daß er ein Liberaler im guten Sinne dieses so sehr mißbrauchten Worts geblieben war und die Verbrechen der Revolution, von denen er Augenzeuge gewesen, die Liebe zu weiser Freiheit in seiner Seele nicht hatten ersticken können.

Auf den Blättern, die man hier gelesen, hat er in der Eile Erinnerungen aufgezeichnet, die alle Eindrücke seiner Jugend wieder in ihm aufregen mußten. Er hat es mit dem Drange eines Gemüthes gethan, das sich durch den Rückblick auf die tragischen Vorfälle, die er zu verhindern gestrebt hatte, noch lebhaft erschüttert fühlte. Ueberall findet man in dieser Schrift

---

[1]) Ueber die Annehmlichkeit seines vertrauteren Umgangs und die Gefühle der Freundschaft, die er einzuflößen wußte, können wir ein Zeugniß geben, dessen Werth alle Männer von Geschmack und Geist anerkennen werden. Unter seinen hinterlassenen Papieren haben wir einen Brief des Feldmarschalls Fürsten von Ligne gefunden, mit dem er Jahre lang in Korrespondenz gestanden. Dieser Brief, aus Töplitz vom 20. Juli 1807, wurde in dem Augenblicke geschrieben, wo der Fürst von Ligne aus Dresden zurückkehrte, wohin ihn die Neugierde, Napoleon zu sehen, gelockt hatte. (Man sehe die Note 26.)

das Gepräge eines offenen, festen und muthigen Geistes, den kein Standesvorurtheil fesselt, keine verwegene Neuerungssucht aus dem Gleichgewicht bringt. Fürst August von Arenberg gehörte zu jener Gattung von Menschen, die zu dem Glauben verleiten könnten, es sei möglich, die großen, in dem Leben der Staaten nothwendig gewordenen Umgestaltungen ohne Erschütterung zu Stande zu bringen. Einige seiner Urtheile über frühere politische Gegner sind vielleicht nicht ganz frei von Leidenschaft; wer aber, der aus dem Kampfe der Parteien zurückgetreten, kann sich schmeicheln, sie mit der kalten Gelassenheit künftiger Geschlechter zu beurtheilen? —

Noten zur Einleitung.

1. Die ältesten, noch vorhandenen Urkunden des Hauses Arenberg reichen bis in das zwölfte Jahrhundert hinauf. Das Stammschloß Arenberg liegt in der Eiffel auf einem Berge an der Ahr und ist jetzt nur noch eine Ruine. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts hinterließ Johann von Arenberg, vermählt mit Katharina, der Tochter des Grafen Wilhelms IV. von Jülich, eine einzige Tochter, Mathilde, die den Grafen Engelbert von der Mark, dessen Besitzungen an die ihrigen grenzten, heirathete. Der älteste Sohn dieser Ehe, Adolph II., Graf von der Mark, wurde durch seine Ehe mit der Erbin Margaretha von Cleve der Stammvater der neuen Linie der Grafen, später Herzoge, von Cleve. Eberhard, der zweite Sohn des Grafen Engelbert von der Mark und der Mathilde von Arenberg, wurde das Haupt der neuen Linie des Hauses Arenberg. Einer seiner Urenkel, Robert, war der erste Herzog von Bouillon aus dem Hause Arenberg-von der Mark. Nach dem Tode Roberts III. von Arenberg war dessen Schwester, Margaretha von Arenberg, die einzige Erbin des Hauses. Sie heirathete Johann von Ligne, der den Namen und das Wappen von Arenberg annahm und im Jahre 1549 von Kaiser Karl V. in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Unter seinem Sohne Karl wurde im Jahre 1576 das Haus Arenberg von Kaiser Maximilian II. in den Fürstenstand erhoben. Durch seine Heirath mit der Erbin Anna von Croy, Herzogin von Arschot, erwarb Karl von Arenberg bedeutende Güter in den Niederlanden, die großentheils noch jetzt im Besitze des Chefs des Hauses Arenberg sind. Die herzogliche Würde erhielt dieses Haus im Jahre 1644 von Kaiser Ferdinand III. Nach der kaiserlichen Urkunde sind zwar sämmtliche Glieder der Familie berechtigt, den herzoglichen Titel zu führen, doch ist es der Gebrauch des Hauses, daß nur der Chef desselben Herzog genannt wird.

Das Haus Arenberg ist mithin eines der alten deutschen Fürstenhäuser und hatte als solches auf dem deutschen Reichstage Sitz und Stimme.

Karl Maria Raimund, Herzog von Arenberg, heirathete im Jahre 1748 Luisa Margaretha, die Tochter und einzige Erbin des Grafen Ludwig Engelbert von der Mark, des letzten männlichen Abkömmlings eben jenes gräflichen Hauses von der Mark, das im dreizehnten Jahrhunderte durch die Ehe des Grafen Engelbert mit Mathilde von Arenberg das Haus Arenberg fortgesetzt hatte.

Der älteste Sohn dieser Ehe war Herzog Ludwig Engelbert, gestorben am 7. März 1820, dessen ältester Sohn Prosper Ludwig, der jetzige regierende Herzog und Chef des Hauses Arenberg ist.

Der zweite Sohn des Herzogs Karl Maria Raimund und der Gräfin Luisa Margaretha von der Mark war unser Fürst August Maria Raimund, Graf von der Mark, der, wie in der Einleitung Seite 11 erzählt wird, in Frankreich Eigenthümer des deutschen Regiments seines Großvaters mütterlicher Seite, Ludwig Engelbert von der Mark, wurde und dort unter dem Namen Graf von der Mark bekannt war, unter welchem Namen er auch durchgehends von den Schriftstellern über die französische Revolution in der französischen Form Lamark angeführt wird. Seitdem er Frankreich im Jahre 1791 verlassen, führte er indessen fortwährend den Namen Fürst August von Arenberg und starb zu Brüssel am 26. September 1833.

---

2. Feldmarschall Graf von Lacy war irländischer Abkunft und ein Sohn jenes Lacy, der mit Feldmarschall Münnich *) die Russen so siegreich gegen die Türken unter der Regierung der Kaiserin Anna anführte. Er war geboren im Jahre 1718, erhielt eine sorgfältige Erziehung und lernte die Kriegskunst in Münnich's großer Schule. Als Maria Theresia zur Regierung gelangte, trat er in österreichische Dienste. Sein Betragen, seine Talente und sein Muth erwarben ihm die Achtung seiner Vorgesetzten und er rückte rasch bis zum Obersten

*) Burkhard Christoph Graf von Münnich, geboren zu Neuenhuntorf im Herzogthume Oldenburg im Jahre 1683, gestorben im Jahre 1762.

vor. Durch theoretische Kenntnisse und Gewandtheit in der Taktik, so wie durch Wachsamkeit und Thätigkeit zog er im siebenjährigen Kriege die Aufmerksamkeit Daun's auf sich und wurde bald Generalmajor. Später verdankte er seine Beförderungen dem Feldmarschall Daun, der ihn bei Allem zu Rathe zog und ihm die Ausführung der wichtigsten und schwierigsten Maßregeln übertrug. So lebhaft und unternehmend Lacy war und so oft er auch den Oberbefehlshaber zu kraftvollen, entscheidenden Schritten antrieb, so kaltblütig und voll Geistesgegenwart blieb er doch immer dabei. Er erwies sich ungemein nützlich in der Abrichtung der Truppen und in der Ausführung der von Daun erfundenen Manöver; er war ein Freund der strengsten Ordnung und führte in allen Zweigen des Dienstes große Ersparnisse ein.

---

3. Ludwig Engelbert, Graf von der Mark, geboren im Jahre 1701, gestorben im Jahre 1773 auf dem Schlosse Fleville in Lothringen, war, wie gesagt, der letzte männliche Nachkomme des gräflichen Hauses von der Mark, dessen Stammgüter in der Eiffel an die Stammgüter des Hauses Arenberg grenzten. So wie im dreizehnten Jahrhunderte ein Graf von der Mark, durch seine Heirath mit der Erbin von Arenberg, der Stammvater einer neuen Linie des Hauses Arenberg wurde, so sollte der Herzog Karl Maria Raimund von Arenberg durch seine Heirath mit der einzigen Tochter des Grafen Ludwig Engelbert, nämlich mit der vorgenannten Erbin Luisa Margaretha von der Mark, eine neue Linie des Hauses von der Mark begründen. Luisa Margaretha war die Tochter erster Ehe des Grafen Ludwig Engelbert mit Hyazinthe Maria Anna Gräfin von Bien-Assis. Die zweite Ehe des Grafen mit Maria Anna Franziska, Tochter des Herzogs Adrian Moriz von Noailles, blieb kinderlos.

---

4. Eine besondere Stipulation wegen der Fortdauer des gräflichen Namens und Wappens „von der Mark" wurde noch am 23. November 1774 in den Heirathsvertrag des Fürsten August Maria Raimund von Arenberg mit Maria Franziska Ursula Augustina Le Danois, Marquise von Cernay (man sehe unten Note 6), aufge-

nommen und mit Errichtung der Herrschaft Raismes bei Valenciennes und daran stoßender Güter zu einem Majorate in Verbindung gebracht. Die durch die französische Revolution herbeigeführte gänzliche Aenderung der Gesetzgebung über Vererbung des Eigenthums machte indessen später diese Stipulation unausführbar.

---

5. Graf von Mercy-Argenteau, Gesandter des deutschen Kaisers bei dem Hofe von Versailles vom Jahre 1766 bis zum Jahre 1790, spielt eine Hauptrolle in den Verbindungen, die sich in diesem letzten Jahre zwischen dem Hofe und dem Grafen von Mirabeau anknüpften; wir müssen ihm daher eine besondere Notiz um so mehr widmen, als von ihm das sogenannte österreichische Comite herrührt, dem die Schriftsteller der Revolution alle von Maria Antoinette befolgten Rathschläge zugeschrieben haben.

Dieses furchtbare Comite, wovon so viel die Rede gewesen und dem man so Vieles zur Last gelegt, hat im Grunde nie bestanden, und sonderbar ist es, daß die Grafen Mercy und von der Mark, aus denen allein es bestanden haben könnte, beide als französische Unterthanen naturalisirt waren.

Man hat in der Einleitung gesehen, wie der in Belgien geborene, von einem deutschen reichsunmittelbaren Fürstenhause abstammende Graf von der Mark schon in seiner ersten Jugend in französische Dienste trat und später zum Mitgliede der Nationalversammlung gewählt wurde. Ebenso war der Graf von Mercy-Argenteau, obgleich kaiserlicher Gesandter beim Könige von Frankreich, auch ein naturalisirter Unterthan dieses Königs.

Seit Jahrhunderten nämlich besaß das Haus Mercy Patrimonialgüter in dem Herzogthume Bar. Florimond von Mercy, später Feldmarschall Kaiser Karls VI., hatte unter den Fahnen des Herzogs Karl V. von Lothringen gekämpft. Als er im Jahre 1698 nach dem Ryswicker Frieden nach Lothringen zurückkam, fand er sein Schloß Mercy geschleift und seine Besitzungen, die Ludwig XIV. während seiner Abwesenheit eingezogen hatte, ganz verwüstet. Ihn für seine und seiner Vorfahren Dienste zu entschädigen, schenkte ihm der Herzog in den Jahren 1705 und 1708 mehrere Domänen in Lothringen, die er mit den Patrimonialgütern des Hauses Mercy vereinigte. Als

er jedoch kurz nachher wieder in den Krieg zog, traf er, da er kinderlos war, im Jahre 1709 eine Verfügung, wodurch er alle ihm von dem Herzoge geschenkten Güter diesem zurückgab und ihm sogar auch das Gut Mercy gegen eine lebenslängliche Rente abtrat. Damals wurde dieses Gut zur Grafschaft erhoben, um, nach dem Tode des Marschalls, mit der herzoglichen Krone von Lothringen vereinigt zu bleiben.

Um dieselbe Zeit setzte der Marschall zum Universalerben seiner Güter in Ungarn, Oesterreich und den Niederlanden einen seiner Verwandten, den Grafen Karl Ignaz Augustin von Argenteau, ein, unter der Bedingung, daß er die Namen und Wappen von Mercy und Argenteau vereinigt führen solle. Dieser Graf von Mercy-Argenteau heirathete dann eine Gräfin von Rouvroy, die von jenem Johann von Rouvroy abstammte, der sich in den Kreuzzügen unter Gottfried von Bouillon auszeichnete. Einziger Sohn dieser Ehe war Graf Florimond-Claude, der uns hier beschäftigt und sich frühe der diplomatischen Laufbahn widmete.

Kaum hatte Graf Karl Ignaz Augustin von Mercy-Argenteau die Erbschaft des Feldmarschalls Mercy angetreten, so that er auch Schritte, um wieder in den Besitz des Stammgutes Mercy zu kommen. Diese Schritte wurden von dem Herzoge Franz von Lothringen günstig aufgenommen. Eine in Wien am 29. Februar 1736 unterzeichnete Urkunde gab ihm die Patrimonialtheile der Besitzung Mercy nebst den damit verbundenen Rechten und Prärogativen und dem gräflichen Titel wieder zurück. Dieses geschah um die Zeit der Vereinigung der Herzogthümer Lothringen und Bar mit Frankreich, und da Graf Karl Ignaz, als er zum Wiederbesitze seiner Familiengüter in Lothringen gelangte, auch vom Herzoge Franz das Indigenatsrecht erhalten hatte, so berief sich sein Sohn, auf den wir nun kommen, auf diesen Umstand, um während der ganzen Zeit, die er als Gesandter des deutschen Kaisers an fremden Höfen und besonders am Hofe von Frankreich residirte, als französischer Unterthan aufzutreten, wozu er gleich Anfangs bei diesem letztern Hofe die nöthigen Schritte gethan hatte.

Florimond-Claude, Graf von Mercy-Argenteau, geboren zu Lüttich im Jahre 1722, machte seine Studien in dieser Stadt unter Leitung seines Onkels, der Stiftsherr bei der dortigen Hauptkirche und der

Bruder seines frühe verstorbenen Vaters war. Er trat, wie wir schon gesagt haben, jung in die diplomatische Laufbahn ein und zeichnete sich darin bald durch Gewandtheit, einen weisen, vorsichtigen Charakter und durch einen edlen, etwas feierlichen Anstand aus, was damals an einem kaiserlichen Gesandten als ein Verdienst mehr angesehen wurde. Im Alter von fünf und dreißig Jahren war er schon Gesandter des Wiener Hofes in Turin. Die Eigenschaft eines naturalisirten Franzosen, auf die er antrug, erfoderte es, wenn man einer fremden Macht diente, daß man von drei zu drei Jahren eine schriftliche Erlaubniß, außerhalb Frankreich zu dienen, von dem französischen Hofe erhalten mußte. Graf Mercy, der sich diese schon einige Male hatte geben lassen, als er nacheinander in Turin und Petersburg als kaiserlicher Gesandter residirte, bat endlich den Herzog von Choiseul, damals erster Minister, er möchte ihm eine solche Erlaubniß auf unbestimmte Zeit erwirken. Der Herzog, der seit dem Vertrage zwischen Oesterreich und Frankreich vom Jahre 1756 jede Gelegenheit ergriff, dem Wiener Hofe angenehm zu sein, gewährte ihm diesen Wunsch und die Erlaubniß wurde zu Marly am 19. Juni 1761 ausgefertigt.

So behielt also Graf Mercy, der durch seine Geburt, seine Familie, seine Besitzungen in Ungarn und den Niederlanden und seine hohe diplomatische Stellung Deutschland angehörte, dennoch das französische Indigenat, worauf er großen Werth legte.

Man weiß, daß die Kaiserin Maria Theresia seit jenem Vertrage vom Jahre 1756 ihrerseits keine Gelegenheit versäumte, Frankreich angenehm zu sein, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses sie auch in der Wahl ihres Gesandten beim französischen Hofe bestimmte. Graf Mercy-Argenteau gelangte zu diesem Posten im Jahre 1766 und hatte großen Antheil an der Heirath des Dauphins mit der Erzherzogin Marie Antoinette. Er erhielt bei dieser Gelegenheit den Orden des goldenen Vließes, damals in Oesterreich eine hohe Auszeichnung. Früher hatte er das Großkreuz des Stephansordens erhalten. Seine Gesandtschaft dauerte vom Jahre 1766 bis zum Jahre 1790 und während dieser ganzen Zeit stand er zu Paris und Wien immer in der höchsten Gunst.

Mit mehreren wichtigen Unterhandlungen beauftragt, entledigte er sich ihrer auf eine ausgezeichnete Weise. Maria Theresia und die

Kaiser Joseph, Leopold und Franz ehrten ihn durch häufige Beweise ihrer Zufriedenheit; der Hof von Versailles behandelte ihn mit der größten Hochachtung; Ludwig XVI. hatte das volleste Vertrauen zu seinen Einsichten und seiner Rechtschaffenheit und die Königin fühlte für ihn eine Art von kindlicher Verehrung, die sich aus der Zeit ihrer Ankunft in Frankreich herschrieb, wo er ihre ersten Schritte als Dauphine geleitet hatte.

Wir wollen hier einen Umstand nicht übergehen, der uns, wenn gleich nicht bedeutend an sich, doch geeignet scheint, einen Beweis mehr dafür zu liefern, daß Graf Mercy, der als Gesandter seines Kaisers allerdings dessen Politik vertreten mußte, doch auch ein eben so großes Interesse hatte, Frankreichs Größe und Wohlfahrt, so viel es in seinen Kräften stand, zu begünstigen. Während seiner französischen Gesandtschaft verkaufte er seine sämmtlichen Besitzungen in Ungarn und legte dieses Kapital in San-Domingo an, wo er, zur Zeit der Revolution, an Gebäulichkeiten einen Werth von drei Millionen Franken verlor.

Ohne uns bei der Seltsamkeit einer Stellung wie die des Grafen aufzuhalten, der zugleich Gesandter des Kaisers am Hofe zu Versailles und in Frankreich reichbegüterter Unterthan des Königs war, sind wir der Meinung, die bloße Thatsache dieser Stellung beweise schon, daß der Wiener Hof auf den von Versailles nicht jenen verderblichen Einfluß habe ausüben wollen, den man ihm zugeschrieben. Würde er dann vier und zwanzig Jahre lang als Gesandter in Frankreich einen Mann beibehalten haben, dessen direkter Vortheil an die Entwickelung der Macht und des Reichthums dieses Landes, worin der größere Theil seiner Besitzungen lag, geknüpft war? — Ohne dem Andenken des Grafen von Mercy-Argenteau zu nahe zu treten, darf man also annehmen, daß er dem französischen Hofe im Allgemeinen und der Königin insbesondere nie andern Rath ertheilt hat, als solchen, den er den wahren Interessen Frankreichs für entsprechend hielt. Mag man in dieser Hinsicht seine Einsichten in Zweifel ziehen, seine Absichten und auch die seines Hofes darf man, unseres Erachtens, nicht verdächtigen. Diese Bemerkung, deren Richtigkeit jedem Unparteiischen einleuchten muß, kann zur Aufklärung einer historischen Frage dienen, weil sie das ganze Gerüste jener leidenschaftlichen und boshaften Anschuldigungen gegen die Königin Marie

Antoinette umwirft, die man hat darstellen wollen, als opfere sie fortwährend ihr neues Vaterland dem Interesse Oesterreichs. Diese Bemerkung führt auch alle jene Anschuldigungen gegen das sogenannte österreichische Comite, die man in den meisten Schriften über die französische Revolution findet, auf ihren wahren Werth zurück.

Im Laufe des Jahres 1790 wurde Graf Mercy, obgleich er seinen Posten als Gesandter in Frankreich beibehielt, bei Gelegenheit des Aufstandes der österreichischen Niederlande mit jener wichtigen Sendung beauftragt, wovon in der Einleitung die Rede gewesen. Als dieser Aufstand gedämpft worden, wollte das Wiener Kabinet, um neuen Unruhen vorzubeugen, bei Holland und England eine Stütze und Mitwirkung suchen. Zu diesem Ende wurden Konferenzen im Haag eröffnet, bei denen Graf Mercy seine Regierung zu vertreten hatte. So verließ er Paris im September 1790 und kehrte nicht wieder zurück.

Nach dem Schlusse der Haager Konferenzen fühlte der Wiener Hof, in der damaligen verwickelten Lage der europäischen Angelegenheiten und besonders Angesichts der französischen Revolution, die Nothwendigkeit, in den Niederlanden einen Mann zu haben, der sein vollstes Vertrauen verdiente. Durch seine Stellung in der Nähe der großen Ereignisse, die sich vorbereiteten, und durch seine früheren Dienstverhältnisse mußte er sich mit einflußreichen Personen in Frankreich in unmittelbare Verbindung setzen, so viel als möglich jede Gelegenheit zu unterhandeln benutzen und, ging dieses nicht an, die von den Umständen gebotenen Maßregeln ergreifen können. Dem Grafen Mercy übertrug der Wiener Hof diese schwierige Aufgabe.

Durch ein kaiserliches Patent vom 30. November 1790 wurde er „zum bevollmächtigten Minister in den Niederlanden in Abwesenheit Ihrer königlichen Hoheiten der Generalstatthalter der Niederlande, Erzherzogin Maria Christina von Oesterreich und Herzog Albert von Sachsen-Teschen,“ ernannt.

Seine Vollmachten waren sehr ausgedehnt und umfaßten nicht nur alle Befugnisse der Generalstatthalter, sondern gingen sogar noch weiter. Er durfte aus eigener Autorität Alles thun, was er dem Vortheile des Kaisers und dem Wohle des Landes angemessen finden würde; auch zeigt die Fassung jenes Patents, daß er seit dem

30. November 1790 bis in's Jahr 1794, wo die französischen Armeen, die nach der Eroberung Belgiens gegen den Rhein anrückten, ihn nöthigten, das Schloß Brühl bei Köln, wohin er sich zurückgezogen hatte, zu verlassen, — in der That Generalstatthalter der Niederlande war. Er begab sich dann nach Holland, blieb dort aber nur wenige Tage.

Am 13. August 1794 schiffte sich Graf Mercy zu Helvoetsluys nach England ein, wo er auch im Jahre 1791 auf kurze Zeit gewesen war. Diesesmal hatte er den besondern Auftrag, mit England um Hülfsgelder für die bevorstehende Koalition gegen Frankreich zu unterhandeln.

Während der zwei letzten Jahre seines Aufenthaltes zu Brüssel hatte Graf Mercy Instruktionen anderer Art, die sich auf das Loos der unglücklichen königlichen Familie von Frankreich, welche man der Wuth der Revolutionäre entreißen wollte, bezogen, von seinem Hofe erhalten. Geheime Unterhandlungen, deren Seele er war, wurden mit einflußreichen Personen zu Paris, die man der Sache des Hofes zu gewinnen hoffte, angeknüpft. Daneben befand er sich im Mittelpunkte der Kriegsoperationen und war vom Kaiser beauftragt, sie zu beobachten und in Uebereinstimmung mit den kaiserlichen Generalen zu verfahren. Er war daher oft im Hauptquartier, begab sich von einer Heeresabtheilung zur andern und erhielt von den Oberoffizieren Berichte über ihre Operationen.

Während dieser Zeit wurden die verschiedenen Briefe und Depeschen geschrieben, die hiemit veröffentlicht werden und deren Urschriften sich unter den Papieren des Grafen von der Mark befanden. Dieser war im Oktober 1791 zum Grafen Mercy nach Brüssel gekommen und arbeitete bei ihm und unter seiner Leitung in den Geschäften der Gesandtschaft. Jene Aktenstücke sind daher vollkommen authentisch und haben ein hohes historisches Interesse.

Nach einer mühsamen Ueberfahrt kam Graf Mercy, der schon vor seiner Abreise unwohl war, krank und wegen der Zukunft bekümmert in London an; das Uebel machte rasche Fortschritte und, ohne Jemanden gesehen zu haben, starb er am 26. August im Alter von zwei und siebenzig Jahren. Er war nie verheirathet gewesen; sein Titel und seine Güter gingen auf den noch jetzt in Belgien wohnenden Zweig seiner Familie über.

6. Maria Franziska Ursula Le Danois, Marquise von Cernay, Tochter des Franz Joseph Le Danois, Marquis von Danois und Joffreville, und der Maria Franziska Colette Le Danois von Cernay, Marquise von Bousies. Die Ehe der Eltern hatte die beiden Linien, worin sich das uralte Haus Le Danois seit drei Jahrhunderten getheilt, wieder vereinigt. Die Gemahlin des Fürsten A. von Arenberg stammte mithin von beiden Linien ab. Da ihre Eltern frühe starben, so war sie in dem Hause ihres Großvaters mütterlicher Seite, des Generallieutenants und Gouverneurs von Quesnoy, Franz Maria Le Danois, Marquis von Cernay erzogen worden. Sie starb im Jahre 1810. Das einzige Kind ihrer Ehe ist der noch lebende Fürst Ernst Engelbert von Arenberg, geboren den 25. Mai 1777, vermählt in erster Ehe mit Maria Theresia, Tochter des Grafen Joseph Nikolaus von Windisch-Grätz, die am 22. Januar 1841 starb, und in zweiter Ehe mit Sophie Carolina Maria, Tochter des Fürsten Karl von Auersperg. Kinder dieser zweiten Ehe sind Eleonore, geboren im Jahre 1845, und Luise, geboren im Jahre 1846. Fürst Ernst von Arenberg ist noch immer Besitzer des Stammguts Raismes. Er ist Verfasser des Werks: L'art de la fortification appliqué à la défense des grandes et moyennes places de guerre, das dem Kaiser Franz I. von Oesterreich gewidmet und dessen zweite, bedeutend vermehrte Ausgabe im Jahre 1848 in Venedig in der armenischen Buchdruckerei erschienen ist.

---

7. Graf Axel von Fersen, geboren zu Stockholm gegen das Jahr 1750. Der Zweig seiner in Schweden wohnenden Familie war aus Liefland hingekommen, leitete aber seine alte Abkunft von den schottischen Mac-Pherson her. Sein Vater war Feldmarschall, hatte zu Anfange der Regierung Gustavs III. an der Spitze der Opposition gestanden und leitete selbst die Studien seines Sohnes. Als diese beendigt waren, machte Graf Axel, nach der Gewohnheit der jungen schwedischen Edelleute, eine Reise durch England, Deutschland und Italien, ehe er nach Frankreich kam, um dort in Dienste zu treten. Bald nachher machte er den amerikanischen Feldzug mit und wurde nach seiner Rückkehr Colonel und Eigenthümer des zur französischen Armee gehörenden Regimentes Royal-Suédois. Vom Jahre 1783

bis zum Jahre 1788 lebte er am Hofe zu Versailles. Als Schweden in diesem letzten Jahre Rußland den Krieg erklärte, eilte Graf Fersen in sein Vaterland zurück, machte den Feldzug von 1788 in der königlichen Garde zu Pferde als Oberstlieutenant mit und kam nach beendigtem Kriege mit der Erlaubniß seines Königs wieder nach Frankreich.

Beim Ausbruche der französischen Revolution zeichnete sich der Graf, damals in Paris, durch seine Anhänglichkeit an die königliche Familie aus. Bekannt ist es, daß er, bei der Abreise nach Varennes, den Wagen der königlichen Familie bis auf die erste Poststation vor Paris selbst führte. Er war es, der dem Könige Pässe und Geld für die Reise verschafft hatte. Nahe an zwei Millionen hatte er für Rechnung des Königs erhoben und es übernommen, ihm diese Summe, sobald die königliche Familie in Sicherheit wäre, zuzustellen. Graf Fersen, der es tief beklagte, auf Befehl des Königs ihn auf der ersten Poststation verlassen zu haben, kam glücklich in Brüssel an und hinterlegte das aufgebrachte Geld in Wien, wo es später der Herzogin von Angouleme übergeben wurde.

Von Brüssel aus, wo er sich nach dem unglücklichen Ereignisse von Varennes ziemlich lange aufhielt, trotzte Graf Fersen allen Hindernissen, um der königlichen Familie während ihrer Verhaftung im Tempel Tröstungen zukommen zu lassen. Nach des Königs und der Königin Hinrichtung verließ er Brüssel und ging nach Koblenz; dann wohnte er nacheinander in Wien, Dresden und Berlin und kehrte endlich nach Schweden zurück. Hier erhielt er schmeichelhafte Auszeichnungen. Der König ernannte ihn zum Großmarschall seines Hofes, zum Ritter seiner Orden, zum Kanzler der Universität Upsala und gab ihm unter den Großen seines Königreichs den Rang, der ihn zum Titel Excellenz berechtigte.

Graf von Fersen, der den Stürmen der französischen Revolution glücklich entgangen war, fiel, ein Opfer der Gährung, die in Stockholm im Jahre 1810, nach dem Tode des kurz zuvor zum Kronprinzen von Schweden erwählten Herzogs Karl August von Augustenburg, entstand. Von Aufwieglern, die den Grafen beschuldigten, er habe den vom Schlage getroffenen Prinzen vergiften lassen, irre geleitet, fiel das Volk im Augenblicke, wo er als Oberhofmarschall den Leichenzug des Verstorbenen anführte, mit Steinwürfen über

ihn her und unter den grausamsten Mißhandlungen gab er auf einem öffentlichen Platze Stockholms den Geist auf.

Graf Axel von Fersen war groß und wohlgebaut. Seine Gesichtsbildung war edel, ausgezeichnet und trug das Gepräge einer Kälte, die ohne Zweifel von seinem ernsten, verschlossenen Geiste herrührte. Ueber die Beweggründe seiner Ergebenheit gegen die königliche Familie von Frankreich, die sich aus seinem ritterlichen Charakter schon hinlänglich erklärt, hat die Verleumdung einen für die Königin Marie Antoinette ehrenrührigen Argwohn verbreiten wollen. Ein kürzlich in England erschienenes Werk „Erinnerungen von Lord Holland" wiederholt diese Verleumdung in so anstößigen Ausdrücken und mit so unwahrscheinlichen Umständen, daß es schwer wird, darin den verstorbenen Lord wiederzuerkennen. So scheut man sich z. B. nicht, auf das angebliche Zeugniß des Fürsten Talleyrand hin die Behauptung aufzustellen, Madame Campan (Kammerfrau der Königin) habe gesagt, sie selbst habe in der Nacht vom 5. auf den 6. Oktober 1789 den Grafen von Fersen aus dem Schlafgemache der Königin entwischen lassen. Nun erklärt aber Madame Campan in ihren „Memoiren," deren eigenhändiges Manuscript wir untersucht haben, ganz bestimmt, sie sei an jenem Tage nicht in Versailles gewesen und ihr Mann, der in den Gemächern der Königin den Dienst hatte, sei bis ein Uhr Morgens dort geblieben, um Ihre Majestät gegen die ihr drohenden Angriffe der Meuchelmörder zu vertheidigen. Dürfte auch wohl die äußerste Bosheit als wahrscheinlich aufstellen, daß die Königin eine solche Nacht zu einer Zusammenkunft mit dem Grafen von Fersen gewählt haben würde? Fürst Talleyrand, dessen Gedächtniß so sicher und frisch geblieben war und der überdies mit Frau Campan in so häufigem Verkehr gestanden hatte, daß er ganz gut von Allem unterrichtet sein mußte, kann also zu keiner Zeit Lord Holland eine solche Mittheilung gemacht haben, und hat der Verfasser der „Erinnerungen" seine Feder sich auf eine seines Charakters und seines Rufes so wenig würdige Weise verirren lassen, so muß man nur bedauern, daß sich ein Verleger gefunden hat, der so unbekümmert um die Ehre seines Andenkens war, daß er eine Erzählung in Druck gegeben, die der Glaubwürdigkeit des ganzen Werkes schadet.

* * *

Dieser Erklärung des Herrn von Bacourt zur Ehrenrettung der unglücklichen Königin müssen wir noch hinzufügen, daß Niemand eine größere Autorität als er sein kann, wenn es sich von Worten des verstorbenen Fürsten Talleyrand handelt, denn als französischer Gesandtschaftssekretair bei der Londoner Konferenz lebte Herr von Bacourt Jahre lang in vertrautem Umgange mit dem berühmten Diplomaten, der für ihn keine Geheimnisse hatte und sich besonders mit ihm gerne von seiner Vergangenheit unterhielt, wo denn das Gespräch oft bei den Ereignissen der französischen Revolution verweilen mußte. St.

---

8. „Sie wünschen zu wissen, wann ich zuerst nach Ruhm und Freiheit geseufzt habe; ich erinnere mich keiner Epoche meines Lebens, die meinem Enthusiasmus für glorreiche Anekdoten oder meinen Entwürfen, nach Ruhm hinaus in die Welt zu ziehen, vorhergegangen wäre. . . . . Republikanische Verhältnisse entzückten mich, und als meine Schwiegereltern mir eine Stelle am Hofe zugedacht, nahm ich keinen Anstand, diesem zu mißfallen; um meine Unabhängigkeit zu behalten. In dieser Stimmung erhielt ich die ersten Nachrichten von Unruhen in Amerika; genau wurden sie in Europa erst im Jahre 1776 bekannt und die denkwürdige Erklärung der Nordamerikaner vom 4. Juli gelangte erst gegen das Ende dieses Jahrs bis zu uns."

„(1776.) Bei der ersten Nachricht von diesem Streite war mein Herz angeworben und ich war nur darauf bedacht, unter meine Fahnen zu treten*). Einige Umstände, die es unnöthig wäre anzufüh-

*) Der amerikanische Schriftsteller Jared Sparks, dem Lafayette für seine Sammlung der Schriften Washington's Beiträge geliefert, erzählt darin Folgendes: „Im Jahre 1776 war Herr von Lafayette in Metz in Garnison. Der Herzog von Gloucester, Bruder des Königs von England, kam in diese Stadt, und der Kommandant, Graf von Broglie, gab ihm zu Ehren ein Essen. Unter den eingeladenen Offizieren befand sich auch der junge Lafayette. Der Herzog hatte eben Briefe aus England erhalten nnd lenkte das Gespräch auf ihren Inhalt, nämlich auf die amerikanische Unabhängigkeitserklärung und auf die Ereignisse in der neuen Welt. Alles das war für Herrn von Lafayette neu; er hörte begierig zu und bestürmte den Herzog mit Fragen. Mit jeder Antwort, die er erhielt, wuchs seine Begeisterung und ehe das Essen zu Ende war, hatte er beschlossen, nach Amerika zu gehen. Von diesem Augenblicke an hatte er keinen andern Gedanken. Ihn zu verwirklichen, ging er bald darauf nach Paris und theilte ihn zwei jungen Freun-

ren, hatten mir bewiesen, daß ich für meinen Zweck von meiner Familie nur Hindernisse zu erwarten hatte; ich rechnete also nur auf mich und wagte es, für mein Wappen den Wahlspruch „Cur non?“ anzunehmen, der mir zugleich als Aufmunterung und Antwort dienen sollte. Silas Deane war in Paris; man fürchtete aber, ihn zu sehen, und seine Stimme wurde von dem Geschrei des Lord Stormont übertönt. Unter der Hand schickte er nach Amerika alte Waffen, die ein wenig nutzten, und junge Offiziere, die kein Glück machten; Alles für Rechnung des Herrn von Beaumarchais; und wenn der englische Gesandte unserm Hofe davon sprach, so leugnete dieser die Sendungen ab, befahl, sie zurückzuhalten, und verjagte die amerikanischen Korsaren aus unsern Häfen. Als ich mich direkt an Deane wenden wollte, wurde ich mit von Kalb befreundet, einem Deutschen in unsern Diensten, der bei den Insurgenten angestellt zu werden suchte und mir als Dolmetscher nützlich war. Es ist derselbe, den Herr von Choiseul nach den englischen Kolonien geschickt hatte und der nach seiner Rückkehr Geld, aber keine Audienz von ihm erhielt; so wenig dachte dieser Minister an eine Revolution, die man ihm später zur Ehre hat anrechnen wollen. Als ich Deane mein kaum neunzehnjähriges Gesicht zeigte, sprach ich mehr von meinem Eifer, als von meiner Erfahrung, legte aber ein Gewicht auf das kleine Aufsehen, das meine Abreise machen würde, und so unterzeichnete er die Uebereinkunft. Wirklich wunderbar war es, daß diese Unterhandlung und meine Vorbereitungen unentdeckt blieben. Familie, Freunde, Minister, französische, englische Spione, Alle waren blind. Unter meinen geheimen Vertrauten verdanke ich viel dem Herrn von Bois-Martin, Sekretair des Grafen von Broglie, und diesem Grafen selbst, dessen Herz, nach vergeblichen Bemühungen mich zurückzuhalten, mir mit väterlicher Zärtlichkeit folgte.“

„Man war mit der Ausrüstung eines Schiffes beschäftigt, als schlimme Nachrichten eingingen. New-York, Long-Island, die White-

---

den, dem Grafen von Segur und dem Vicomte von Noailles, die ihn begleiten sollten, mit. Sie bewahrten das Geheimniß treu; ebenso der Graf von Broglie, der alles Mögliche hervorsuchte, um Lafayette von seinem Vorhaben abzubringen... Als er aber sah, daß der Entschluß unerschütterlich war, wußte er ihn zu würdigen, und er war es, der Herrn von Lafayette mit dem Baron von Kalb in Verbindung setzte.“

Plains, das Fort Washington und die Jerseys waren Zeuge von der Vernichtung der amerikanischen Streitkräfte durch 33,000 Engländer und Deutsche gewesen. Nur drei tausend Mann blieben, ohne Waffen, und von General Howe verfolgt. Von diesem Augenblicke an erlosch der Kredit der Insurgenten; es wurde unmöglich, ein Schiff zu schicken; die amerikanischen Abgesandten selbst hielten sich für verpflichtet, mir ihre Muthlosigkeit mitzutheilen und mir mein Vorhaben auszureden. Ich ging zu Deane, dankte ihm für seine Offenheit und fügte hinzu: „Bis jetzt haben Sie nur meinen Eifer gesehen; er wird vielleicht unnütz werden; ich kaufe ein Schiff für Ihre Offiziere; man muß Vertrauen zeigen und in der Gefahr ist es mir gerade lieb, Ihr Loos zu theilen.“ Dieser Vorschlag wurde sehr gut aufgenommen; nun mußte man aber Geld finden, im Stillen ein Schiff kaufen und bewaffnen. Alles dies ging schnell von Statten.“

„Unterdessen rückte die Zeit einer längst mit dem Prinzen von Poix verabredeten Reise nach England heran. Ich konnte mich nicht davon zurückziehen, ohne mein Geheimniß zu verrathen, und indem ich die Reise mitmachte, verheimlichte ich meine Rüstungen. Dieses Letztere war besonders Deane und Franklin Recht, denn dieser war in Frankreich, und obgleich ich ihn nicht besuchte, aus Besorgniß bei ihm angetroffen zu werden, so wechselten wir doch Briefe miteinander durch Vermittlung des weniger bekannten Amerikaners Carmichael. Ich kam mit dem Prinzen von Poix in London an, ging zuerst zum Amerikaner Bancroft und dann zu Seiner Brittischen Majestät. Im Alter von neunzehn Jahren ist man vielleicht zu sehr geneigt, einen König, gegen den man Krieg führen will, zu persiffliren; bei Lord Germain, dem Minister für die Amerikanischen Kolonien, mit Lord Rawdon, der eben von New-York zurückgekommen war, zu tanzen und in der Oper mit demselben Clinton zusammenzutreffen, den ich zu Monmouth wiederfinden sollte. Aber während ich von meinen Absichten schwieg, trug ich meine Gefühle zur Schau, nahm oft die Amerikaner in Schutz, freute mich ihrer Erfolge bei Trenton und wurde wegen meines Oppositionsgeistes bei Lord Shelburne zum Frühstück eingeladen. Ich verwarf das Anerbieten, die Seehäfen und die Rüstungen gegen die Rebellen zu sehen, so wie überhaupt Alles, was mir ein Mißbrauch des Vertrauens schien. Nach drei

Wochen, als die Zeit der Abfahrt da war, lehnte ich den Antrag des Gesandten, meines Onkels (Marquis von Noailles, Bruder des Herzogs von Ayen und Oheim der Frau von Lafayette), mit ihm nach Hofe zu gehen, ab, und vertraute ihm die Laune, eine Fahrt nach Paris machen zu wollen. Er kam auf den Gedanken, mich bis zu meiner Rückkehr für krank auszugeben. Diese List hätte ich nicht vorgeschlagen, ich widersetzte mich ihr aber auch nicht.

Nach einer höchst beschwerlichen Ueberfahrt kam ich in Paris bei Herrn von Kalb an, verbarg mich drei Tage zu Chaillot, sah dort die Amerikaner und einige Freunde, und reiste nach Bordeaux, wo einige unerwartete Verzögerungen mich wieder aufhielten*). Ich benutzte sie, um einen Kourier nach Paris zu schicken, von woher die Nachrichten nicht ermuthigend lauteten; da aber der Kourier der Regierung dem meinigen folgte, so war kein Augenblick zu verlieren. Wir schifften uns ein, und die allerhöchsten Befehle erreichten mich erst im spanischen Hafen Los Passages, wo wir einfahren mußten. Die Briefe meiner Familie waren schrecklich, und der Steckbrief ganz bestimmt: Verbot nach dem amerikanischen Kontinent zu segeln, bei Strafe des Ungehorsams; Befehl, nach Marseille zu gehen, und fernere Weisungen abzuwarten. Die Folgen dieses Bannspruches, die Staatsgesetze, die Macht und der Zorn der Regierung, alles das wurde vielfach besprochen; aber der Schmerz und die Schwangerschaft

---

*) In Bordeaux erfuhr Herr von Lafayette, daß man in Versailles um seine Abreise wußte, und ein Verhaftsbefehl unterwegs war. Nachdem er sein Schiff nach Los Passages geführt hatte, kehrte er nach Bordeaux zurück, und schrieb dem Minister, seiner Familie und seinen Freunden. Unter diesen war Herr von Coigny, dem er einen vertrauten Boten zuschickte, und der ihm wissen ließ, er dürfe sich nicht versprechen, daß man ihm erlauben würde abzureisen. Nun that er, als ginge er nach Marseille, wo er mit seinem Schwiegervater zu einer Reise nach Italien zusammentreffen sollte, und reiste mit einem Offizier, Namens Mauroy, ab, der auch nach Amerika zu gehen wünschte. Einige Stunden weit von Bordeaux stieg er, als Kourier verkleidet, zu Pferde, und ritt, in der Richtung von Bayonne, vor dem Wagen her. Dort blieben sie zwei bis drei Stunden, und während Mauroy einige dringende Geschäfte verrichtete, lag Herr von Lafayette auf dem Stroh im Stalle. In St. Jean-de-Luz erkannte die Tochter des Postmeisters den falschen Kourier, den sie auf seiner Rückreise von Los Passages nach Bordeaux gesehen hatte. (Sparks am angeführten Orte. — Man erkennt leicht, daß Sparks nach Lafayette's Mittheilungen geschrieben hat.)

einer geliebten Frau, die der Abgott ihrer Verwandten und Freunde war, vermochten mehr über Herrn von Lafayette*). Da sein Schiff nicht mehr angehalten werden konnte, kam er nach Bordeaux zurück, rechtfertigte sein Unternehmen, und nahm in einer Erklärung an Herrn von Fumel alle Folgen einer Invasion auf sich. Weil indessen der Hof nicht nachgeben wollte, schrieb er an Herrn von Maurepas, dieses Nichtantworten sei ein stillschweigender Befehl, und nach diesem Scherze reiste er ab; schlug den Weg nach Marseille ein, kehrte um und war, als Kourier verkleidet, beinahe allen Gefahren entgangen, als ihn in St. Jean-de-Luz ein junges Mädchen erkannte. Ein Wink aber machte sie verstummen, und ihre kluge Treue entzog ihn jeder Nachstellung. So erreichte Herr von Lafayette sein Schiff am 26. April 1777, und schiffte sich an demselben Tage, nach sechsmonatlicher Arbeit und Ungeduld, nach dem amerikanischen Kontinent ein. (Mémoires de M. de la Fayette, Band I, Seite 7—15. Paris 1837.)

---

9. Anna Ludwig Heinrich von Lafare, geboren am 8. September 1752, auf dem Schlosse Bessay in Nieder-Poitou, wurde schon in seiner Kindheit für den geistlichen Stand bestimmt. Als Großneffe des Kardinals von Bernis gelangte er frühe zu hohen Würden. Im Jahr 1787 wurde er Bischof von Nancy, war während der Revolution bevollmächtigter Minister Ludwigs XVI. zu Wien, und wurde seit der Restauration nacheinander Erzbischof von Sens, Kardinal, Pair von Frankreich, Kommandeur der königlichen Orden, Staatsminister, Mitglied des geheimen Raths, und erster Almosenier der Dauphine. Er starb in den Tuilerien am 10. Dezember 1829. In einem Alter von 37 Jahren hatte er die Anrede zur Eröffnung der Generalstaaten gehalten; er war 72 Jahre alt, als er seine Rede zur Feier der Krönung Karls X. hielt.

---

*) „Diese Memoiren, die bis hieher in erster Person geschrieben waren, fahren nun in dritter Person fort. Wir kennen den Grund dieser Abweichung nicht; übrigens ist das ganze Manuscript von der Hand des Generals."

Wir müssen zu vorstehendem Auszuge aus den Memoiren Lafayette's die Bemerkung machen, daß die Anmerkungen dazu ebenfalls von den Herausgebern dieser Memoiren sind, mithin sie allein dafür einstehen müssen.

10. Ueber diese Frage des Veto wollen wir hier eine Stelle anführen aus der „Geschichte der Regierung Ludwigs XVI." von Joseph Droz, einem Werke, auf das wir uns mehr als einmal berufen werden, weil es uns im Geiste großer Unparteilichkeit, und im Allgemeinen mit genauer Kenntniß der Thatsachen geschrieben zu sein scheint:

„Necker empfahl die größte Vorsicht in Beziehung auf das Veto, und sagte, wenn man keiner starken Majorität für das absolute Veto gewiß sei, so gebiete die Vorsicht, nicht hartnäckig darauf zu bestehen. Er ging noch weiter. Er hielt im Ministerrathe einen Vortrag um darzuthun, das suspensive Veto gewähre dieselben Vortheile und habe weniger Nachtheile als das absolute; und Ludwig XVI. ermächtigte ihn ohne Schwierigkeit, diesen Vortrag der Versammlung mitzutheilen. Das Lesen des Uebersendungsschreibens erregte unter den Deputirten neue Unruhe. Mirabeau sagte, man könne dem Könige so wenig das Recht, seine Ansicht auszusprechen, als das, die Verfassung anzunehmen oder zu verwerfen, streitig machen; es scheine ihm indessen nicht nöthig, diesen Vortrag anzuhören, weil selbst dann, wenn der König das Recht des Veto für entbehrlich halte, die Versammlung, falls sie es für das öffentliche Wohl als nothwendig ansehe, es dennoch der königlichen Gewalt zusprechen müsse. Fast einstimmig weigerte sich die Versammlung, den Vortrag anzuhören; die Einen fürchteten dadurch Stimmen zu verlieren, die Andern wollten den König nicht an den Berathungen Theil nehmen lassen."

„Necker that diesen Schritt ohne Zustimmung eines einzigen der Deputirten, mit denen das Wohl Frankreichs und des Thrones erfodert hätte, daß er in Grundsätzen und Absichten übereinstimmte. Er bildete sich ein, er würde sich so das Vertrauen derjenigen, deren Meinungen er schmeichelte, erwerben, und den König sehr populär machen. Vergebens stellte man ihm vor, er täusche sich; seine Eitelkeit überredete ihn, er allein sehe richtig. Vor dem Schritte des Ministers war es sehr zweifelhaft, ob das absolute Veto die Mehrzahl für sich haben würde; unmöglich aber war dieses geworden, sobald der König selbst denen, die zwischen Furcht und Pflicht schwankten, ein Mittel, ihr Gewissen zu beschwichtigen, darbot. Die Versammlung war viel zahlreicher bei der Abstimmung als in der früheren Sitzung. Während des namentlichen Aufrufs erscholl auf der Gal-

lerie Beifall oder Murren, je nachdem die Deputirten der Volksmeinung gefielen oder mißfielen: 673 Stimmen gegen 325 sprachen sich für das suspensive Veto aus. (11. Sept. 1789.)

(Histoire du règne de Louis XVI. par M. J. Droz, Tome II, page 400.)

* * *

Mirabeau hatte in der Sitzung vom 1. September 1789 über die Frage des Veto nach einer Ausarbeitung des Marquis von Cazaux gesprochen, dem er auch in einer Note zu seiner gedruckten Rede ein glänzendes Lob spricht. Die Arbeit, die Reibasc für ihn über dieselbe Frage vorbereitet hatte, kam nicht zum öffentlichen Vortrage, und wurde hernach in den Courrier de Provence eingerückt.

St.

---

11. „Eine Kommission war beauftragt worden, die verschiedenen Entwürfe zu einer Erklärung der Menschenrechte zu prüfen, und einen Entwurf zur Berathung vorzulegen. Als Redner dieser Kommission setzte Mirabeau auseinander, wie schwer es sei, eine solche Erklärung abzufassen, besonders für alte gesellschaftliche Zustände, wo man nothwendiger Weise den bestehenden Verhältnissen Rechnung tragen müsse, und wie sehr die Schwierigkeit dann noch wachse, wenn diese Erklärung die Einleitung zu einer noch unbekannten Verfassung sein solle. Er scheute sich nicht, einer so leicht von Theorieen verführten Versammlung zu sagen: „Die Freiheit war nie die Frucht abstrakter Doktrinen oder philosophischer Deduktionen; die guten Gesetze gehen aus der Erfahrung jedes Tages, und aus Schlüssen, die sich auf die Beobachtung der Thatsachen gründen, hervor." Der Entwurf, den er vorlas, machte wenig Eindruck. Die Verlegenheit der Versammlung, nur einen Text für ihre metaphysischen Erörterungen zu finden, bewog Mirabeau zu dem Vorschlage, eine Erklärung der Rechte erst nach Vollendung der Verfassung wieder vorzunehmen. Es erhob sich Beifallklatschen, das aber bald durch heftiges Murren übertönt wurde. Einige Mitglieder des Bretagnerklubs wurden unwillig und warfen Mirabeau vor, er mißbrauche sein Talent, und mache sich ein Spiel daraus, die Versammlung zu sich widersprechenden Beschlüssen hinzu-

reißen. Dieser Vorwurf war nicht ganz ungegründet; wir haben gesehen, daß der stolze Redner, um sich der Regierung zugleich furchtbar und nothwendig zu machen, sich bald kühn genug, die Köpfe aufzuregen, bald mächtig genug, sie zu beruhigen, zeigen wollte. Man beschuldigte ihn, er wolle das Zustandekommen einer Erklärung der Menschenrechte hintertreiben. Seine Widersacher waren sehr heftig; einer derselben, ihn um so empfindlicher zu verwunden, erinnerte an die Ausschweifungen seines Privatlebens. Anstatt durch diesen Angriff aus der Fassung zu kommen, antwortete Mirabeau mit Unbefangenheit und Würde: „Allerdings bin ich im Laufe einer stürmischen Jugend, durch Anderer und durch eigene Schuld, in große Verirrungen gefallen, und wenige Menschen haben durch ihr Privatleben der Verläumdung mehr Vorschub geleistet, der üblen Nachrede mehr Nahrung gegeben. Aber euch Alle kann ich zu Zeugen auffordern: kein Schriftsteller, kein öffentlicher Charakter hat mehr wie ich das Recht, sich muthiger Gesinnungen, uneigennütziger Absichten, einer stolzen Unabhängigkeit und übereinstimmender, unbeugsamer Grundsätze zu rühmen. Meine angebliche Ueberlegenheit in der Kunst, euch entgegengesetzten Zwecken zuzuführen, ist also eine sinnlose Beleidigung, ein von unten nach oben abgeschossener Pfeil, den dreißig Bände so kräftig abwehren, daß ich es unter meiner Würde halte, mich darum zu kümmern.“ — In derselben Rede sagte er diese Worte, die allein zum Beweise hinreichen würden, auf welcher Höhe sein Geist stand, und welche Dienste er geleistet hätte, wäre das Staatsruder seinen Händen anvertraut gewesen: „Ihr werdet nie die Verfassung Frankreichs zu Stande bringen, wenn Ihr kein Mittel findet, der vollziehenden Gewalt und der öffentlichen Meinung wieder zu einiger Kraft zu verhelfen.““ (Droz, Band II, Seite 426.)

---

12. Ueber die Ereignisse zu Versailles am 5. und 6. Oktober 1789 glauben wir, da sie von Mirabeau's Gegnern ganz besonders gegen ihn ausgebeutet worden sind, für den deutschen Leser hier noch Einiges anführen zu müssen.

Am 23. September hatten die Offiziere der Leibgarde den Offizieren des Regiments Flandern ein Festessen im Schauspielsaale des Schlosses gegeben. Royalistische Lieder waren gesungen, und im

Rausche der Begeisterung, als die königliche Familie sich einen Augenblick gezeigt hatte, die dreifarbige Kokarde mit Füßen getreten worden. Es war eine Zeit, wo der Hof wohl das Bedürfniß fühlen mochte, sich der Treue der Truppen zu versichern; hier aber hatte sich der Enthusiasmus verirrt, und dadurch den revolutionären Blättern einen willkommenen Vorwand zu den ärgsten Beschuldigungen gegen die Anhänger des Königs gegeben. Dazu kam die Theuerung der Lebensmittel, die ebenfalls zu den schamlosesten Erfindungen gegen die Aristokraten ausgebeutet wurde. Man vermuthete, die Orleans'sche Partei habe im Geheimen das Feuer geschürt. Am 5. Oktober zog ein zahlloser Haufen von Weibern und rohem Gesindel von Paris nach Versailles, angeblich um Brod zu holen. Sie kamen zwischen drei und vier Uhr Nachmittags an. Um Mitternacht rückte auch Lafayette an der Spitze der Pariser Nationalgarde in Versailles ein, begab sich zum Könige und übernahm, auf dessen Befehl, einen Theil der Schloßhut. Schon am Abende hatte das Volk Händel mit der Leibgarde angefangen, doch floß dabei kein Blut. Am 6. Oktober aber, Morgens in der Frühe, während Lafayette zu Bette gegangen war, drang ein mörderischer Haufen in das Schloß bis vor die Gemächer der Königin, laut rufend, man müsse sie tödten. Marie Antoinette verdankte ihr Leben nur der Treue ihrer Garden, die vor ihrem Gemache heldenmüthig starben, und ihr dadurch Zeit verschafften, halb bekleidet in die Gemächer des Königs zu entfliehen.

Der Gerichtshof des Chatelet wurde beauftragt, den Prozeß gegen die Urheber dieser Gräuel einzuleiten. Während der Instruktion dieses Prozesses hatte der Marquis von Valfond, Oberstlieutenant des Regiments Flandern, als Zeuge erklärt, er habe Mirabeau am 5. Oktober Nachmittags mit einem Säbel unter dem Arm über den Waffenplatz gehen sehen, und zu ihm gesagt: „Sie sehen aus wie ein Karl XII.,“ worauf Mirabeau geantwortet: „Man weiß nicht, was geschehen kann, man muß sich immer vertheidigen können.“ Nach andern Aussagen wäre dieser Deputirte nicht Mirabeau, sondern ein Herr Gamaches gewesen. Am 30. Sept. 1790 verlas Chabroud vor der Nationalversammlung seinen Bericht über die Prozedur des Chatelet, worin auf Anklage gegen Mirabeau angetragen wurde; am 2. Oktober nahm Mirabeau das Wort, sich zu rechtfertigen. Ueber jene Zeugenaussagen bemerkte er, es sei an sich kein Verbrechen, mit einem

Säbel einherzugehen; die Aussage des Marquis von Valfond sei eigentlich nur unangenehm für Herrn Gamaches, der nun gesetzlich in argem Verdachte großer Häßlichkeit stehe, weil er ihm gleiche; dann sprach er in ernsterem Tone die Worte, worauf oben in der Einleitung hingedeutet wird:

„Aber hier ist ein positiverer Beweis, daß Herr von Valfond wenigstens kurzsichtig ist. Ich habe in dieser Versammlung einen vertrauten Freund, den indessen ungeachtet dieser Freundschaft Niemand der Unredlichkeit oder der Lüge zeihen wird, Herrn von der Mark. Ich habe den ganzen Nachmittag des 5. Oktobers bei ihm und mit ihm allein zugebracht, die Augen auf Landkarten geheftet, um militärische Positionen aufzusuchen, die damals für die belgischen Provinzen von hohem Interesse waren. Diese Beschäftigung, die unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, währte bis zu dem Augenblicke, wo Herr von der Mark mich nach der Versammlung und dann nach Hause führte. Ueber eine merkwürdige Thatsache an jenem Abende fodere ich indessen Herrn von der Mark zum Zeugen auf. Als wir nämlich kaum drei Minuten lang von den Umständen des Augenblicks, und von der Belagerung, womit die Amazonen, die der Gerichtshof so furchtbar schildert, das Schloß bedrohten, gesprochen hatten, und ich an die verhängnißvolle Wahrscheinlichkeit dachte, daß böse Rathgeber den König zur Reise nach Metz nöthigen könnten, sagte ich zu ihm: „Die Dynastie ist verloren, wenn Monsieur nicht bleibt, und die Zügel der Regierung nicht ergreift." Wir kamen überein, den Prinzen gleich um eine Audienz zu bitten, wenn der König abreise. So fing ich meine Rolle als Mitschuldiger an, und so bereitete ich mich darauf vor, den Herzog von Orleans zum Generalstatthalter des Königreichs zu machen. Vielleicht finden Sie diese Thatsachen beweiskräftiger und gewisser, als meine Verkleidung als Karl XII."

Die anderen, gegen Mirabeau vorgebrachten Anschuldigungen waren noch unerheblicher. Er sollte zum Deputirten Mounier gesagt haben: „Ei, guter Mann, wer sagt euch, daß wir keinen König wollen; aber was liegt daran, ob es Ludwig XVI. oder Ludwig XVII. ist?" Mounier, der vor Gericht hievon geschwiegen, führte später diese Worte in seiner Schrift über die Ereignisse des 5. und 6. Oktobers an. — Zum Buchhändler Blaizot, den er nicht bezah-

len konnte, sollte Mirabeau kurz vor diesen Ereignissen gesagt haben, „er sehe voraus, daß in Versailles unglückliche Begebenheiten vorfallen würden; ehrliche Leute aber, wie Blaizot, würden nichts zu besorgen haben.“ Nach Andern sollte Mirabeau noch hinzugefügt haben, er werde bald Minister werden. Wäre das Alles auch wahr gewesen, wie stand dann aber ein Mann, der seinen Buchhändler nicht bezahlen konnte, im Solde des Herzogs von Orleans, der ihm doch, wenn seine Ankläger Recht hatten, ungeheure Summen gegeben haben sollte? — Auch erklärte, noch ehe Mirabeau das Wort genommen hatte, Abbé Maury, einer seiner entschiedensten Gegner, er sehe in der ganzen Instruktion des Chatelet nichts Erhebliches gegen ihn, nichts, das diesen Gerichtshof dazu habe bewegen dürfen, auf eine gerichtliche Klage gegen Mirabeau anzutragen; er für seinen Theil willige gern darein, daß von ihm in diesem Prozesse nicht mehr die Rede sei, da die Leser ihn schon früher als die Richter freisprechen würden. In demselben Sinne äußerte sich der durch seinen Royalismus, und seine stete Opposition gegen Mirabeau bekannte Cazalès.

Prüft man Alles, was über Mirabeau aus der Instruktion des Prozesses, so wie aus den Verhandlungen der Versammlung bekannt geworden, so kann man nur sagen, daß seine Haltung an jenen Tagen des Aufruhrs die eines Mannes war, der an die Möglichkeit eines Umsturzes glaubte, der das Treiben der Parteien durchschaute, und der bei seinem steten Wunsche und Streben, an die Spitze der Geschäfte zu gelangen, so handelte und redete, daß er sich, wie auch der Ausgang sein mochte, den Weg zu seinem Ziele offen halten wollte. Nachdem im Mai 1789 sein Versuch auf Necker und Montmorin (wovon unten in der 17. Anmerkung näher die Rede sein wird) mißlungen war, kann Mirabeau Hoffnungen auf einen Sieg der Orleans'schen Partei gegründet haben, ohne daß es nöthig wäre, eine Mitschuld an den Ereignissen des 5. und 6. Oktobers, eine geheime Theilnahme an denselben, vorauszusetzen. Dazu fehlt es ganz an Beweisen. Seine drohende Anspielung auf die Königin am Morgen des 5. Oktobers, die wir Seite 109 der Einleitung angeführt, ist allerdings sehr tadelnswerth, und könnte Verdacht erregen; aber in derselben Morgensitzung benachrichtigte er Mounier, den Präsidenten, von dem Herannahen des Pariser Pöbels, und rieth ihm, aufs Schloß zu gehen, und die königliche Familie zu warnen. Später, in der

Nachtsitzung, als die Pariser Weiber in den Saal eingedrungen waren und ihr Geschrei unter die Berathungen mischten, erhob er allein seine gebieterische Stimme gegen diesen Unfug. Wenn er einige Tage nachher dem Herzoge von Orleans rieth, sich von Lafayette nicht nach England schicken zu lassen, so handelte er hierin mehr als Gegner Lafayette's, wie als Anhänger des Herzogs, auch sagte er in seiner Vertheidigungsrede, er rechne es sich zur Ehre, daß er dem Herzoge diesen Rath zwar nicht gegeben habe, denn er habe nicht mit ihm gesprochen, aber habe geben lassen, und führte als Hauptgrund an, der Mann (Lafayette), dem der Zufall eine Diktatur neuer Art in die Hände gegeben, und der im Schoße der Freiheit über eine ausgedehntere Polizei, als die der früheren Regierung, verfüge, sei durch des Herzogs Abreise ohne Rival geblieben.

Wir werden in der 15. Anmerkung sehen, wie er sich doch bald dazu hergab, sich mit Lafayette zu versöhnen, weil er nun durch diesen zum Ministerium zu gelangen hoffte. Daneben verlor er Monsieur nicht aus den Augen, auf den er schon am 5. Oktober in seinem Gespräche mit dem Grafen von der Mark als den möglichen Retter hingedeutet hatte. Welche Schritte bei diesem Bruder des Königs geschahen, wird man weiter unten erfahren, und so sehen wir Mirabeau alle Wege ausspähen, um zur Leitung der Staatsgeschäfte zu gelangen, ohne daß man, nach allen bis jetzt zu Tage gekommenen Aufschlüssen, ihm irgendwo die Rolle eines Verschwörers nachweisen könnte. Daß er auf Umwegen gehen mußte, das war das Geschick, das auf ihm, als Folge seiner frühern Verirrungen, lastete.

In Beziehung auf den 5. Oktober führen wir noch an, daß E. Dumont, der Mirabeau in seinen Erinnerungen oft strenge beurtheilt, und damals fast immer um ihn war, erklärt, er habe keine Spur einer Mitschuld an jenen Ereignissen bei ihm entdeckt. Die Sitzung der Versammlung dauerte mit Unterbrechungen bis nach eilf Uhr Abends; Mirabeau war indessen so lange nicht geblieben. Als Dumont ihn gegen eilf Uhr in seiner Wohnung aufsuchte, fand er ihn schon im Bett brachte ihn aber wieder nach der Versammlung zurück, die nach Mitternacht zusammengetrommelt werden mußte, und wo unterdessen die Pariser Weiber sich auf die Bänke gelagert hatten. Will man nun Mirabeau schlechterdings schuldig finden, so kann man sagen, er sei absichtlich frühe zu Bette gegangen, habe auch absichtlich an jenem Tage

beim Grafen von der Mark gespeist, um jeden Verdacht fern zu halten; gegen eine solche Beweisführung wäre freilich jede Widerlegung unnütz. St.

---

13. „..... In der Nähe des Lokals der Versammlung ließ Lafayette seine Truppen Halt machen, redete sie an, und ließ sie ihren der Nation, dem Gesetze und dem Könige geleisteten Bürgereid erneuern. Ehe er mit ihnen vorrückte, wollte er dem Präsidenten seine Ehrerbietung beweisen und die Befehle des Königs entgegennehmen."

„Nur von den zwei Kommissarien der Gemeinde begleitet, erschien er an dem verschlossenen Gitter des Schloßhofes, der voll Schweizergarden war. Man weigerte sich zu öffnen, und als Lafayette erklärte, er begehre nur mit seinen beiden Gefährten einzutreten, drückte der parlamentirende Hauptmann sein Erstaunen aus, worauf Lafayette laut antwortete: „Ja, mein Herr, ich werde mich immer voll Vertrauen in der Mitte des tapfern Regiments der Schweizergarden befinden." Das Gitter wurde geöffnet, die königlichen Gemächer waren voll Menschen. Im Augenblicke, wo Lafayette durch das Oeil-de-Boeuf ging, rief Jemand: „Da ist Cromwell!" — „Herr," versetzte Lafayette, „Cromwell wäre nicht allein gekommen." — Man fand, daß er, nach den Umständen, eine geziemende Sprache gegen den König geführt hatte, der ihn öffentlich empfing, und ihm die Wachtposten der alten französischen Garden anvertraute."

„Will man sich in die damalige Lage der Dinge und Stimmung der Gemüther, besonders an jenem Abende, zurückversetzen, so wird man leicht einsehen, daß Lafayette, wenn er die Aufnahme seiner Truppen in's Schloß gefodert, und den Oberbefehl über die Leibgarde für sich in Anspruch genommen hätte, dieses nur mit Waffengewalt hätte erlangen können. Er hätte wie ein Räuberhauptmann eindringen müssen; statt eines Hüters wäre er ein Usurpator gewesen. Man war weit von dem Gedanken entfernt, die Nationalgarde könne dazu ermächtigt werden, die Höfe und Säle der Schweizer- und Leibgarde zu besetzen, wo man einige Stunden nachher so glücklich war, sie eintreten zu sehen."

„Lafayette mußte an die Quartiere seiner Truppen denken, die durchnäßt und von einem siebenstündigen Marsche erschöpft waren. Ein Bataillon stellte er bei dem Hotel der Leibgarde auf, und verord-

nete Patrouillen durch die Stadt und um das Schloß herum. Der Eintritt in das Gemach des Königs wurde ihm gegen zwei Uhr Morgens verweigert; die Posten dieses Gemachs aber waren vollständig besetzt. Um drei Uhr, als die Nationalversammlung ihre Sitzung aufhob, war Alles ruhig."

„Bei Anbruch des Tages ging er zu Herrn von Montmorin, in der Nähe seiner Grenadiere, dann sehr nahe beim Schlosse in das Hotel Noailles, sein Hauptquartier, als seine Schildwachen und ein Offizier, der die Runde machte, Alarm riefen. Die Banditen, die plötzlich durch die der Nationalgarde nicht anvertrauten Gitter (gegen sechs Uhr Morgens) eingedrungen waren, wurden bald durch eine Kompagnie Grenadiere unter dem Befehle von Cardignan, und durch eine Kompagnie Freiwilliger unter Hauptmann Gondran, angehalten. Sie eilten vorauf, man zauderte ihnen zu öffnen, die Banditen flohen, und das Schloß war gerettet ....."

(Mémoires de M. de la Fayette; premier récit, Band II., Seite 339—340. Paris 1837.)

* * *

„Als wir uns dem Saale der Versammlung nahten, erneuerten die Truppen ihren Eid. Sie rückten nicht eher vor, als bis ich dem Präsidenten meine Ehrerbietung bewiesen, und die Befehle des Königs erhalten hatte, der mir, nachdem er die Kommissarien und mich angehört, den Auftrag ertheilte, die Posten der alten französischen Garden zu besetzen, und gewiß wäre in dem Augenblick ein Anspruch auf Besetzung des ganzen Schlosses sehr am unrechten Orte gewesen. Nicht blos die Leibgarde, die den Dienst hatte, sondern auch die Schildwachen der Schweizer in den Gärten, und die vierhundert Leibgarden zu Pferde, hingen in keiner Weise von mir ab."

„Ohne Zweifel verbreitete ich keinen Schrecken im Schlosse; ich bürgte für meine Truppen, und die Folge hat bewiesen, daß ich Recht hatte. Ich war des Geistes der Hofleute nicht Herr genug, um zu glauben, ihre Sicherheit hinge blos von mir ab; namentlich war ich es nicht, der die meisten Offiziere der Leibgarde nach ihren Wohnungen in der Stadt entließ; auch war ich es nicht, der um zwei Uhr Morgens die vierhundert, in der Gegend des Gartens von Trianon stationirten Garden zu Pferde nach Rambouillet schickte."

„Ich hatte den durchnäßten und ermüdeten Truppen Quartiere angewiesen; hatte mich davon überzeugt, daß das Hotel der Leibgarde durch ein Bataillon Nationalgarde geschützt war und ordnete nun Patrouillen durch die Stadt und um das Schloß herum an. Die Thüre des Gemachs des Königs wurde mir um zwei Uhr Morgens verweigert; ich blieb dann lange bei Herrn von Montmorin, im Hofe der Minister, nicht weit von meinen Grenadieren. Gegen Tagesanbruch schien mir Alles still. Ich ging nach dem Hotel Noailles, das sehr nahe beim Schlosse ist und wo der Generalstab seine Rapporte erhielt. Hier traf ich dringende Anordnungen für Paris, nahm einige Nahrung zu mir und hätte gedacht, die Erschöpfung meiner durch mehr als zwanzigstündige Arbeit stark in Anspruch genommenen Kräfte erfodere etwas Ruhe, wenn nicht einige Minuten nachher ein plötzlicher Alarm sie mir wiedergegeben hätte."

„Sehr plötzlich war allerdings dieser höllische Einbruch, der mit den andern Bewegungen gar nichts gemein hatte. Zwei Leibgarden kamen um, andere tapfere und treue Garden hielten eine Zeitlang die Banditen an der Thüre der Königin auf, die der junge Victor Maubourg, einer ihrer Offiziere, zum Könige geleitete. Die Grenadiere meines ersten Postens, unter Cardignan, bei dem sich Cathol, seitdem Colonel, und der berühmte General Hoche, damals Sergeant-Major, befanden, hatten sich kaum in Schlachtordnung aufgestellt, als sie von mir Befehl erhielten, nach dem Schlosse zu eilen. Eine Kompagnie Freiwilliger, unter Hauptmann Gondran, eilte auch hin."

„Ich lief ebenfalls herbei und warf mich auf das erste beste Pferd. Ich hatte gleich das Glück, eine Gruppe Leibgarden zu befreien; ich vertraute sie dem Schutze der wenigen Leute an, die mich umgaben, und fand mich nun von einem wüthenden Haufen umringt, aus dem Einer den Andern zurief, mich zu tödten. Ich befahl, ihn zu ergreifen, und that es wahrscheinlich mit gebieterischem Tone, denn man schleppte ihn vor mich hin, mit seinem Kopfe das Pflaster schlagend." (Mémoires de Mr. de la Fayette, second récit. Band II, Seite 347—349.)

---

14. Armand-Markus, Graf von Montmorin-Saint-Herem, war, als Ludwig XVI. noch Dauphin war, einer von dessen Kammerjunkern, und wurde nachher Gesandter am Madrider Hofe, dann Kommandant in der Bretagne. Ludwig XVI. berief ihn zur ersten Versamm-

lung der Notabeln im Jahre 1787 und übertrug ihm später das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Sein erster Vortrag im Ministerrathe war eine sehr bündig ausgearbeitete Denkschrift über das Interesse Frankreichs, sich der Besetzung Hollands durch die Preußen zu widersetzen. Zur Zeit der Eröffnung der Generalstaaten war er mithin Minister. Bis zu dem Augenblicke, wo diese Versammlung sich der gesammten souveränen Gewalt bemächtigte, mußte die Natur seiner Geschäfte ihn wenig mit ihr in Berührung bringen. Erst von da an begann seine eigentlich politische Rolle. Es fehlte ihm gewiß nicht an Mitteln; die Aufgabe eines Ministeriums war aber unter den damaligen Umständen sehr schwierig; kein Staatsmann jener Zeit war ihr gewachsen.

Montmorin, dem Könige unbedingt ergeben, glaubte dessen Gesinnungen zu entsprechen, indem er sich der revolutionären Partei näherte, ohne sich jedoch an ihren Gewaltthätigkeiten zu betheiligen. Anfangs schien er im Rathe des Königs den Meinungen und Grundsätzen Necker's anzuhängen, wurde, wie dieser, am 12. Juli 1789 entlassen, weil er der Deklaration vom 22. Juni seine Zustimmung nicht hatte geben wollen, und beide wurden nach der Revolution vom 14. Juli, weniger durch den Willen des Königs, als durch die Gewalt, welcher der Monarch nicht widerstehen konnte, zurückgerufen.

Im Jahre 1790 entging er dem Streiche, den die Versammlung gegen Necker und seine Kollegen führte, und war durch ein kluges Fügen in die Umstände der einzige Minister, der im Amte blieb. Bei Gelegenheit der Reise des Königs nach Varennes war er den Mißhandlungen des Pöbels blosgestellt, der ihn beschuldigte, er habe der königlichen Familie die Pässe verschafft. Vor die Versammlung geladen, rechtfertigte er sich ohne Schwierigkeit, denn er hatte wirklich an diesem Schritte keinen Antheil gehabt, und war vom Könige nicht in's Vertrauen gezogen worden. Aus seinem Amte entlassen, blieb er doch noch einige Wochen unter der gesetzgebenden Versammlung, und legte ihr Rechenschaft von den offiziellen Antworten ab, welche die europäischen Souveräne auf die ihnen von Ludwig XVI. gemachte Anzeige seiner Annahme der Verfassung eingesandt hatten. Man weiß, daß alle diese Antworten ausweichend waren und die meisten die Ansicht aussprachen, der König sei nicht frei. Dies war ein neuer Grund, die Minister zu beschuldigen. Alle wurden vor die Versammlung

geladen. Montmorin antwortete mit einer Würde und Festigkeit, welche man von seinem gemäßigten Charakter und seiner gewandten Politik nicht erwartet hatte. Er bot seine Entlassung an, und blieb in Paris, wo er mit Malouet und Bertrand von Molleville und einigen andern gemäßigten Reformatoren einer der vertrauten Rathgeber des Königs war. Sie riethen diesem unglücklichen Fürsten oft zu vortrefflichen Maßregeln, wurden aber nicht immer angehört, und überdies war es unmöglich geworden, die Ereignisse zu bemeistern. Als im Juli 1792 die Jakobiner, die den 10. August*) vorbereiteten, ihn als eines der Häupter des angeblichen österreichischen Comite's bezeichneten, griff er den Journalisten Carra, der sich zu seinem Ankläger aufgeworfen hatte, vor Gericht an; dieser Schritt aber sollte seinem Urheber und selbst dem Richter, der Montmorin's Beschwerdeschrift angenommen hatte, das Leben kosten. Nach dem 10. August flüchtete Montmorin sich zu einer Wäscherin in der Vorstadt St. Antoine; wurde aber am 21. August entdeckt. Vor die gesetzgebende Versammlung geladen, beantwortete er mit edler Festigkeit die frechen Fragen, die man ihn an richtete. Die Versammlung schickte ihn in's Gefängniß, und kurz nachher kam er auf dem Blutgerüste der Revolution um. (Biographie universelle von Michaud. Band 30.)

---

15. „Ehe die Versammlung Versailles verließ, um ihren Sitz in der Hauptstadt aufzuschlagen, und während man über die ersten Fragen wegen der geistlichen Güter debattirte, veranlaßte ein besonderer Umstand mehrere Glieder, unter sich eine Konferenz zu halten. Die Gemüther waren, wie man sich leicht denken kann, durch die eben erst vorgefallenen kritischen Ereignisse noch lebhaft erregt, und Mirabeau, den man nicht unbetheiligt daran glaubte, kündigte die Absicht an, Lafayette, weil er auf der Abreise des Herzogs von Orleans bestanden hatte, in der Versammlung anzugreifen. Diese Absicht eines an Hülfsmitteln so reichen Mannes ließ befürchten, persönliche Zwiste würden die Ruhe der Versammlung stören; man lud daher Adrian Duport, Alexander Lameth und Barnave ein, sich in's Mit-

*) Den Sturm auf die Tuilerien, der den König in's Gefängniß und dann auf's Blutgerüst führte.

tel zu schlagen. Man kam in Passy, bei der Frau von Aragon, der Nichte Mirabeau's, zusammen; jeder von seiner Seite, Alexander Lameth mit seinen Freunden und Laborde von Mereville; Lafayette mit dem Grafen von Latour-Maubourg."

„Das beste Mittel, sich zu versöhnen, war, zu thun, als ob gar keine Mißhelligkeit bestanden hätte, und nur von dem öffentlichen Wohle zu handeln. Nachdem man daher die letzten Ereignisse besprochen hatte, suchten die Anwesenden über die höchst schwierige Lage der Dinge zu einer bestimmten Ansicht zu kommen. Die bloße Verlegung der Versammlung nach der Hauptstadt erweckte eine Menge Bedenklichkeiten und Besorgnisse jeder Art. Die Stärke der Regierung hatte man nicht mehr zu fürchten, sie konnte aber andere Mittel anwenden, und man mußte auch vor den Volksgährungen auf der Hut sein. Da Widerstand und Kämpfe zu einer Revolution geführt hatten, so war es nothwendig, dieser eine aufrichtige, vernünftige Richtung zu geben."

„Dabei warf man natürlich die Augen auf das Ministerium und stimmte leicht darin überein, daß ihm die rechten Eigenschaften, in so stürmischen Zeiten das Steuerruder zu lenken, abgingen. Wirklich besaß Necker, obgleich ein Mann von Talent, nicht den höhern Blick, den so schwierige Umstände foderten, und nach den Fehlern, die er schon gemacht, konnte man ihm nicht mehr ein seiner Stellung entsprechendes Vertrauen schenken. Dem Grafen von Montmorin fehlte es, bei gefälligen Geistesgaben, sanftem Wesen und guten Absichten, an der nöthigen Energie. Der Erzbischof von Bordeaux, Herr von Cicé, besaß Kenntnisse und Mittel; er war aber listig und hing, wie natürlich, an den Interessen seines Standes. Herr von St. Priest hatte die einer hohen Stellung angemessene Haltung, was man in der alten Diplomatie eine gute ministerielle Maske nannte; sein Geist aber besaß nicht alle Fähigkeiten, die man bei ihm voraussetzte. Herr von Latour-du-Pin, ein Mann von Ehre und Muth, verstand sich gar nicht auf Verwaltungsgeschäfte. Herr von la Luzerne endlich, voll gesunden Verstandes und Gutmüthigkeit, beschäftigte sich viel mehr mit Botanik, als mit Staatsangelegenheiten. Ueberdies konnten diese Minister, ohne gerade für eine absolute Regierung Partei zu nehmen, sich von der alten Ordnung, unter welcher sie ihr schon vorgerücktes Leben zugebracht, nicht ganz lossagen. Ohne Uebelstände konnten sie

also nicht im Amte bleiben oder waren wenigstens nicht die Männer, welche die Umstände erheischten."

„Da die Unvereinbarkeit der Stellung eines Deputirten mit derjenigen eines Ministers damals noch nicht dekretirt worden war*), so suchte man unter den Gliedern der Versammlung die geeigneten Männer zu einem neuen Ministerium, kam jedoch vorher überein, es dürfe dabei von keinem der anwesenden Deputirten die Rede sein. Mirabeau war damals weit entfernt, nach dem Ministerium zu streben, denn er sagte bei diesem Anlasse: „Ich habe hiebei nicht die Ehre eines Opfers, denn ich weiß, daß ich einen Berg von Vorurtheilen vor mir aufgehäuft habe, die nur die Zeit zerstören kann." — Man warf die Augen auf den Herzog von Larochefoucauld, weil er in großem Ansehen stand; auf Touret, Emmery, Champagny für die Marine, auf den Marquis de la Coste für die auswärtigen Angelegenheiten, und auf einige Andere, deren Namen mir entfallen sind. Wie wichtig aber auch die Zusammensetzung eines Ministeriums sein mag, die Wahl seiner Hauptvertreter und Agenten hat nicht minder Einfluß auf die Führung der Geschäfte, und man konnte sich nicht verheimlichen, daß alle damaligen Agenten Feinde der beginnenden neuen Ordnung der Dinge waren. Die Gesandten, die Provinzialgouverneurs und Kommandanten, die Intendanten u. s. w., kurz alle Beamten gehörten der alten Ordnung an, und es war einleuchtend, daß sie ihr Ansehen und die ihnen übertragene Gewalt nicht zu Gunsten einer neuen Ordnung verwenden würden."

„Man kam also überein, der König könne nur dadurch beweisen, daß er sich der Revolution anschließe, wenn er zu allen Aemtern dem öffentlichen Wohle ergebene Männer ernenne, und Lafayette übernahm es, ihm diesen Wunsch, den die Mehrzahl der Versammlung theilte, vorzutragen."

„Die Einwendungen, die man gegen ein solches Verfahren einiger Glieder der Versammlung machen kann, lassen sich leicht voraussehen; es gibt indessen Zeiten, in denen die Ereignisse und nicht die Ordonnanzen den Menschen Stellung und Einfluß anweisen. Man that überdies bei diesem Anlasse nur, was die Engländer bei jeder Aenderung des Ministeriums thun. An die Leitung der öffentlichen

---

*) Sie wurde es erst am 7. November 1789, also ein Paar Wochen später.

Angelegenheiten mehr gewohnt, sind sie mit Recht der Meinung, daß man die hohen Staatsämter, die so großen Einfluß verleihen, ihren Feinden nicht anvertrauen darf."

„Dieser Plan wurde nicht ausgeführt. Vielleicht ließ Lafayette sich durch seine Verbindungen mit Necker und Montmorin zurückhalten, vielleicht auch traf er beim Könige auf einen Widerstand, den er in seiner Stellung für unschicklich hielt, überwinden zu wollen. Gewiß ist es und die einsichtigsten Männer Frankreichs und des Auslandes haben diese Ueberzeugung getheilt, daß seine Ausführung viele Hindernisse geebnet und die Gründung der neuen Ordnung der Dinge erleichtert hätte." (Alex. Lameth: Histoire de l'Assemblée constituante I, 180—186.)

* *
*

Wenn Alex. Lameth in vorstehendem Auszuge sagt, Mirabeau sei damals weit entfernt gewesen, an eine Ministerstelle für sich zu denken, so irrt er. Mirabeau's hingeworfene Worte sollten wohl nur seine eigentliche Absicht verbergen und können in keinem Falle als hinlänglicher Beweis dienen. Bei dem Bewußtsein seiner Fähigkeiten und bei seinem Drange, Großes zu leisten, war Mirabeau's Bestreben unablässig dahin gerichtet, an die Spitze der Geschäfte zu kommen; Männer wie Lameth, Barnave und Duport konnten ihn indessen nicht zu dem Wunsche verleiten, mit ihnen gemeinschaftlich zu wirken. Der Einzige, um den es ihm hier zu thun sein konnte, war Lafayette, in den damaligen Verhältnissen die wichtigste Person in Frankreich. Eine Wiederannäherung an ihn war Mirabeau's Zweck. Noch in demselben Monat Oktober stellte er ihm eine Schrift zu, worin er gründlich entwickelte, wie Noth es Lafayette thue, bei der ungeheuren Verantwortlichkeit, die auf ihm laste, da er für die Ruhe von ganz Frankreich Bürge stehen müsse, ein Ministerium zu bilden, das, ihm zur Seite stehend, dem Drange der Umstände entspreche, und den kommenden Gefahren zu begegnen wisse. Sich Lafayette günstiger zu stimmen, ergriff er dann noch, als dieser und Bailly, Maire von Paris, zum ersten Male vor der Nationalversammlung in Paris erschienen, diesen Anlaß, um darauf anzutragen, daß die Versammlung ihnen Dank sage für die Dienste, die sie der öffentlichen Sache in diesen schwierigen Umständen geleistet hätten. So ar-

beitete Mirabeau auf die Erreichung seines Zieles hin, als das Dekret vom 7. November alle Hoffnungen vereitelte. Man sehe die folgende Note. St.

---

16. „Man hatte einen viel größern Fehler begangen, als man sich das einzige Mittel, die Wirkungen der Revolution zu mäßigen, entreißen ließ. Im Oktober 1789 war man auf den Gedanken gekommen, aus den Gliedern der Versammlung ein starkes und geschicktes Ministerium zu wählen und es aus den Männern, die auf Seite der Volkspartei die größten Talente entwickelt hatten, zusammenzusetzen. Ehrgeiz hatte sie mehr als der Wunsch nach Reformen angespornt und zudem liegt es in der Natur jedes Menschen, die Gewalt, deren Vortheile er selbst genießt, nicht beschränken zu wollen. Diese glückliche Nachahmung dessen, was bei den Engländern gebräuchlich ist, hätte Frankreich gerettet, denn die Aufwiegler hätten ihre Anführer, die damals ihre ganze Stärke ausmachten, verloren. Mirabeau wäre einer dieser Minister gewesen. Dieser Plan wurde vereitelt durch diejenigen, die am meisten bei seinem Gelingen zu gewinnen hatten. Zum ersten und einzigen Male stimmten die Royalisten mit ihren erbittertsten Feinden, den Republikanern, und so ging ein Dekret durch, das den Mitgliedern der Versammlung untersagte, eine Stelle im Ministerium anzunehmen. Sie freuten sich dieses Triumphs, der den Untergang der Monarchie vollendete."

(Souvenirs et portraits von H. von Levis. Paris 1813. Seite 211.)

---

17. Es wäre in der That sehr leicht gewesen, Mirabeau für die Sache des Königs zu gewinnen; schon im Mai 1789 bot er selbst sich dem Minister Necker an. Folgendes findet man hierüber im dritten Bande der Sammlung der Reden des Deputirten Malouet, die dieser selbst herausgegeben.

„Ich kannte Mirabeau nur nach seinem Rufe, der mir eine große Abneigung gegen ihn eingeflößt hatte. Gleich in den ersten Sitzungen der Nationalversammlung hatten wir einander gegenüber gestanden, ich war daher nicht darauf gefaßt, daß er mich aufsuchen

würde, als Herr Duroveray, den ich in Genf gekannt hatte und der sich damals in Versailles aufhielt, mir von seiner Seite den lebhaften Wunsch ausdrückte, eine Unterredung mit mir zu haben. Ich nahm den Antrag an und wir trafen uns bei Duroveray, wo ich einen andern Genfer, Dumont, fand. Es war in den ersten Tagen des Mai 1789. Ich war gegen Mirabeau eben so mißtrauisch, als eingenommen. Ich sah in ihm einen der gefährlichsten Neuerer und erstaunte gleich über seine ersten Worte. „Ich habe," sagte er zu mir, „eine Unterredung mit Ihnen gewünscht, weil ich durch Ihre Mäßigung hindurch erkannt habe, daß Sie ein Freund der Freiheit sind. Die Gährung der Gemüther und das Unglück, das daraus hervorgehen kann, erschreckt mich vielleicht mehr als Sie. Ich bin der Mann nicht, mich feige dem Despotismus zu ergeben. Ich will eine freie, aber monarchische Verfassung. Ich will die Monarchie nicht untergraben und sieht man sich nicht bei Zeiten vor, so bemerke ich in unserer Versammlung so schlimme Köpfe, so viel Unerfahrenheit und Ueberspannung und in den beiden ersten Ständen so unüberlegten Widerstand und Bitterkeit, daß ich so sehr wie Sie die entsetzlichsten Erschütterungen fürchte. Ich wende mich daher an Ihre Redlichkeit. Sie haben mit Necker und Montmorin Verbindungen; Sie müssen wissen, was sie wollen und ob sie einen Plan haben. Ist dieser Plan vernünftig, so werde ich ihn vertheidigen." "

„Diese Erklärung machte einen tiefen Eindruck auf mich. Sie war so vernünftig, daß ich sie für aufrichtig halten durfte, denn Mirabeau hatte einen richtig blickenden Geist und wollte das Böse nicht aus Lust am Bösen. Man hat gesehen, wie in mehreren Fragen seine Grundsätze monarchisch waren. . . . Ich gab mich also dieser Unterredung mit einem gewissen Vertrauen hin, gestand ihm freimüthig, ich zweifle nicht an der Nothwendigkeit eines Planes von Reformen und einer Verfassung, welche den vernünftigen Wünschen der Nation entsprächen, wüßte aber nicht und zweifelte sogar, ob die Minister irgend einen Plan dieser Art festgestellt hätten; über das, was ich von ihrer Unschlüssigkeit gehört, sei ich fast eben so sehr erschrocken, wie über die Exaltation mehrerer meiner Kollegen. — „Nun wohl!" sagte er, „wollen Sie ihnen vorschlagen, mich zu empfangen und sich mit mir zu besprechen?" "

„Ich versprach es ihm, und überbrachte den Ministern Necker und

Montmorin das Resultat unserer Unterredung. Bei Beiden fand ich die äußerste Abneigung, sich mit Mirabeau in eine Verbindung einzulassen; man sprach von seiner Unsittlichkeit, wie wenig Vertrauen er verdiene u. s. w. Ich bekämpfte alle diese Einwürfe; ich stellte ihnen vor, ein Mann, der bei großem Talente gute Absichten ankündige, der ungeachtet seiner Unsittlichkeit noch zu keiner Partei zu gehören scheine, und in der Wagschaale derjenigen, zu der er sich bekennen werde, schwer wiegen müsse; der überdies, weit entfernt sich bestechlich zu zeigen, sich so ausspreche, daß ihm nicht jede Rolle und jede Bedingung angetragen werden könne, ein solcher Mann verdiene angehört zu werden. Es wurde also abgesprochen, Necker solle ihn am folgenden Tage empfangen und wirklich hatte die Konferenz statt. Mirabeau aber wollte, daß man zu ihm spräche, und man hatte sich blos dazu verstehen wollen, ihn anzuhören. Er rechnete auf Mittheilung eines Plans und sehr wahrscheinlich hatte man keinen. Die Konferenz war also trocken und kurz. Er ging unzufrieden weg und sagte zu mir, als er in den Saal eintrat: Ich gehe nicht wieder hin, aber bald sollen sie Nachrichten von mir haben. Und er hat nur zu sehr Wort gehalten. Unser Umgang hatte damit ein Ende und zwei Jahre lang sprach ich kein Wort mit ihm. Kurze Zeit aber vor seinem Tode, wo er mich zu einer Erklärung über sein Betragen während der Revolution, das mich so oft empört hatte, auffoderte, erinnerte er mich an diese Geschichte und äußerte gegen mich Gesinnungen, für die man, um Glauben zu verdienen, Beweise anzuführen haben müßte."

---

18. Franz von Fontanges, geboren den 8. März 1744 zu Lafauconniere bei Gannat, im Allier-Departement. Einer seiner Verwandten starb im Jahre 1764 als Bischof von Lavaur.

Franz von Fontanges war Magister der theologischen Konferenzen im Seminarium St. Sulpice. Im Jahre 1767 wurde er Kanonikus, dann Generalvikar zu Chartres; 1772 erster Almosenier der Dauphine Marie Antoinette; 1776 Abt der Cisterzienser-Abtei Moreilles in der Diözese Larochelle; im Juni 1783 vom Könige zum Bischofe von Nancy ernannt; am 17. August 1783 von dem Erzbischofe von Toulouse, Lomenie von Brienne, der ihn sehr liebte,

eingeweiht; am 22. Dezember 1783, als Prälat, Mitglied des Parlaments von Lothringen, und am 8. Mai 1784 Ehrenmitglied der von Stanislaus gegründeten Akademie. Im Jahr 1785 gründete er eine wohlthätige Stiftung für Eingeäscherte; 1787 wurde er Erzbischof von Bourges, und 1788 von Toulouse. Im Jahr 1789 zum Deputirten des Klerus von Toulouse bei den Generalstaaten ernannt, bekämpfte er am 4. Mai 1790 den Bericht über die Religionsunruhen, die er der Neuerungssucht zuschrieb. In demselben Jahre gab er eine Schrift heraus: „Betrachtungen über die Grenzen der geistlichen und weltlichen Macht.“

Fontanges starb als Erzbischof-Bischof von Autun am 26. Januar 1806.

---

19. Der Brief der Königin Marie Antoinette, den wir hier folgen lassen, ist in der Revue rétrospective*) (Band I., zweite Folge, 1835, Seite 458–466) erschienen. Wir zweifeln nicht im Geringsten an seiner Aechtheit, sowohl wegen der Quelle, aus der er herrührt (das allgemeine Archiv des Königreichs), als weil wir die Entwürfe oder die Urschrift mehrerer anderen, in demselben Hefte der Revue rétrospective erschienenen Stücke besitzen:

Marie Antoinette an den Grafen von Mercy-Argenteau.

16. August 1791.

„Man versichert mich, daß die Personen, die Ihnen diesen Brief zu bringen übernehmen, redlich sind, und er Ihnen gewiß zukommen wird. Ich benutze dieses, um Ihnen Näheres über unsere Lage mitzutheilen, die entsetzlich ist, und um zwei oder drei Fragen an Sie zu richten, auf die es nöthig ist, daß Sie Mittel finden, mir die Antwort schnell zukommen zu lassen.“

„Unsere Lage: Wir befinden uns in dem Augenblicke, wo man uns die Verfassung zur Annahme bringen wird; sie ist in sich selbst eine solche Mißgeburt, daß sie sich unmöglich lange halten kann.“

„Aber dürfen wir es, in unserer Stellung, wagen, sie abzulehnen? — Nein, und ich will es beweisen: Ich rede nicht von den per-

---

*) Paris, bei Fournier, 1835.

sönlichen Gefahren, denen wir uns dabei aussetzen würden; durch die Reise, die wir vor zwei Monaten unternommen, haben wir nur zu sehr bewiesen, daß wir, wenn es das allgemeine Wohl gilt, unsere Personen nicht berücksichtigen. Aber diese Verfassung ist an sich so schlecht, daß sie nur durch den Widerstand, den man ihr entgegensetzt, Bestand haben wird und Bestand haben kann. Es handelt sich also davon, ohne Verletzung der Ehre eine Mitte inne zu halten, die uns die Möglichkeit bewahre, daß Jedermann, ich meine das Volk, wieder zu uns zurückkehren könne, wenn man einmal enttäuscht und müde sein wird. Dazu, glaube ich, wird es nöthig sein, daß der König, wenn man ihm die Urkunde wird überbracht haben, sie einige Tage bei sich behalte, denn es wird angenommen, er lerne sie erst von dem Augenblicke an kennen, wo man sie ihm gesetzlich überreicht; daß er dann die Kommissarien zu sich bescheide, nicht um ihnen Bemerkungen zu machen oder Aenderungen zu begehren, die er doch vielleicht nicht erlangte, und die für einen Beweis gehalten werden könnten, als billige er die Verfassung in der Hauptsache, sondern um ihnen zu erklären, seine Gesinnungen seien nicht geändert; in seiner Deklaration vom 20. Juni habe er die Unmöglichkeit, mit dieser neuen Ordnung der Dinge zu regieren, dargethan; er denke noch so; er wolle sich indessen der Ruhe des Landes zum Opfer bringen, und, wenn sein Volk und die Nation in der Annahme dieser Verfassung ihr Glück fänden, keinen Anstand nehmen, seine Zustimmung zu geben; über dem Anblicke dieses Glückes werde er bald alle bittern und grausamen Leiden, die man ihm und den Seinigen angethan, vergessen. Faßt man nun aber diesen Entschluß, so muß man daran festhalten; besonders Alles vermeiden, was Mißtrauen einflößen könnte, und gewissermaßen immer mit dem Gesetze in der Hand vorwärts gehen. Dieses wird, ich verspreche es Ihnen, die beste Art sein, sie der Verfassung gleich überdrüssig zu machen. Das Unglück ist, daß hierzu ein gewandtes und sicheres Ministerium nöthig wäre, das zugleich den Muth hätte, sich von dem Hofe und den Aristokraten zu Grunde richten zu lassen, um ihnen hernach desto nützlicher zu sein; denn es ist gewiß, daß sie nie, besonders nicht durch sich selbst, das wieder werden, was sie gewesen sind."

„Man sagt uns, und die Brüder des Königs melden Tag für Tag, wir sollen Alles abschlagen, man werde uns beistehen. Wer

denn? — Mir scheint es, die fremden Mächte strengen sich eben nicht an, um uns zu Hülfe zu kommen; Spanien hat sogar in den Briefen, die es meinen Brüdern geschrieben, den Anschein, als wolle es, indem es Unausführbares vorschlägt, sich mit Ehren zurückziehen. Das tiefe Schweigen des Kaisers gegen mich; die Unmöglichkeit, worin ihn vielleicht die Angelegenheiten des Nordens versetzen, sich mit den unsrigen zu beschäftigen; England, das immer nur dahin streben wird, alle Parteien mit Hoffnungen hinzuhalten, um sie desto sicherer zu entzweien; Preußen, das in allem diesen nur seinen eigenen Vortheil im Auge hat; kurz, Alles beweist, daß, wenn wir auf Hülfe warten sollen, sie wenigstens nicht vor der Thüre ist. Können wir in dieser Lage eine Weigerung wagen, die, als eine Art von Abdankung, den Aufwieglern und der republikanischen Partei eine überwiegende Stärke geben würde? — Und man glaube nur nicht, daß wir dann frei wären; man würde uns im Gegentheil nur um so enger und strenger bewachen. Kommen die Mächte uns nicht diesen Augenblick zu Hülfe, so bleibt uns nur noch die Partei der Prinzen und Emigrirten; aber wie sehr kann uns diese schaden! Allein können sie nur Unvollständiges leisten, und trügen sie auch (was nicht anzunehmen ist) einen Vortheil davon, so würden wir unter ihren Agenten in eine neue und schlimmere Sklaverei als die erste verfallen; denn da es den Anschein haben würde, als wären wir ihnen Dank schuldig, so könnten wir uns derselben nicht mehr entziehen. Sie beweisen es uns schon, indem sie sich weigern, sich mit denen zu verständigen, die unser Vertrauen besitzen, unter dem Vorwande, daß sie ihnen nicht trauen, während sie uns zwingen wollen, uns dem Herrn von Calonne anzuvertrauen, der uns in keiner Hinsicht recht sein kann und, wie ich fürchte, in Allem nur den Eingebungen seiner Ehrsucht, seines Privathasses und jenes gewöhnlichen Leichtsinnes folgt, womit er immer das, was er wünscht, für möglich oder für schon gethan hält. Ich glaube sogar, daß er meinen beiden Brüdern, die, wenn sie nach ihrem eigenen Herzen handelten, für uns gewiß vollkommen sein würden, nur schaden kann."

„Hier sind die Nachrichten, die wir von Außen erhalten. In einem Monate werden alle Mächte vereinigt sein, und ein Manifest erlassen, das sie mit großer Streitkraft unterstützen wollen. Ich wünschte sehr, diese erste Nachricht wäre wahr; ich kann aber nicht daran glauben,

weil weder Sie noch sonst Jemand sie uns gemeldet. Ich halte sogar in diesem Augenblicke die Versammlung für so in sich selbst uneinig, daß ein gut redigirtes Manifest etwas sehr Glückliches wäre, und die Häupter, die seit acht Tagen sehen, daß sie ganz unterliegen, dadurch leichter zu einer vernünftigen Verständigung gebracht werden könnten. Bemerkenswerth ist, daß während aller dieser Debatten über die Verfassung das Volk sich nicht darum kümmert, und sich nur mit seinen Privatangelegenheiten abgibt, dabei aber doch immer eine Verfassung und keine Aristokraten will."

„Eine zweite Nachricht ist die, daß Monsieur von den Mächten als Regent, der Graf von Artois als Generallieutenant des Königreichs anerkannt werden soll. Diese Nachricht ist an sich so thöricht und abgeschmackt, daß sie nur in einem französischen Gehirn entsprungen sein kann. Ueber alles dieses aber möchte ich eine Antwort von Ihnen haben."

„Ich vernehme so eben, daß bis auf einen Bericht der Ausschüsse, der übermorgen gemacht werden soll, die Verfassung beendigt ist; wahrscheinlich wird man sie dann gleich dem Könige bringen. Es ist schrecklich, über die Maßregeln des Auslandes nichts Sicheres und Vernünftiges zu wissen. Was die Annahme betrifft, so kann unmöglich ein Denkender verkennen, daß wir, was man auch thun mag, nicht frei sind; es ist aber wesentlich nothwendig, daß wir in dieser Hinsicht den Ungeheuern, die uns umlauern, keinen Argwohn einflößen. Schreiben Sie mir also, wie es mit den Truppen und den Maßregeln des Kaisers steht. In jedem Falle können nur die fremden Mächte uns retten; die Armee ist verloren, das Geld verschwunden; kein Band, kein Zügel kann mehr den überall bewaffneten Pöbel zurückhalten; die Häupter selbst der Revolution, wenn sie von Ordnung sprechen wollen, werden nicht mehr angehört. Das ist der jammervolle Zustand, worin wir uns befinden; fügen Sie noch hinzu, daß wir nicht einen einzigen Freund haben, daß Alle, die Einen aus Haß, die Andern aus Schwäche oder Ehrgeiz, uns verrathen; kurz, ich bin dahin gekommen, daß ich den Tag fürchten muß, wo man sich das Ansehen geben wird, uns etwas Freiheit zu schenken; wenigstens haben wir in dem Zustande der Nichtigkeit, worin wir uns befinden, uns nichts vorzuwerfen."

„Sie sehen in diesem Briefe meine ganze Seele. Ich kann mich irren, aber es ist das einzige Mittel, das ich noch erblicke, uns halten zu können. Ich habe, so viel ich gekonnt, Leute von beiden Seiten angehört, und aus allen ihren Ansichten mir die meinige gebildet. Ich weiß nicht, ob man sie befolgen wird; Sie kennen die Person, womit ich zu thun habe*). Im Augenblicke, wo man sie überzeugt glaubt, stimmt ein Wort, ein Räsonnement sie, ohne daß sie es selbst merkt, um; deßwegen können auch tausend Sachen nicht unternommen werden. Was übrigens auch geschehen mag, erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, Ihre Anhänglichkeit; ich bedarf deren sehr, und seien Sie überzeugt, daß ich, wie großes Unglück mich auch verfolgen mag, wohl den Umständen nachgeben kann, aber nie in etwas willigen werde, das meiner unwürdig wäre. Im Unglücke fühlt man am meisten was man ist. Mein Blut fließt in den Adern meines Sohnes, und einst wird er, hoffe ich, sich als den würdigen Enkel der Maria Theresia bewähren. Leben Sie wohl!"

„Wenn Sie mir diesen Brief aufbewahren können, so werde ich ihn gerne in Zukunft einmal wieder lesen."

Vom 21. August.

„Ich habe meinen Brief im Augenblicke, wo er abgehen sollte, zurückgehalten, weil Abbe Louis ankam, und mir (durch Herrn von Mont.... versteht sich) Ihre Reise nach London anzeigte. Ich hoffe, und wünsche sehr, Nachrichten von Ihnen zu erhalten, denn das ministerielle Schreiben, das mir der Abbe überbracht, kann mir für meine Angelegenheiten nicht genügen. Mir scheint es, daß er, während er mit Ihnen sehr zufrieden ist, seine Reise doch nicht für besonders glücklich hält. Er fürchtet sehr die Koalition der Mächte, und es ist ihm, wie ich glaube, gelungen, dieselbe Furcht seinen Vorgesetzten, die ihn vorgeschlagen und abgeschickt haben, einzuflößen; bis jetzt aber hat sie das nur sehr verstimmt, und ich fürchte, sie werden, wenn sie sich nicht mehr stark genug fühlen, das Uebel wieder gut zu machen, oder sich zu halten, plötzlich Alles aufgeben und uns allein in der Verlegenheit lassen. In einigen Tagen werde ich Näheres über ihre Meinungen wissen; ich hätte wohl warten mögen, um e Ihnen zu schreiben, aber die Gelegenheit, die diesen Brief überbringt,

*) Ludwig XVI. (Anmerk. des Herausgebers.)

geht morgen ab. Am Ende der Woche wird man die Verfassung dem Könige vorlegen; er wird ungefähr in dem Sinne antworten, wie ich Ihnen zu Anfange dieses Briefes schreibe. Dieser Augenblick ist schrecklich, aber warum läßt man uns auch in gänzlicher Unwissenheit dessen, was draußen vor sich geht? — Es kommt nun darauf an, einen Weg einzuhalten, der jedes Mißtrauen von uns entferne, und zugleich dazu dienen könne, das mißgeborne Werk, das wir annehmen müssen, recht bald zu vereiteln und umzuwerfen. Dazu ist es wesentlich nothwendig, daß die Franzosen, und vor Allem die Brüder des Königs, zurück bleiben, und die vereinigten Mächte allein handeln. Keine Bitte, keine Vernunftgründe unsererseits werden das von ihnen erlangen; der Kaiser muß es fodern; das ist die einzige Art wie er mir nützlich sein kann. Sie kennen aus eigener Erfahrung die schlechten Reden und die schlechten Absichten der Emigrirten; diese feigen Seelen wollen, nachdem sie uns verlassen haben, nun auch noch fodern, daß wir uns allein blosstellen, allein allen ihren Interessen dienen sollen. Die Brüder des Königs klage ich nicht an; ich glaube, ihre Herzen und Absichten sind rein, aber sie sind umgeben und geleitet von Ehrgeizigen, die sie zu Grunde richten werden, nachdem sie uns zuerst zu Grunde gerichtet haben. Der Graf von Artois ist am 12. nach Wien abgereist; sein Bruder hat einen Brief von ihm von demselben Tage, worin er von dieser Reise nichts sagt; wir haben sie durch Privatbriefe erfahren. Was ist der Zweck dieser Reise? Ich kann ihn mir nicht denken. Wenn nur der Kaiser sich nicht wieder zu einem gewagten Schritte, um den man ihn angeht, verleiten läßt! Melden Sie ihm immerhin, was ich Ihnen auf der andern Seite geschrieben. Ich schließe, damit der Brief nicht zu dick werde. Leben Sie wohl.“

Den 26. August.

„Ich fange meinen Brief schon wieder an, diesesmal aber hoffe ich, daß er Ihnen sicher zukommen wird. Die Person, die ihn überbringen will, hat auch Mittel ausfindig gemacht, mir Ihre Antworten zukommen zu lassen, und wird Ihnen deshalb schreiben. Der gestrige Tag (25. August, Namensfest des Königs) ist, wie alle, die wir seit zwei Monaten verleben, und auf Seite des Volks in wahrhaft betrübender Stille vorübergegangen. Künftige Woche soll man dem Könige die Verfassungsurkunde bringen. Der Bericht, den ich gelesen

habe, und den Herr von Beaumetz vorher der Versammlung abstatten muß, ist ein Gewebe von Unsinn und Frechheiten, und von Lobhudeleien für die Versammlung. Sie haben ihrer Verhöhnung die Krone aufgesetzt, indem sie dem Könige eine Wache gegeben. Länger läßt es sich so nicht aushalten; es bleibt uns nichts übrig, als sie einzuschläfern und ihnen Vertrauen einzuflößen, um sie hernach um so besser zu hintergehen. Nach der hiesigen Lage der Dinge ist es unmöglich, daß der König die Annahme verweigere; seien Sie überzeugt, daß dieses sehr wahr sein muß, da ich es sage. Sie kennen meinen Charakter genug, um zu wissen, daß er mich eher zu einem edlen, muthvollen Entschlusse bestimmen würde, aber es liegt kein Muth darin, sich in eine mehr als sichere Gefahr zu stürzen. Es bleibt uns also keine Hoffnung als auf die auswärtigen Mächte. Um jeden Preis müssen sie uns zu Hülfe kommen; der Kaiser aber muß sich an die Spitze Aller stellen, und Alles anordnen. Als erste Bedingung muß er schlechterdings fodern, daß die Brüder des Königs und alle Franzosen, besonders aber die erstern, zurückbleiben und sich nicht zeigen. Ich versichere Sie, die Sachen sind gegenwärtig so weit gekommen, daß es besser wäre, König einer einzigen Provinz als eines so verderbten und zerrütteten Königreichs wie dieses zu sein. Ich werde suchen, dem Kaiser, wenn ich kann, Noten über alles dieses zu schicken; melden Sie ihm unterdessen, was Sie für nöthig halten, um ihm zu beweisen, daß nur bei ihm noch Hülfe ist, und unser Glück, unser Leben, das Leben meines Kindes von ihm allein, von der Vorsicht und Schnelligkeit seiner Mittel abhängen. Leben Sie wohl!"

„Ich habe die Meinungen der Chefs, die ich Ihnen angekündigt, nicht erhalten; sie beschränken sich immer auf unbestimmte Ideen, und scheinen zu fürchten, sich zu binden."

* * *

Obgleich jede, auch die geringste Bemerkung über diesen bewundernswürdigen Brief überflüssig wäre, so können wir uns doch nicht enthalten, hier diejenige einzurücken, die er dem Herausgeber der Revue rétrospective eingegeben:

„Was hier besonders auffällt, ist die Sicherheit, die Richtigkeit, womit Marie Antoinette eine Menge Personen und die Gesinnungen

der verschiedenen Höfe beurtheilt. Die Unbesonnenheit des Grafen von Artois, der Egoismus des Grafen von Provence, die armselige Umgebung der Prinzen, Calonne's selbstgenügsame Unzulänglichkeit, und die Treulosigkeit des englischen Kabinets, das zwar der Revolution, mehr aber noch der Eintracht der Parteien in Frankreich entgegen war, nichts entgeht dieser Frau, die über die Schwäche und Sorglosigkeit der Ihrigen erröthet und sich genöthigt sieht, Mann zu werden. Wenn das Bedürfniß der Hoffnung, das eine Mutter nie verläßt, ihrem Blicke die vorhandenen Gefahren nicht verbirgt, so beurtheilt sie mit gleichem Scharfsinn die Ereignisse und ihre Folgen."

---

20. Ludwig XVI., der in einem Alter von zwanzig Jahren König wurde, bestieg den Thron mit einem Gefühle, das, wenn es in den rechten Schranken bleibt, sehr schätzbar, wenn es indessen über das gehörige Maß hinausgeht, sehr gefährlich ist. Er mißtraute sich selbst. Der Fehler seiner Erziehung war das Gegentheil von dem gewesen, was man gewöhnlich der Erziehung der Prinzen vorwirft; man hatte ihn zu sehr eingeschüchtert, und so lange sein älterer Bruder, der Herzog von Burgund, lebte, hatte man ihn die geistige Ueberlegenheit dieses wirklich seinem Alter vorauseilenden Prinzen zu sehr fühlen lassen.

Die Lage des Dauphin war mithin jene Unruhe und Unentschlossenheit einer Seele, die das Vorgefühl ihrer Bestimmung und ihrer Pflichten hatte, und, als er plötzlich die Last der Regierung eines Königreichs auf seine Schultern nehmen mußte, nicht zu hoffen wagte, sie erfüllen zu können. Sein erstes Gefühl war, darüber zu erschrecken, daß er im Alter von zwanzig Jahren schon König war; seine erste Regung, einen Mann zu suchen, der weise und erfahren genug wäre, ihn zu belehren und zu leiten. Solche Männer sind immer selten, und für diese Wahl, damals vielleicht schwerer als je, fragte der junge König seine Familie um Rath. Nichts war für den Staat und ihn selbst wichtiger, als der Beschluß, der aus dieser Berathung hervorgehen sollte. Es handelte sich darum, des Königs politische Erziehung anzufangen, seine Ansichten zu leiten, seinen Geist zu bilden. Die Natur hatte ihm Empfänglichkeit für die Eindrücke jedes Guten gegeben. Ein gerader Sinn, eine gesunde Vernunft, eine un=

verdorbene, kindlich gefühlvolle Seele, kein Laster, keine Leidenschaft, Verachtung der Pracht und Ueppigkeit, Haß der Lüge und Schmeichelei, Durst nach Gerechtigkeit und Wahrheit mit etwas Rauhem und Barschem in seinem Wesen, dazu jener redliche, sittlich gute Grund, der die Wurzel aller Tugend ist; mit einem Worte, ein zwanzigjähriger König, der, sich selbst nicht beachtend, alles Gute und Gerechte wollte, und um ihn her ein Königreich, das in allen seinen Theilen der Wiederbelebung bedurfte, worin die größten Güter zu verwirklichen, die größten Uebel zu heilen waren: alles dieses erwartete den Mann des Vertrauens, den Ludwig XVI. sich zum Führer wählen würde. Er nahm den Grafen von Maurepas (Mai 1774). (Mémoires de Marmontel, Band II, Buch XII.)

Ludwig XVI., der ein glückliches Gedächtniß hatte, verstand Lateinisch und Englisch; er hatte Geographie gelernt, faßte sie aber nur von der materiellen Seite auf; er hatte Geschichtsbücher gelesen, jedoch ohne daß man ihn dazu angehalten hätte, die Thatsachen abzuwägen und richtige Folgerungen daraus zu ziehen; seine Kenntnisse waren nicht die eines Königs. Seine guten Eigenschaften, sein gerader Sinn, seine Liebe zum öffentlichen Wohle wurden unnütz oder verderblich, weil er den Weg, der ihn zum Ziele führen konnte, nicht zu erkennen wußte. Man hat, glaube ich, nicht genug darauf Acht gegeben, daß seine Schwäche mehr von seiner Erziehung, als von seiner Natur herrührte. Wenn ein Mann sich keine Einsicht zumuthet, so wird er, je sehnlicher er das Gute wünscht, um so mehr schwanken, ehe er sich entschließt; er zaudert und wechselt in seinen Vorsätzen, weil er das Beste und Weiseste will und es nicht zu unterscheiden vermag. Die Schwäche dieses unglücklichen Fürsten bestand besonders in der Unschlüssigkeit, im Mißtrauen gegen sich selbst; eine andere Erziehung würde seinen Ideenkreis erweitert und so seinen Charakter gestärkt haben.

(Histoire du règne de Louis XVI, par J. Droz, I, 117.)

In den Urtheilen über Ludwig XVI. hat man die unermeßlichen Schwierigkeiten, die unerhörten Verlegenheiten, die sich um den unglücklichen König aufhäuften, nicht genug gewürdigt. Wir glauben nicht, daß jemals so rauhe Hindernisse den Weg eines andern Mo-

narchen erschwert haben. Eine ganze Welt änderte sich und diese Veränderung, wenngleich schon durch die langsame Arbeit der Jahrhunderte vorbereitet, trat rasch und unter der furchtbarsten Entfesselung der Leidenschaften ein. Allerdings hätte ein genialer Mann, ein gewaltiger, energischer Charakter oder ein kräftiger Degen bis zu einem gewissen Grade der Revolution Gesetze vorschreiben können. Es hätten weniger Unordnungen und Verbrechen stattgefunden, aber alle Probleme wären nicht gelöst worden. Die Häupter der Völker werden geleitet durch Erfahrung, durch Erinnerungen aus der Vergangenheit, durch Vergleichung der Zeiten. Ludwig XVI. konnte sich auf nichts dieser Art stützen, er konnte nichts befragen und von keiner Seite eine beruhigende Antwort für die Aengsten und Schrecken seines Gemüths erhalten. Er stand an der äußersten Grenze einer untergehenden Welt und am Anfange einer neu entstehenden, die noch im Chaos lag. Andere Institutionen, andere Sitten, andere Bestrebungen waren in der Bildung begriffen; andere Tage sollten über dem Erdkreise aufgehen. Mit seinem Instinkte des Wahren begriff, errieth Ludwig XVI. Vieles; welches Genie wäre aber dazu nöthig gewesen, sich nie zu irren und in Mitte so außerordentlicher Ideen und Thatsachen zum Voraus die Tragweite jeder Entscheidung, jedes Ereignisses zu beurtheilen! Wie viele Gefahren umgaben diesen so schnellen Uebergang aus der einen in die andere Epoche! Hier war ein weit schrecklicheres Kap der Stürme als alle Vorgebirge der wildesten Meere zu umsegeln.

(Histoire de la révolution française von Poujoulat. I, 404—406.)

*
* *

Diesen Urtheilen über Ludwig XVI. glauben wir noch eine Bemerkung beifügen zu müssen, die sich uns, während wir uns mit dem gegenwärtigen Werke beschäftigten, mehrmals aufgedrängt hat. Mit den wohlwollendsten Absichten für sein Volk hatte der König die allgemeinen Stände des Reichs berufen. Er beabsichtigte eine gesetzliche Umbildung der Institutionen. Die Bewegung schlug aber gleich in gesetzloses Treiben um. Der dritte Stand lehnte sich auf; Gewalt trat an die Stelle des Rechts; die höhern Stände wurden erst als Körperschaften vernichtet, dann verfolgt und beraubt, die königliche

Gewalt selbst wurde unterjocht. Ludwigs hoher Gerechtigkeitssinn konnte hierin unmöglich den Anfang einer bessern Ordnung der Dinge erblicken. Wenn nicht seine Einsicht, so mußte ihm sein Gefühl sagen, daß man auf diesem Wege sich nur tiefer und tiefer in Anarchie stürzen würde, und in dieser Hinsicht sah er mit seiner reinen, edlen Gesinnung weiter und richtiger, als viele der blos politischen Köpfe, wie fähig sie auch sonst sein mochten, die sich um ihn herum abmüdeten. Die Ueberzeugung, daß man sich durchaus auf einem Irrwege befinde, der nur zu Abgründen führen könne, mußte ihm jeden Schritt, jeden Entschluß erschweren und ihn, dem es ohnehin an entschiedener Thatkraft fehlte, je weiter man vorwärts stürmte, um so mehr in jenes passive System des bloßen Geschehenlassens hineinnöthigen, das man oft mit zu großer Strenge an ihm getadelt hat. Findet sich ein Charakter wie der seinige im Konflikte mit einer solchen Zeit, so scheint er vorherbestimmt, als ihr unschuldiges Opfer unterzugehen. St.

---

21. Wir geben hier einen Auszug aus einem Briefe vom 4. August 1790, den der Graf von Mirabeau an den Major von Mauvillon in freundschaftlichem Vertrauen geschrieben, ohne daß er sich denken konnte, daß dieser Brief jemals gedruckt werden sollte.

„Sie haben Recht, lieber Freund, wenn Sie glauben, daß die Bahn von Tag zu Tag gefährlicher wird. Im Grunde habe ich nie an eine große Revolution ohne Blutvergießen geglaubt und ich verspreche mir nicht mehr, daß die innere Gährung im Zusammenwirken mit den Bewegungen von Außen keinen Bürgerkrieg erzeugen werde; ich weiß sogar nicht, ob diese schreckliche Krisis nicht ein nothwendiges Uebel ist. *) Dazu bin ich die Zielschiebe der Ehrsüchtigen, der Aufwiegler und der Verschwörer geworden. Der Theil der Volkspartei, der nur Unruhen will und den ich bei manchen Anläßen gezügelt und in der Frage über das Recht des Kriegs und Friedens besiegt habe, verzweifelt daran, mich die monarchischen Grundsätze aufgeben zu sehen, und hat meinen Untergang geschworen. Der Majordomus (Lafayette), der wohl weiß, daß er mit mir abrechnen

---

*) Nach sechszig Jahren kann man noch dasselbe von Frankreich sagen. St.

muß, wenn er etwas Anderes als ein großer Bürger sein will, und daß es keinen Griff gibt, womit man mich aus meinen Ueberzeugungen herausheben kann, — legt mir alle möglichen Schlingen. Das Ministerium, so treulos als feige, vermag nie, sogar nicht zu seinem eigenen Heile mir die Dienste zu verzeihen, die ich der Nation geleistet habe. Der Thron hat weder Gedanken noch Bewegung, noch Willen. Das Volk, unwissend und anarchisirt, schwankt hin und her nach der Laune der politischen Gaukler und seiner Selbsttäuschungen. — Fürwahr, es wäre schwer, einen mehr mit Fußangeln übersäeten Weg zu wandeln. Aber in derselben Haltung, mit dem Bewußtsein, nützlich gewesen zu sein und nie etwas Anderes als dieses gewollt zu haben, werde ich vorwärts gehen. Wenn ich indessen sage vorwärts gehen, so will ich damit nicht sagen, daß ich nicht, wie gegenwärtig, stehen bleiben will, so lange die Versammlung, anstatt ihre Aufgabe als konstituirender Körper zu vollenden, ein administrativer Körper ist. So bringt sie sich und uns in's Verderben, und ich sehe nur Hülfe in der Bildung eines guten, aufrichtigen Ministeriums, die aber unmöglich ist, so lange man nicht das unsinnige Dekret, das den Gliedern der Versammlung jedes Amt in der Verwaltung untersagt, aufgehoben haben wird. Das ist das eigentliche Hinderniß, schroffer noch durch die Zuthat eines Mannes (Nekker's), den der Zufall an die Spitze einer Revolution gestellt hat, welcher er fremd ist und der wohl fühlt, daß sein Reich an dem Tage, wo die Ordnung wiederkehrt, aufhören wird.

(Lettres du comte de Mirabeau au major de Mauvillon, Seite 517—519. Braunschweig 1792.)

---

22. Während der Zeit von Lafayette's Oberbefehl wurde nur ein Haus in Paris verwüstet, und gerade das Haus des Mannes der Emigration, den er am meisten liebte und achtete. Ein Duell war zwischen zwei Deputirten vorgefallen, deren einer der Sohn des Marschalls von Castries war; mehrere Herausforderungen hatten stattgefunden und schienen verabredet zu sein. Einer jener Aufläufe, die schnell entstanden und durch die Volksmenge anschwollen, warf sich am 15. November 1790 auf das Hotel Castries und erkletterte den Garten. In einer halben Stunde war Alles zerschlagen, nichts

wurde geraubt. Man drohte mit Schleifung und Einäscherung; die Nationalgarde aber war zeitig genug bei der Hand, um Beides zu verhindern. Die Verwüster verschwanden, die Menge zerstreute sich, aber großer Schaden war geschehen; nur ein Kabinet, das ein Grenadier der Nationalgarde beschützte, war verschont geblieben. Zahlreiche und spätere Beispiele aus Ländern, wo keine Revolution war, sollen uns nicht dazu dienen, diesen Skandal zu entschuldigen. Ein noch größerer Skandal war, während Lafayette sich bemühte, den aufrühreriſchen Haufen vollends zu zerstreuen, die Nachsicht, womit Mirabeau diesen Haufen beurtheilte, und zu beklagen ist es, daß kein Glied der linken Seite, wie sehr auch die rechte sie reizte, ihm mit verdienter Strenge geantwortet habe.

Frau von Stael hat über dieses Ereigniß die sehr richtige Bemerkung gemacht, es könne der Emigration nicht zur Entschuldigung dienen, weil es zu einem ungünstigen und ungegründeten Schlusse auf die Gefahren, denen die Glieder der Nationalversammlung in Paris ausgesetzt waren, führen würde. Wahr ist es, diese Plünderung war kein Pöbelaufstand, sondern ein Handstreich von Jakobinern, von Freunden der beiden Lameth, an deren Spitze sich Cavallanti, Rotondo und besonders jener Giles befanden, der seit den ersten Monaten der Revolution bei vielen Aufläufen mitgewirkt hatte. In den Denkwürdigkeiten des Bertrand von Molleville findet man denselben Giles als Hauptagenten des Ausschusses, den man den Sabbath nannte, und als Werkzeug im Dienste des Hofes. Er war es, der, nachdem er die Möbel hatte zerschlagen lassen, das Bildniß des Königs rettete. Mirabeau zog in seiner Rede großen Vortheil aus diesem Umstande. Ein Punkt aber, worin jeder Schriftsteller und mehr noch jeder patriotische, dem Herzoge von Castries öffentlich Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, ist der Vorwurf der Vergiftung. Man darf an dieser Volksverleumdung nicht vorübergehen, ohne die Thatsache aufzuhellen. Herr von Castries dachte so wenig daran, seine Degenspitze zu vergiften, daß er lange darauf bestand, sich mit Pistolen zu schlagen, weil Herr von Lameth den Degen weit besser führte als er, mithin die Wechselfälle für Beide nicht gleich waren. Als aber Karl Lameth sich durchaus mit dem Degen schlagen wollte, hatte sein Gegner das Glück, ihm eine leichte Wunde beizubringen, die einen Nerv verletzte, was bei der Behandlung einige

Krämpfe verursachte. Mehr brauchte es nicht, um diese Albernheit von dem vergifteten Degen in Umlauf zu bringen. Man hätte gewiß sehr Unrecht, sie dem Herrn von Lameth vorzuwerfen, denn bekanntlich reißt der Parteigeist oft die Subalternen über die Absichten ihrer Führer hinaus. Der einzige, unglücklicher Weise gegründete Vorwurf, den man Lameth machen kann, ist dieser, daß er, als die Zeugen des Herrn von Castries, d'Ambly und Saint-Simon, ihn ersuchten, diese abscheuliche und lächerliche Verleumdung öffentlich zu widerlegen, sich dessen weigerte, weil, sagte er, eine solche Erklärung dem Volke mißfallen würde."

(Mémoires du général Lafayette, III, 52—54. Paris, 1837.)

* *
*

Man kann bei diesem Auszuge aus den Memoiren Lafayette's, so wie bei den obigen über die Ereignisse vom 5. und 6. Oktober 1789 zu Versailles die Bemerkung machen, wie gewandt er über die wunden Stellen wegzugleiten und bei Nebensachen zu verweilen weiß, um die Hauptsache desto flüchtiger zu behandeln, und wie er gerade da Aufschlüsse schuldig bleibt, wo sie zu seiner Rechtfertigung am nöthigsten wären. St.

---

23. „In den ersten Tagen des Februars 1791 schrieb mir der König, Mirabeau und Herr von Montmorin würden mir einen Antrag machen lassen; Graf von der Mark, ein bei Hofe sehr in Kredit stehender fremder Edelmann, würde ihn überbringen; er werde diesem einen eigenhändigen Brief mitgeben, den der Graf von der Mark sich erbeten habe, damit ich ihm Vertrauen schenken könne. Der König schrieb mir, wie folgt: „Obgleich diese Leute" (es war von Mirabeau und einigen andern seines Gelichters die Rede) „keine Achtung verdienen und ich Mirabeau sehr theuer bezahlt habe, so glaube ich doch, daß sie mir Dienste leisten können. In Mirabeau's Plane werden Sie vielleicht Nützliches finden; hören Sie ihn an, ohne sich zu sehr hinzugeben, und theilen Sie mir Ihre Bemerkungen mit.""

„Wirklich kam Graf von der Mark am folgenden Tage, 6. Februar, in Metz an und übergab mir einen Brief von der Hand des

Königs, der so lautete." (Man sehe den oben in der Einleitung Seite 216 eingerückten Brief.)

„Ich gab mir vor dem Grafen das Ansehen, als wüßte ich nichts von dem Gegenstande seiner Sendung. Er sprach mir gleich von Mirabeau's Achtung und Vertrauen zu mir. (Ich hatte diesen berüchtigten Menschen nie gesehen und nie, weder direkt noch indirekt, in irgend einer Verbindung mit ihm gestanden.) Er versicherte mich, Mirabeau sei jetzt ganz für den König und würde es schon lange gewesen sein, wenn Necker sich dem nicht widersetzt hätte. Er verhehlte mir nicht, daß der König ihm seit Kurzem 600,000 Livres gegeben habe, ihm monatlich 50,000 zahle und noch überdies sehr bedeutende Versprechungen gemacht habe, wenn er ihm große Dienste leiste. Er fügte hinzu, Mirabeau hege einige Besorgnisse wegen meiner Verbindung mit Lafayette, den er als den größten Gegner der Ausführung seiner Entwürfe ansehe. Ich versicherte den Grafen von der Mark, meine Verbindung mit Lafayette sei mehr scheinbar als wirklich; in diesem Augenblicke habe ich mich sogar sehr über ihn zu beklagen; ich habe mich ihm anzuschließen gesucht, als ich noch geglaubt, er habe den Willen und die Macht, wenn er auch das Gut nicht thun könne, wenigstens das Böse zu verhindern; seit langer Zeit aber habe ich mich überzeugt, daß er es weder könne noch wolle. Ich fügte hinzu, ich sei im Gegentheile immer der Meinung gewesen, Mirabeau besitze Genie, Talent und Charakter, wie sie die Umstände erfoderten; wenn Jemand den König und die Monarchie retten könne, so sei er es; und da dieses mein einziger Wunsch sei, so könne er auf mein Bestreben rechnen, zur Ausführung seiner Entwürfe, um deren Mittheilung ich ihn bat, mitzuwirken."

„Graf von der Mark eröffnete mir nun, es sei Mirabeau's Absicht, die Nationalversammlung aufzulösen und den König durch die Kraft und den Willen der Nation selbst wieder in Freiheit zu setzen; er gehe dabei von dem Grundsatze aus, die Repräsentanten des Volkes in dieser Versammlung seien nicht mit den gehörigen Vollmachten versehen gewesen, die alte Landesverfassung zu ändern; dieses stehe mit den Mandaten im Widerspruche, die sämmtliche Provinzen ihren Abgeordneten zu den Generalstaaten gegeben und die nie weder abgeändert noch widerrufen worden seien; auch habe der König, weil er seiner Freiheit beraubt sei, die neuen Gesetze nicht mit seiner Au-

torität rechtskräftig besiegeln können. Mirabeau's Mittel bestanden darin, die Departemente des Königreichs zu einer Adresse um Auflösung der Nationalversammlung, um Berufung einer neuen, mit hinlänglichen Vollmachten versehenen Versammlung und um Wiederherstellung des Königs in einen Zustand angemessener Freiheit und Macht zu veranlassen. Diese Adresse sollte von dem Volke der Hauptstadt unterstützt werden, dessen Mirabeau sich versichert glaubte, sobald er die Hauptaufwiegler, die er in der Versammlung schon angegriffen hatte und die durchgehends Chefs der Jakobiner waren, gestürzt haben würde. Er fügte hinzu, Mirabeau könne schon über sechs und dreißig Departemente verfügen. Ich meinerseits konnte auf sechs zählen und die Mitglieder von fast allen Departementskollegien waren, wie ich schon gesagt habe, royalistisch gesinnt. Er sollte mir die königliche Familie in Compiegne oder in Fontainebleau übergeben, wo ich sie mit den besten Truppen umringt hätte. Ich billigte den Plan, versprach dem Grafen von der Mark, ich würde Mirabeau mit allen meinen Mitteln beistehen und bat ihn, diesen zu versichern, daß er auf mich zählen könne."

„Ich theilte dem Könige meine Meinung über dieses Projekt mit, das ich einem Rückzuge auf Montmedy vorzog. Ich rieth ihm, die Ausführung bewerkstelligen zu lassen, Mirabeau mit Gold zu bedecken, ihm Alles, was er begehrte, zu geben und zu versprechen, versicherte ihm, die Zeit sei vorbei, wo die Rechtlichen und Tugendhaften ihn retten und die Monarchie wiederherstellen könnten; diese vermöchten in so außerordentlichen Umständen nur noch unmächtige Wünsche zu hegen, während eben die Bösewichter, welche das Talent und die Verwegenheit gehabt, das Uebel anzustiften, auch allein die Mittel kännten und vielleicht die Macht hätten, es zu heilen."

„Man wird sich vielleicht wundern, daß ich so viel Vertrauen in Mirabeau setzte und Lafayette so sehr mißtraute; aber man konnte auf den Ehrgeiz und die Geldsucht des Erstern zählen; war der König wieder auf seinem Throne befestigt, so konnte er Mirabeau befriedigen, und dieser hatte zu viel Verstand, um nicht zu begreifen, daß der Dank und die Wohlthaten eines Monarchen, dem er wieder zu seinem Ansehen verholfen, vor der Volksgunst und der vorübergehenden Rolle eines Parteihauptes den Vorzug verdienten. Lafayette dagegen war ein Enthusiast und ein Narr, trunken von Eigenliebe,

deren Maß man nie kennen noch füllen konnte: die gefährlichste Gattung von Menschen, besonders in Revolutionen."

(Mémoires du marquis de Bouillé. Kap. X, Seite 197. Paris, 1821.)

Wir wollen bei den Verschiedenheiten, die in einigen Punkten zwischen der Erzählung des Marquis von Bouille und jener des Grafen von der Mark bemerkbar sind, nicht verweilen. Der Gesichtspunkt der beiden Erzähler ist nicht ganz derselbe, und es gab Thatsachen, die natürlich dem Einen besser als dem Andern bekannt sein mußten.

*   *
*

Mehrmals haben wir den Fürsten A. von Arenberg auf die Verschiedenheit, namentlich in Angabe der Geldsumme, die Mirabeau, nach Bouille's Erzählung, empfangen haben sollte, aufmerksam gemacht und immer zur Antwort erhalten, Herr von Bouille habe sich darin geirrt, sein Gedächtniß sei ihm nicht treu gewesen. Der Fürst hatte gleich nach seiner Rückkehr von Metz den Inhalt seiner beiden Unterredungen mit Bouille sorgfältig aufgezeichnet und diese Aufzeichnungen liegen der Erzählung in der Einleitung zum Grunde. — Merkwürdig ist übrigens der Bericht Bouille's wegen der aus einem königlichen Schreiben angeführten Worte über Mirabeau. Man sieht, daß da kein volles Vertrauen waltete, was denn auch mit dazu beigetragen haben mag, daß Mirabeau's Plan, selbst gegen Bouille's Ansicht, unausgeführt blieb und später ein anderer angenommen wurde, der leider so traurig mißlang. St.

---

24. Es ist dem Freiherrn von Thugut ergangen, wie es oft Männern von geringer Herkunft ergeht, die sich durch ihr bloßes Verdienst zu hohen Stellen emporschwingen. Man hat die Niedrigkeit seiner Geburt übertrieben und vorgegeben, er sei der Sohn eines armen Schiffers aus Linz an der Donau; da doch sein Vater dort Kameral- und Kriegskassenverwalter war, ziemlich ausgedehnte Handelskenntnisse besaß, von Kaiser Franz I. zu Rathe gezogen und so geschätzt wurde, daß seine fünf Kinder, von denen der nachherige

Freiherr von Thugut das älteste war, nach des Vaters Tode, in Anerkennung der von demselben geleisteten Dienste, Pensionen von der Regierung erhielten. Einen Abriß hier von der Laufbahn zu geben, auf welcher der Freiherr von Thugut von der untersten bis zur höchsten Stufe, auf der er acht Jahre lang das volleste Vertrauen seines Kaisers genoß, emporgestiegen war, wäre für den deutschen Leser überflüssig. Wir beschränken uns daher auf die Bemerkung, daß jene Unwahrheiten über seine niedrige Herkunft großentheils ihren Grund in jenem Neide der Großen hatten, worüber sich Fürst August von Arenberg so energisch in der Einleitung ausspricht. Wenn daher die Laufbahn des Freiherrn von Thugut als ein Beweis angeführt werden kann, wie leicht ein Mann von Talent, selbst ohne alle Vorzüge der Geburt, auch unter der damaligen Ordnung der Dinge in Oesterreich zu den höchsten Aemtern emporsteigen konnte, so zeigt eben diese Laufbahn doch auch, mit welchen Schwierigkeiten derjenige fortwährend zu kämpfen hatte, der seine hohe Stellung gerade nur seinem Verdienste verdankte. Für den Fürsten August von Arenberg unterlag es keinem Zweifel, daß Thugut's Rücktritt eben so sehr durch den Neid und Haß, die ihn von allen Seiten umgaben, als durch die Schwierigkeiten der politischen Lage, worin Oesterreich sich durch eine Reihe von verderblichen Unfällen verwickelt fand, herbeigeführt wurde. Uebrigens waltet über den Ursachen dieses Rücktritts in mancher Hinsicht noch ein Dunkel, das vielleicht nie ganz aufgehellt wird.

---

25. Ein Umstand, der auf des Fürsten A. von Arenberg Entschluß, die politische Laufbahn zu verlassen, nicht ohne wesentlichen Einfluß war, ist folgender. Sein Umgang mit Mirabeau war in Frankreich von Manchen irrig beurtheilt, von Einigen absichtlich übel gedeutet worden, und besonders war dieses in der höhern Gesellschaft, zu welcher er durch Geburt und Rang gehörte, der Fall gewesen. Im Bewußtsein seines Zweckes, über den er sich aus leicht begreiflichen Ursachen weder aussprechen konnte noch wollte, ertrug er gelassen diese Mißdeutungen, und brachte seinem Wunsche, der königlichen Familie nützlich zu sein, gerne dieses Opfer.

Als er gegen Ende des Jahrs 1791 Frankreich verließ, war die französische Emigration schon in Belgien, auf beiden Ufern des Rheins,

im innern Deutschland und bis nach Wien hin verbreitet; und gerade diese machte dem Fürsten sein Verhältniß zu Mirabeau, wovon sie nur die Außenseite kannte, ganz besonders zum Vorwurfe. Wir haben oben in dem Briefe der Königin an den Grafen Mercy (Note 19) gesehen, wie sehr sich die hochsinnige Tochter der Maria Theresia über die Ausgewanderten zu beklagen hatte. Es darf also nicht wundern, daß Graf Mercy und der Fürst, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte, von ihnen auch nicht unangefochten blieben. Gegen erstern, der als kaiserlicher Bevollmächtigter ihrem dünkelvollen Treiben manchmal entgegenzutreten hatte, gingen sie so weit, ihn beim Hofe in Wien zu verdächtigen, was den Freiherrn von Thugut bewog, den Grafen hierauf aufmerksam zu machen, und ihm eine Veranlassung an die Hand zu geben, diese Verdächtigungen zu widerlegen. Gegen den Fürsten von Arenberg wußten sie den Umstand seiner früheren Theilnahme an den Unruhen in Brabant zu benutzen. Der Fürst hatte dieser vorübergehenden Theilnahme freiwillig entsagt, hatte beim Kaiser Schritte gethan, die gut aufgenommen worden waren und über seine Gesinnungen keinen Zweifel lassen konnten; überdieß mußte ihn sein Wirken im Vereine mit dem Grafen Mercy über jeden Argwohn erheben. In jener leidenschaftlich aufgeregten Zeit übertönte indessen leicht der lärmende Parteigeist die Stimme der Wahrheit; und so blieben gegen den Fürsten in gewissen Kreisen Vorurtheile haften, die seine Laufbahn erschwerten und ein bedeutendes Gewicht mit in die Wagschale der Gründe warfen, die ihn sie aufzugeben bewogen. Die Einleitung läßt dieses unbeachtet, und konnte sich um so mehr darüber hinwegsetzen, als das vorliegende Werk die siegreichste Widerlegung aller früheren irrigen Vorstellungen ist. Auch wir hätten daher diesen Umstand unerwähnt gelassen, gäbe er uns nicht Anlaß, den merkwürdigen Charakterzug hervorzuheben, daß der Fürst auch dann noch fortfuhr, sich in sein Schweigen einzuhüllen, als es nach dem Tode des königlichen Paars von Frankreich nicht mehr durch die Umstände geboten war.

Als er zu Anfange dieses Jahrhunderts in Wien zurückgezogen lebte, fand er sich dort mit Herrn Senac de Meilhan, von dem oben Seite 60 und 61 die Rede gewesen, wieder zusammen. Dieser arbeitete an einem Werke über ausgezeichnete Personen des achtzehnten Jahrhunderts, das zugleich in französischer und deutscher Sprache

erscheinen sollte. Meilhan wünschte diese Gelegenheit zu benutzen, um die Wahrheit über des Fürsten Verbindung mit Mirabeau zu allgemeinerer Anerkennung zu bringen. Er erbot sich daher, wenn ihm der Fürst Näheres darüber mittheilen wolle, es in diesem Sinne zu benutzen. Der Fürst lehnte indessen dieses Anerbieten beharrlich ab; und bekräftigte durch die That seine Ueberzeugung, „daß man den Werth, den man auf die Achtung der Welt legt, in vielen Fällen vermindern, und vor Allem nur dahin streben müsse, mit sich selbst im Frieden zu sein*)."

Einen Beweis, wie wenig ihn Kritiken, denen Jeder, der auf einem größeren Schauplatze gewirkt hat, ausgesetzt ist, kümmerten, gab der Fürst auch später bei Gelegenheit einer im Jahr 1820 erschienenen Broschüre des damals vielgelesenen, schreibseligen Abbe de Pradt. Zur Zeit des Zusammenwirkens des Fürsten mit dem Grafen von Mercy-Argenteau in Belgien hatte dieser Abbe Beiden den Hof gemacht, ihnen auch einige Ausarbeitungen über politische Fragen des Augenblicks zugestellt. Seine damaligen Ansichten waren sehr verschieden von dem einseitigen Liberalismus, womit er zu Anfange der Restauration in einer Reihe von Schriften breit that. Fürst A. von Arenberg hatte sich hierüber tadelnd in der Gesellschaft geäußert. Hierdurch gereizt, schrieb Abbe de Pradt seine Broschüre: „Ueber Belgien von 1789 bis 1794," worin er über des Fürsten Fähigkeiten, seinen Einfluß auf den Grafen Mercy, und über die Politik des Letztern mit unverkennbarer persönlicher Verstimmung aburtheilte. Der Fürst besaß von des Abbe eigener Hand Papiere, deren Veröffentlichung diesen sehr beschämt haben würde; er schwieg indessen und ließ den Angriff unbeachtet.

Je deutlicher in dieser Schrift die Absicht hervortrat, den Fürsten in ungünstigem Lichte darzustellen, um so mehr hat die Art, wie sich der Verfasser über die Verbindung mit Mirabeau darin ausspricht, den Werth eines unbestochenen Zeugnisses. Wir führen daraus folgende Stelle an, die sich an das oben Gesagte wie von selbst anschließt:

---

*) Man sehe oben Seite 6. — Meilhan's Werk blieb durch den Tod des Verfassers (1803) unvollendet, und erschien erst im Jahr 1813 in Paris mit einer Vorrede des Herzogs von Levis.

„Der Fürst August von Arenberg war der Königin sehr ergeben, und zwei Jahre lang ihr Rathgeber. Der Wunsch, ihr nützlich zu sein, vermochte ihn dazu, vertraute Verbindungen mit Mirabeau anzuknüpfen, dessen ganzen Werth er aus seinem Einflusse auf die Nationalversammlung, auf das Volk, man könnte sagen auf Frankreich selbst, erkannt hatte. Diesem Wunsche, für die Königin zu wirken, opferte er einen Theil der Auszeichnung, womit er bis dahin in der großen Welt glänzend aufgetreten war, und ergab sich in die Art von Ungunst, die sich an einen vertrauten Umgang mit Mirabeau knüpfte. Vergessen wir nicht, von welcher Epoche hier die Rede ist, und erinnern wir uns, daß man damals noch nicht an jene politischen Verbindungen gewohnt war, die uns seitdem, nach dem Beispiele Englands, weniger schwierig in Beziehung auf Männer von politischem Rufe gemacht haben. Gegenwärtig wo Mirabeau, der Mensch, längst im Grabe ruht, ist an seinem Privatleben wenig gelegen; der Diktator der konstituirenden Versammlung ist allein übrig geblieben. Damals aber lebte noch der ganze Mensch, und seine Antecedenzien waren der Art, daß sie die Bewunderung, die seine Talente einflößen konnten, sehr abkühlten. Fürst August hatte die Scheidelinie in löblichster Absicht überschritten; weil aber diese Absicht Allen ein Geheimniß war, so lastete auf ihm die ganze Schwere der Mißbilligung einer solchen Verbindung. Als man ihn die Stelle eines Testamentsvollziehers Mirabeau's annehmen sah, kannte das Geschrei keine Grenzen. Es war als ob die ganze alte Ordnung sich gegen eine solche Verletzung der durch die Zeit geheiligten Regeln des Anstandes aufgelehnt hätte. Wie viele Menschen haben in diesem Uebergange von den alten Gebräuchen zu solchen Neuerungen den eigentlichen Anfang der Revolution gesehen. Die Stellung des Fürsten August komplizirte sich auf diese Weise durch die Oeffentlichkeit seines Verhältnisses zu Mirabeau und, ich wiederhole es, weil Niemand wußte, welchen Zweck er dabei gehabt hatte. Nachdem die Hauptheilnehmer verschwunden waren, blieb der Fürst allein mit dem Verdienste und der Ungunst seines Geheimnisses."

Lesen wir nun in derselben Schrift einige Seiten weiter, „daß es dem Grafen von Mercy-Argenteau und dem Fürsten August von Arenberg allein zu verdanken war, daß Belgien im Jahr 1792 wieder zu Oesterreich zurückkehrte," so ist damit auch alles widerlegt, was

damals, wegen des Fürsten früherer Theilnahme an den Unruhen in Brabant, in manchen Kreisen noch gegen ihn herumgetragen wurde.

Nachdem wir hier dieser Mißdeutungen gedacht haben, können wir uns nicht versagen, zum Schlusse auch ein Beispiel von der Bereitwilligkeit anzuführen, womit besser Unterrichtete schon in der ersten Zeit den Gesinnungen und Absichten des Fürsten bei seiner Verbindung mit Mirabeau die vollste Gerechtigkeit widerfahren ließen.

Der Abbe von Montesquiou, eines der würdigsten Glieder der Nationalversammlung, befand sich im Jahr 1793 als Flüchtling in Brüssel. Er war in Mirabeau's Plan, der königlichen Gewalt wieder aufzuhelfen, eingeweiht gewesen, hatte selbst mit Hand an's große Werk gelegt, und vernahm nun in Brüssel, welche Vorurtheile unter den Ausgewanderten gegen den Fürsten herrschten. Er schrieb darauf an diesen, der sich auf seinem Schlosse Raismes aufhielt, am 16. Juli 1793:

„Sie gehören, mein Lieber, zu der kleinen Zahl derjenigen, die sich wegen dieser unglücklichen Königin nichts vorzuwerfen haben; ich könnte sogar sagen: Sie sind der Einzige. Ich beneide Ihr Loos und was Sie gethan haben. Ich hörte gestern fragen: „Ist man wohl des Herrn von der Mark sicher?" — Ich antwortete: „Ob man seiner sicher ist, weiß ich nicht, denn man sieht ihn seine Person nicht im Park und in der Welt zur Schau tragen; aber das weiß ich, daß er hier der Einzige ist, der sich ohne Gewissensbisse zu Bette legt." — Was ich sagte, mein Lieber, das denke ich ganz aufrichtig, und Sie werden dem Schmerze, der mich zerreißt, vielleicht meinen Wunsch verzeihen, mich mit Ihnen beim Grafen von Mercy zusammenfinden zu können."

Als Abbe von Montesquiou diese einfach rührenden Worte schrieb, hatte Ludwig XVI. schon auf dem Blutgerüste geendet; ein gleiches Schicksal sollte die Königin und des Königs Schwester, diese beiden großen Dulderinnen, bald nachher ereilen; Gräuel aller Art besudelten Frankreich; Mirabeau's Vorhersagungen erfüllten sich in überfließendem Maße. St.

---

26. Brief des Fürsten von Ligne an den Fürsten A. von Arenberg.

Töplitz den 20. Juli 1807.

Nun, da bin ich! Ich habe ihn gesehen, und um nicht partheiisch zu sein, weil er mich vielleicht gut aufgenommen hätte (obgleich er nicht sehr liebkosend aussieht), bin ich der Einzige der Regierenden oder Ex-Regierenden, der sich nicht hat vorstellen lassen*). Sie haben mich amüsirt alle diese verbündeten Prinzen, womit ich täglich speiste, und die er hatte kommen lassen, ausgenommen Prosper**), der im Kriege ist, und der Regierende von Lichtenstein, der am Zahnen ist***). Ich habe ihnen gesagt, sie schienen mir versammelt zu sein wie im Thale Josaphat, zum jüngsten Gerichte; sie haben mir darauf im Chor mit einem vollen reichsmäßigen Lachen geantwortet: Touchours aimâple.

Ich kann von ihm nicht sagen, was Ali von Azor sagte, weder nach der Miene, noch nach den Inflexionen seiner Stimme, noch nach seinen Ausdrücken, denn in der Galerie, wo ich mit der Menge an ihm vorbeistreifte, hörte ich Alles, was er sagte; aber er sieht recht aus wie ein Kriegsmann, mehr wie ein fester und berechnender, als wie einer von Genie, in dessen Verirrungen er auch nie fällt. Ein sächsischer Oberstlieutenant, der ihn bei Friedland nicht verlassen, sagte mir, er habe zu Fuß auf einer Anhöhe gestanden, unter dem Feuer der Kanonen, von wo er so gut sah, daß er mit dem Bleistifte in der Hand seine Befehle auf Karten schrieb, die er seinen Adjutanten auftrug, den Generalen zu überbringen. Plötzlich bemerkte er eine Bewegung, die die Russen machen wollten, und sagte: „Ach! ich glaube sie wollen manövriren! Ich will ihnen Taktik geben.“ Und augenblicklich befahl er die Oeffnung zu benutzen.

Bei seiner Ankunft hat er gebadet, während dessen mehrere Kouriere abgeschickt, und mit einigen Ministern gesprochen; am folgen-

*) Fürst von Ligne war in Dresden gewesen, um den Kaiser Napoleon, der sich dort befand, zu sehen. In Wien nahm man ihm diese Reise, und was er davon erzählte, ziemlich übel. Indessen ließ er sich dem Kaiser nicht vorstellen, und sah ihn nur in der Galerie des königlichen Palastes.

**) Fürst Prosper Ludwig von Arenberg, Neffe des Fürsten August, und gegenwärtig regierender Herzog von Arenberg.

***) Der Fürst von Lichtenstein war damals ein Kind.

den Tage saß er um fünf Uhr Morgens zu Pferde, ohne anderes Gefolge als einige Adjutanten (denn er hat nicht einen Mann Garde); war im Hospital, wo er mit allen Verwundeten des preußischen Feldzugs sprach, besah dann die Festungswerke, und ging zu den Kadetten, die er um sich versammelte, ohne daß man benachrichtigt gewesen wäre, und die er über die schwierigsten Punkte der Mathematik ausfragte und zurechtwies.

Ich begegnete Talleyrand, als er ankam; und stieg die Treppe schneller herauf als er, der seit Königsberg keinen Augenblick angehalten hatte. Denke Dir sein Vergnügen, von mir empfangen zu werden, denn es gibt auf der Welt keine Franzosen mehr als er und wir Beide, die keine sind. Es würde ihn gefreut haben, dich in Dresden zu finden. Man hat uns einen Tisch von dreißig Gedecken angerichtet, an dem wir zu zweien gespeist haben; gegen ein Uhr Morgens verließ ich ihn aus Diskretion, aber gegen seinen Willen, und kehrte hieher zurück.

Er hat mir gesagt, Kaiser Napoleon (ich glaube, man darf ihn so nennen) sei nie so groß gewesen als zu Osterode, wo er in einem abscheulichen Hause, von Menschen- und Pferdeleichen voll Mist umgeben, nur schlechte Krebse aß, Alles, sogar seine Armee, gegen sich hatte, obgleich Niemand es ihm zu sagen wagte, und den Schwur that, Alles zu ertragen, um die Russen zu demüthigen.

Sie sind ungemein zufrieden gewesen mit dem freimüthigen Benehmen Poniatowski's, das selbst nicht getadelt werden konnte, wenn die Sachen eine andere Wendung genommen hätten. Er soll heute mit Molachouski, Stanislas Potocki u. s. w. in Dresden ankommen wegen der Organisation Polens, worin man die Verfassung vom 3. Mai mit der Souveränetät des Königs von Sachsen, unter dem Titel eines Herzogs von Warschau, ein wenig durcheinander mischen wird.

Dieser Titel hat mich lachen gemacht. Ich fragte Talleyrand, ob es so sein würde wie der Herzog von Danzig. Er erwiederte, man habe ihn aus Rücksicht auf uns gegeben, damit nicht etwa einige verkehrte Köpfe in Gallizien glaubten, man wolle das Königreich Polen, wie es früher war, wieder herstellen. Man werde uns nichts abfodern.

Hieronymus ist König von Westphalen und hat Besitzungen des

Königs von Preußen, dazu Hessen, Fulda und Braunschweig. Diesen drei Fürsten gibt man Pensionen.

Talleyrand erwartete Vincent *), um wegen Braunau und ähnlicher Dinge zu unterhandeln. Er sagt, man sei ihm den größten Dank schuldig wegen seiner Vorsicht, und der Art, wie er jede Bitterkeit und Aubringerei, oder halbe Kriegsgelüste, die beinahe Alles verdorben hätten, beseitigt hat.

Der König von Preußen, mit der Ehrenlegion und einem Schnurbart, ist bei der Zusammenkunft **) roth geworden und hat gestottert. Alexander hat am Tage der Unterzeichnung gesagt: „Heute ist das Jahrgedächtniß von Pultawa, und auch ein glücklicher Tag für das russische Reich.

Napoleon, der sich noch lieber groß macht als vergrößert, und lieber erobert als erwirbt, hat die Zusammenkunft einem Marsch auf Riga nach der einen, auf Grodno nach der andern Seite vorgezogen.

Ich weiß nicht, was er mit den Türken thun oder nicht thun wird. Er hat aber gesagt: „Ich meinte es mit Selim sehr gut, denn er war mein intimer Freund."

Alexander hatte Oubril bei seiner Ankunft umarmt, und als dieser durch die englische Kabale in Ungnade fiel, gab er ihm zum Troste 20,000 Rubel Pension. Und dann schließe man noch Bündnisse! Hätten wir uns nur gerührt, gleich hätten die Franzosen mit den Russen Friede geschlossen.

Ich begreife nicht, wie angebliche Eiferer die Erschöpfung der Russen, die Erniedrigung und die Nichtigkeit der Preußen, die nur noch in vierter Linie stehen können, beklagen mögen. Ich halte übrigens nicht dafür, daß diese Mosaik Europa's sehr gefährlich sei, und länger dauern könne als ihr Urheber. Die Feder hat sie gemacht, die Feder wird sie zerstören, wenn man sie gut zu führen weiß.

Man hat die Spanier in Marsch gesetzt gegen den König von Schweden, der die Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII. auf seinen Thron fodert. Man denkt gar nicht an England; es mag thun was ihm beliebt.

---

*) Freiherr von Vincent, später österreichischer Gesandter zu Paris von 1815 bis 1828.

**) In Tilsit.

Will man schließen, so sagt man immer: die Post geht ab. Ich hatte keine Lust dazu, aber diesesmal ist es wahr, und ich will Dir, lieber Zeitgenosse, nicht sagen, wie lieb Du mir bist aus Geschmack und gutem Geschmack, aus Erkenntlichkeit für eine Freundschaft, deren ich sicher bin, und aus zärtlicher, ewiger Anhänglichkeit.

Der Fürst von Ligne.

Briefwechsel

zwischen dem

Grafen von Mirabeau

und dem

Fürsten A. v. Arenberg, Grafen von der Mark,

und verschiedenen andern Personen

während der Jahre 1788, 1789, 1790 und 1791.

Graf Mirabeau an den Grafen von Montmorin.

Paris, den 28. September 1788.

Herr Graf!

Seit langer Zeit haben Sie nichts von mir gehört. Viele Gründe verhinderten mich, die Ehre zu haben, zu Ihnen zu gehen. Nachdem ich Ihnen bei der Katastrophe des Erzbischofs von Sens den Beweis meines Andenkens und meiner Anhänglichkeit gegeben hatte, den ich Ihnen schuldig war, fühlte ich wohl, daß man den Ereignissen ihren Lauf lassen mußte, daß nichts den Sturz Ihres Freundes und den Versuch einer neuen Ordnung der Dinge aufhalten konnte.

Der Mann der öffentlichen Meinung, der Gott des Tages [1]), hat zu viele Ursachen, mich zu hassen und vielleicht mich zu fürchten, als daß ich mir nicht hätte denken müssen, es würde Ihnen bequemer sein, mich in den ersten Augenblicken der allgemeinen Gährung nicht zu sehen. Es war gut, ihn der Statur eines bloßen Sterblichen nahe kommen zu lassen, und ich wußte zuverlässig genug, daß es bald dahin kommen würde. Endlich schien es mir auch, daß Sie mir durch Ihr eigenes Verfahren zu verstehen gaben, mich ein wenig zurückzuziehen, und mich hat das nicht gewundert. Nie werden hohe Staatsbeamte, wie sehr sie auch Freunde der Wahrheit sein mögen (und Sie sind es mehr als ein Anderer), es dahin bringen, sich nicht vor Propheten zu fürchten; und wie groß auch Ihr Wohl-

---

[1]) Necker.

wollen gegen mich sein mag, so weit wird es nie gehen, mir zu verzeihen, daß ich so lange gegen Sie Alle Recht gehabt habe.

Aber ich will nicht, daß Sie und Ihre Freunde glauben könnten, ich gäbe sie auf. Herr von Lamoignon wird angeklagt; der Augenblick ist gekommen, ihm meine Dienste anzubieten; ich bin für seinen Charakter eingenommen; ich achte seine Absichten; ich verabscheue die Erbitterung, die man gegen ihn zeigt; ich verwünsche mehr als er selbst die Körperschaften, die, nicht damit zufrieden, ihn überwunden zu haben, ihn auch aufopfern wollen. Ich kenne die Entwürfe dieser unerbittlichen Gegner, ihre Umtriebe, mit einem Worte ihre Verschwörung, denn der Angriffsplan, den sie jetzt gegen die Regierung entworfen, ist eine Verschwörung gegen die Nation. Ich biete mich geradezu dem Herrrn von Lamoignon zu seiner persönlichen Vertheidigung, wenn er deren bedarf, an und bitte Sie inständigst, es ihm zu sagen. Das ist der erste Beweggrund meines Briefs.

Er hat aber auch einen wichtigern Zweck, Herr Graf. Sie lieben den König und sind sich ihm als Mensch und als Minister schuldig. Ich, als Bürger, zittere für die königliche Gewalt, die uns im Augenblicke, wo sie zu ihrem Sturze neigt, mehr als jemals nöthig ist. Nie war eine Krisis verfänglicher und bot mehr Vorwand zur Zügellosigkeit dar; nie war der Bund der Privilegirten so erschreckend für den König, so furchtbar für die Nation; nie drohte eine Nationalversammlung so stürmisch zu werden, als diejenige, die über das Schicksal der Monarchie entscheiden wird und bei der man so übereilt und mit so viel gegenseitigem Mißtrauen anlangt.

Beschäftigt nun aber das Ministerium, das sich in diesen Engpaß geworfen hat, weil es, anstatt sich auf die Generalstaaten vorzubereiten, sich bemühte, ihre Berufung aufzuschieben, — sich mit den Mitteln, wie es ihre Kontrolle nicht zu fürchten,

oder vielmehr wie es ihre Mitwirkung zu benutzen haben werde? Hat es einen festen, sichern Plan, den die Repräsentanten der Nation nur zu genehmigen hätten?

Nun wohl! diesen Plan, Herr Graf, habe ich. Er hängt zusammen mit dem Entwurfe einer Verfassung, die uns von den Komplotten der Aristokratie, von den Ausschweifungen der Demokratie und von der bodenlosen Anarchie, worin die Staatsgewalt, weil sie absolut hat sein wollen, mit uns hineingestürzt ist, erretten würde. Kann man über die Rathschläge, die dieser Plan enthält, verschiedener Meinung sein, so ist es wenigstens unmöglich, die Grundsätze, auf denen er beruht, nicht zu achten. Wünschen Sie, daß ich ihn Ihnen mittheile? Wollen Sie ihn dem Könige zeigen? Werden Sie den Muth haben, einem treuen Unterthan, einem entschlossenen Manne, einem unerschrockenen Vertheidiger der Gerechtigkeit und Wahrheit, endlich einmal seinen Posten als Bügrer anzuweisen? — Ohne Mitwirkung der Regierung, wenigstens nicht ohne eine geheime, kann ich nicht in die Generalstaaten kommen. Ich habe schon die Erfahrung gemacht, daß einer Ihrer Kollegen, vielleicht gar ohne es zu wollen, und blos weil man seine Rachsucht fürchtet, mir immer den Zugang dazu versperren wird. Verständigten wir uns, so würde es mir sehr leicht sein, den Schwierigkeiten auszuweichen oder die Hindernisse zu übersteigen; und gewiß sind drei Monate nicht zu viel, um sich vorzubereiten, seine Sache einzuleiten und sich als einen würdigen und einflußreichen Vertheidiger des Thrones und der öffentlichen Sache zu bewähren.

Wünschen Sie, daß ich zu Ihnen gehe, Herr Graf, oder wird dieser Brief wie so viele andere ein unnützes Zeugniß der zarten Verehrung bleiben, womit ich u. s. w.

Dieser Brief des Grafen von Mirabeau an den Grafen von Montmorin, dessen Urschrift von der Hand Mirabeau's ist, geht, dem Datum nach, allen, die man unter seinen von dem Grafen von der Mark aufbewahrten Papieren gefunden hat, vorauf, und ist in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Es geht zunächst daraus hervor, daß der Verfasser lange vor Berufung der Generalstaaten mit den Ministern einen Briefwechsel unterhalten und sich bemüht hatte, sie über die schwierige Lage des Landes und über die Mittel, diesen Schwierigkeiten zu begegnen, aufzuklären. Dieser Brief ist auch ein glänzendes Zeugniß der gesunden, gemäßigten Ansichten, womit Mirabeau oft die Verhältnisse beurtheilte, und des durchdringenden Scharfsinnes, womit er die gefahrvollen Folgen der Sorglosigkeit der Regierung vorhersah. Leider ist er der einzige aus jener Zeit, der sich wiedergefunden hat; indessen eröffnet er, so wie er ist, auf eine angemessene Weise die Reihe aller folgenden als ein Beweis, welchen großen Vortheil man aus Mirabeau's genialen Talenten hätte ziehen können, wenn man sich, gleich bei seinem Eintritte in die Nationalversammlung, über die Abneigung wegzusetzen vermocht hätte, die sein früheres Leben begreiflicher Weise hatte einflößen müssen.

So wie zu der Einleitung, so sind auch zu dieser Korrespondenz alle Anmerkungen, die in der deutschen Ausgabe hinzugefügt worden, mit St. unterzeichnet.

Für deutsche Leser wird vorstehender Brief noch einiger Worte der Erläuterung bedürfen. Am 15. August 1787 hatte das Pariser Parlament sich geweigert, zwei Finanzedikte, das eine über Stempelgebühren, das andere über eine Abgabe von Grundeigenthum, einzuregistriren, und war wegen dieser Opposition nach Troyes verwiesen worden. Es wurde aber schon am 10. Sept. wieder zurückberufen. Der erste Minister, Lomenie von Brienne, früher Erzbischof von Toulouse, dann Erzbischof von Sens und Kardinal, gab nun jene Edikte

auf, hoffte aber, das Parlament geschmeidig genug zu finden, um seine Zustimmung zu einem Anlehen von 440 Millionen Livres zu erlangen. Am 19. November lehnte indessen das Parlament auch dieses ab. Der Erzbischof griff dann, in seiner Geldnoth, am 16. August 1788 zu dem verzweifelten Mittel, die Zahlungen des königlichen Schatzes eine Zeitlang einstellen zu wollen, was aber seinen raschen Sturz herbeiführte. Mit ihm trat der Großsiegelbewahrer Lamoignon aus dem Ministerium, den Mirabeau, wie wir aus obigem Briefe sehen, besonders verehrte, und den er nun gegen die Verfolgungen des Parlaments in Schutz nehmen wollte.

Mirabeau stand schon seit einer gewissen Zeit zu einigen Ministern in Beziehungen, die ihm den Weg zu den Staatsgeschäften anzubahnen schienen. Im Jahr 1785 war er mit einer geheimen Sendung nach Berlin beauftragt worden, wovon sogleich ausführlicher die Rede sein wird. Die Berufung der Versammlung der Notablen veranlaßte ihn, nach Frankreich zurückzukehren, wo er voraussah, daß sich nun bald ein großer Schauplatz für seine politischen Fähigkeiten eröffnen würde. Die Notablen versammelten sich am 22. Februar 1787. Schon am 24. April mußte der Minister Calonne abtreten, um dem genannten Erzbischofe von Sens Platz zu machen. Am 18. Dez. 1787 erschien die Deklaration des Königs, welche die Berufung der Generalstaaten, aber erst nach fünf Jahren, versprach. Während dieser Zeit hatte Mirabeau mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Montmorin, Briefe gewechselt. Am 12. Oktober 1787 trug er sich ihm, jedoch ohne Erfolg, zu einer Gesandtschaft im Norden oder im Orient an. Den baldigen Sturz des Erzbischofs sah und sagte er voraus, und schrieb, als er erfahren hatte, dieser Minister gehe mit dem Gedanken um, die Zahlungen einzustellen, am 20. November 1787 an Montmorin, um diesen, den er den ehrlichen Mann im Ministerium, einen guten Bürger und persönlichen Freund des Königs nennt, vor den Gefahren einer schwindelnden Politik zu warnen. Rettung aus den täglich mehr sich häufenden Schwierigkeiten sah er nur in einer Berufung der Generalstaaten auf das Jahr 1789, eine Maßregel, zu welcher man sich indessen erst im August 1788 entschloß.

In diesem Briefwechsel mit Montmorin gab Mirabeau einen Beweis der Unbestechlichkeit seiner Gesinnung, der ihm zur höchsten Ehre

gereicht, und die Worte des Grafen von der Mark, daß er nie seine Grundsätze seinem pekuniären Vortheile geopfert habe *), auf eine glänzende Weise rechtfertigt. Die Parlamente waren nämlich ursprünglich nur Gerichtshöfe, und ihre Behauptung, daß die Finanzedikte nur durch Eintragung in ihre Register rechtskräftig würden, war im Grunde eine usurpatorische Anmaßung, die indessen der Gebrauch zur Regel erhoben hatte. Es mischte sich dabei mehr und mehr in die Haltung des Parlaments von Paris ein aufrührerischer Parteigeist. Diesen zu bekämpfen trug Montmorin dem Grafen von Mirabeau an, eine Schrift gegen die Anmaßungen der Parlamente auszuarbeiten. Am 18. April 1788 lehnte Mirabeau diesen Antrag in einem merkwürdigen Briefe ab, worin er zwar das Unrecht der Parlamente anerkennt, sich aber doch weigert, gegen sie, so verhaßt sie ihm auch waren, zu schreiben. „Welcher ehrliche Mann," sagt er, „möchte, so lange wir die von ihnen usurpirten Rechte nicht durch eine gemeinsam berathene Verfassung ersetzt sehen, sich dazu hergeben, die letzten Spuren unserer sterbenden Freiheiten zu verwischen?" Der ganze Brief steht mit dem vollständigen Facsimile bei Lucas Montigny Mémoires de Mirabeau IV, 479. Dort ist auch von den bedrängten häuslichen Umständen die Rede, worin sich damals Mirabeau befand. Als vollgültigsten Beweis derselben theilen wir folgende zwei, bisher ungedruckte Briefe Mirabeau's mit, deren Original sich in den Händen des Herrn Lucas Montigny, seines Sohns, befindet. Sie sind beide an Herrn von Vitry, einen vertrauten Freund Mirabeau's, der in der Rue neuve des Mathurins Nr. 25 wohnte, von des Verfassers eigener Hand geschrieben. Der erste, 2. April 1788, also sechszehn Tage vor der abschlägigen Antwort an den Grafen von Montmorin, lautet wörtlich:

„Höre, mein Freund: da ich diesen Abend nicht nach Hause komme, und morgen früh um acht Uhr eine freiwillige, aber durch die Ehre gebotene Verpflichtung zu erfüllen habe, so bitte ich Dich sehr, Dich namentlich, (denn es ist, ich wiederhole es Dir, eine Ehrensache) unter Deinen Augen morgen in aller möglichen Frühe mein silbergesticktes Kleid, Weste, Hose, und die Weste von Silbertuch für kleine Trauer, dazu alle meine Winterspitzen in das Pfandhaus tragen

*) Man sehe oben Seite 90.

zu lassen, und mir in beikommender Büchse zwanzig Thaler versiegelt in das Hotel Vaudreuil zu schicken. Du begreifst wohl, daß Du, wenn Du mehr erhalten kannst, mehr annehmen mußt, aber soviel muß ich schlechterdings haben. — Um Mittag, etwas früher oder später, erwarte uns u. s. w. Ich umarme Dich."

Das andere Billet ist vom 23. April 1788, also fünf Tage später als jenes Schreiben an Herrn von Montmorin. Vitry hatte ihn gebeten, ihm sechs Francs zu leihen. Mirabeau antwortet: „Mein Freund, ich werde mich mit Deiner Note beschäftigen, aber um sechs Francs zu leihen, muß man sie haben, und auf meine Ehre, ich habe sie nicht. Aber Du sollst doch nicht mit bloßem Wasser speisen, denn in diesem Augenblick beendige ich ein Geschäft *). Von Seite meiner Mutter hat mir der Abbe **) gestern einen Wischer gegeben, der mich in Verlegenheit setzt, aber ich werde mir auch aus dieser heraushelfen müssen. Guten Morgen Freund, in einer Stunde sehe ich Dich."

Also während Mirabeau seine Kleider in's Pfandhaus schickte, und keine sechs Francs im Besitze hatte, schlug er es, aus politischer Gewissenhaftigkeit, aus, gegen die ihm selbst verhaßten Parlamente für die Regierung ein Werk zu schreiben, das ihm gewiß reichlich bezahlt worden wäre.

Eine solche Unbestechlichkeit konnte ihn dem Grafen von Montmorin nur um so mehr empfehlen. Mirabeau rechnete besonders auf ihn, um mit Hülfe der Regierung in die Generalstaaten gewählt zu werden; dieser Hülfe aber glaubte er zu bedürfen, weil die Skandale seines frühern Lebens, die Erbitterung des Adels seiner Provinz, die Armuth, in der er kümmerlich lebte, und die unversöhnliche Feindschaft seines eigenen Vaters ihm alle Wege zu versperren drohten. In mehreren Briefen aus jener Zeit spricht er mit Zuversicht von dem Wunsche Montmorin's, ihn gewählt zu sehen. Daß er auf dem Wege durch die Generalstaaten der Mann der Regierung zu werden hoffte, beweist folgende Stelle aus einem Briefe vom 16. August 1788 an den Buchhändler Levrault in Straßburg: „Fünf oder sechs Männer

*) Der Verkauf einer Broschüre.

**) Abbe Larrieu, der Vertraute und Rathgeber der Marquise von Mirabeau.

werden immer die Heerde, wie groß sie auch sei, anführen; und ohne Bestechung (diejenigen, die man bestechen kann, sind es nie werth) kann und muß die Regierung sich dieser fünf oder sechs Männer versichern." Alles, was damals aus seiner Feder kam, zeugt von der Begeisterung, womit ihn der Gedanke, auf einem großen Schauplatze für sein Vaterland zu wirken, durchdrang. Er fühlte, daß dieses sein Beruf, die Aufgabe seines Lebens war. Montmorin aber ließ sich im Kabinet von Necker's Einfluß beherrschen, und Necker war ein entschiedener Gegner Mirabeau's, der seine Finanzmaßregeln schon in einigen Schriften angegriffen hatte. In einem Briefe an den Herzog von Lauzun vom 16. November 1788 spricht Mirabeau noch von Montmorin's günstiger Stimmung gegen ihn, ein Beweis, daß obiger Brief vom 28. September an diesen Minister eine gute Aufnahme gefunden hatte. In Beziehung auf Necker schreibt er: „Ich kann versprechen, das Individuum zu schonen; ich kann nicht versprechen, andere Grundsätze als die meinigen zu achten oder zu vertheidigen; .... sehr wahr aber ist es, daß ich in der Nationalversammlung ein sehr eifriger Monarchist sein werde, weil ich fühle, daß wir den ministeriellen Despotismus tödten und die königliche Gewalt wieder aufrichten müssen." Bald darauf aber erfuhr er, daß er sich den Beistand des Ministeriums zu seiner Wahl nicht versprechen konnte, und gab nun, in seiner Erbitterung über Necker, den Briefwechsel mit Cerutti heraus, worin selbst Mirabeau's eifrigste Vertheidiger gestehen, daß er das Maß der Billigkeit gegen den Finanzminister weit überschritt und sich von leidenschaftlichem Hasse hinreißen ließ. Zu Anfange des Jahres 1789 ging er dann nach Aix, auf eigene Hand seine Wahl zu betreiben, die ihm nur gelang, indem er sich vom dritten Stande wählen ließ. Unmittelbar vorher aber erschien die verrufene Geheime Geschichte des Berliner Hofes, worauf sich die beiden folgenden Briefe beziehen. Hatte Mirabeau sich durch Herausgabe seiner Briefe an Cerutti mit Necker mehr als jemals verfeindet, so entzweite er sich durch die Veröffentlichung dieser geheimen Geschichte mit dem Grafen von Montmorin, dem einzigen Minister, durch den er hätte hoffen können, in irgend einer Verbindung mit der Regierung zu bleiben.

St.

Graf von Montmorin an den Grafen von Mirabeau.

Versailles, 26. Februar 1789.

Ich wußte nicht, mein Herr, daß bei Anlaß der Geheimen Geschichte des Berliner Hofes in irgend einem Journale von Ihnen die Rede gewesen wäre, und ich weiß sogar in diesem Augenblicke noch nicht, was man darüber gesagt hat. Wenn man Ihnen die Veröffentlichung dieses Werkes zuschreibt, und Sie keinen Antheil daran haben, so begreife ich, wie sehr Sie das verletzen muß. Was mich betrifft, so macht das Vertrauen, womit mich der König beehrte, als er mir das Departement der auswärtigen Angelegenheiten übertragen hat, es mir in jeder Hinsicht zur Pflicht, daß ich den Herausgeber dieser Korrespondenz zu entdecken suche und bestrafen lasse.

Ich hätte allerdings gewünscht, mein Herr, dazu beitragen zu können, Ihnen wieder zu der Stellung zu verhelfen, wozu Sie durch Ihre Geburt und Ihre Talente berufen sind; aber ich sehe, daß mir dieses nicht beschieden ist.

Es wäre unnöthig, mich mit Ihnen, mein Herr, in eine Erörterung über die Herausgabe Ihres Briefwechsels mit Cerutti einzulassen. Sie hatten sich gegen mich, in Beziehung auf Herrn Necker, zu nichts verpflichtet, und ich hatte Sie nicht darum gebeten. Ich hatte mich darauf beschränkt, Ihnen die Achtung und Freundschaft, die ich für ihn fühle, zu zeigen, und durfte annehmen, diese Rücksicht würde etwas über Sie vermögen; Sie haben mir bewiesen, daß ich mich in dieser Voraussetzung irrte.

Ich danke Ihnen, mein Herr, für Ihre Notizen über die Provence, und für Ihr Anerbieten einer besondern Konferenz über diesen Gegenstand. Nach Allem, was ich die Ehre habe, Ihnen

in diesem Briefe zu sagen, scheint es mir wenigstens unnöthig, daß ich Sie künftig noch bei mir empfange.

Ich habe die Ehre, ganz aufrichtig zu sein, mein Herr,

Ihr unterthänigster und gehorsamster Diener

Graf von Montmorin.

Dieser Brief des Herrn von Montmorin, der, wie man gleich sieht, keine Antwort auf den vorhergehenden ist, wurde geschrieben auf Veranlassung der „Geheimen Geschichte des Berliner Hofes", die in den letzten Tagen des Jahres 1788 erschien, und über welche wir hier einige Erläuterungen geben, weil sie der Grund zu einer gehässigen, und wie wir glauben, wenigstens großentheils ungerechten Anklage gegen Mirabeau gewesen ist. Ein ernster, gewissenhafter Geschichtschreiber hat diese Anklage folgendermaßen zusammengefaßt:

„Mirabeau, der immer Geld nöthig hatte, kam, um die Kosten seiner Reise nach der Provence (1789) zu decken, auf den Gedanken, die geheimen Briefe, die er während seiner Sendung nach Berlin geschrieben hatte, zu benutzen. Er setzte ein Libell daraus zusammen, und ließ dem Herrn von Montmorin durch den Herzog von Lauzun sagen, er werde dieses Manuskript nicht herausgeben, wenn der Minister es ihm abkaufen wolle. Dieser legte ihm dagegen die Bedingung auf, seine Wahl zum Deputirten aufzugeben und nicht nach der Provence zu gehen. Der Herzog nahm diese Bedingung an, Mirabeau empfing das Geld, hielt sich aber durch des Herzogs Wort nicht für gebunden. Er ging noch weiter: Ein dem Bankerott naher Buchhändler, dessen Frau Mirabeau's Maitresse war, drang in ihn, ihm eine Abschrift des Manuskripts, dem sein skandalöser Inhalt einen raschen Absatz sicherte, zu überlassen, und (man kann es nicht ohne Scham wiederholen) Mirabeau willigte nicht nur ein, sondern nahm auch ein neues Honorar an. Das Libell mußte also unfehlbar von den Gerichten verfolgt werden. Unter solchen Auspizien stellte Mirabeau sich seinen Mitbürgern vor, sie in der Versammlung zu vertreten, die unsere Finanzen ordnen, unsere Gesetze und unsere Sitten verjüngen sollte." (Histoire de Louis XVI. par M. Droz. II, 151—153.) Ehe wir dieses Citat schließen, müssen wir noch eine Zeile anführen,

die gleich darauf folgt und wohl nur ein Epigramm sein soll: „Mirabeau erschien vor den Ständen der Provence mit Ruhe und Würde.“

Wir fragen nun, ob obiger Brief Montmorin's und Mirabeau's hier unten folgende Antwort nicht diese schmähliche Anklage gegen letzteren vernichten, und ob beide, wenn ihre Stellung zu einander so gewesen wäre, wie Droz sie angibt, sich solche Briefe hätten schreiben können? Wir glauben nicht, daß Jemand dieses annehmen kann, und zur Bekräftigung unserer Ansicht fügen wir noch aus guter Quelle über diese „Geheime Geschichte des Berliner Hofes“ folgende Umstände hinzu, die, wenn sie Mirabeau nicht von jedem Vorwurfe in dieser Sache freisprechen, ihn wenigstens von demjenigen reinigen, den ihm der Verfasser der „Geschichte der Regierung Ludwigs XVI.“ macht.

Steigen wir zuerst zum Ursprunge der Korrespondenz hinauf, aus welcher die „Geheime Geschichte des Berliner Hofes“ zusammengesetzt worden war. Im Jahre 1785 befand sich Mirabeau in Paris ohne Einkommen und fast von Allem entblößt. Er vertraute seine Lage dem Abbé von Perigord (seitdem Fürst Talleyrand), den er ziemlich oft besuchte, und der Antheil an ihm nahm. Der Abbé sprach von ihm mit Calonne und rieth diesem, ihn, nicht als beglaubigten Agenten, sondern als reisenden Beobachter, nach Preußen zu schicken. Friedrich II. war dem Ende seiner Laufbahn nahe, und es war eine Sache von Bedeutung, die Folgen auszuforschen, die sein Tod für die Politik des preußischen Kabinets insbesondere und Deutschlands im Allgemeinen nach sich ziehen konnte.

Der Abbé von Perigord war der Meinung, Mirabeau würde sich dieses Auftrags sehr gut entledigen, und Calonne ging darauf ein. Er sprach davon mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Vergennes, der den Vorschlag ebenfalls billigte und die Genehmigung des Königs erhielt. Damit das Geheimniß um so besser bewahrt bliebe, ließ man die Briefe Mirabeau's nicht auf dem gewöhnlichen Wege ankommen. Mirabeau sollte sie in Chiffern an den Abbé von Perigord richten, der sie entziffert dem Herrn von Vergennes zustellen und von diesem die Instruktionen, die man Mirabeau geben wollte, erhalten würde. Wir haben die Originalien der Entwürfe und der Entzifferungen dieser Korrespondenz, die sich unter Mirabeau's Papieren wiedergefunden, in unsern Händen.

Nachdem Mirabeau länger als ein Jahr in Deutschland gewesen, kam er, bei der Nachricht von der Berufung der Notabeln, in aller Eile nach Frankreich zurück.

Strenge genommen hätte er, da er während der ganzen Dauer dieser Mission ein Einkommen von der Regierung bezogen hatte, nach seiner Rückkehr alle Papiere, die diese Sache betrafen, der Regierung zustellen müssen. So ist der diplomatische Gebrauch. Er that es indessen nicht und behielt alle Konzepte. Aus diesen setzte er dann später jene „Geheime Geschichte des Berliner Hofes" zusammen, die, wie wir gesagt haben, zu Ende des Jahres 1788 erschien.

Aus nachfolgendem Briefe Mirabeau's, vom 24. April 1789, muß man annehmen, daß Montmorin das Manuskript dieses Werkes vor seiner Herausgabe gekannt hatte; nichts aber beweist, daß er es von Mirabeau gekauft und ihm dabei die Bedingung aufgelegt hatte, sich nicht zu den Wahlen für die Generalstaaten vorzustellen; und gewiß hätte Montmorin, wäre ein solcher Vertrag zwischen ihnen abgeschlossen und von Mirabeau gebrochen worden, diesem nicht den Brief vom 26. Februar, so wie er hier vorliegt, geschrieben.

Nachdem wir diesen Punkt aufgehellt, müssen wir hinzufügen, daß bei dem Erscheinen des Werkes sich ein allgemeiner Schrei der Entrüstung erhob. Die Regierung befand sich in großer Verlegenheit, weil der Prinz Heinrich von Preußen, der sich gerade damals in Paris aufhielt, in dem Werke sehr mißhandelt war. Auch erging ein Befehl, den Herausgeber des Libells strenge zu verfolgen, wie dieses in Montmorin's Briefe angedeutet wird.

Abbe Perigord, der unterdessen Bischof von Autun geworden war, machte Mirabeau heftige Vorwürfe und nannte sein Betragen einen Mißbrauch des Vertrauens. Mirabeau suchte sich durch folgende Erklärung zu rechtfertigen. Die Frau eines Buchhändlers war seine Maitresse, die Gläubiger ihres Mannes bedrängten sie, und sie entwendete das Manuskript, von dessen Dasein Mirabeau ihr unvorsichtiger Weise Kenntniß gegeben hatte. So kam es in die Hände des Buchdruckers Lejay, der es druckte und herausgab. Damals wollte der Bischof diese Erklärung nicht annehmen, die aber doch wahr gewesen zu sein scheint. Er entzweite sich mit Mirabeau, gab jeden näheren Umgang mit ihm auf, obgleich sie in der Versammlung noch

öffentlich zusammenkamen, und erst am Sterbebette Mirabeau's versöhnten sie sich wieder.

Dies ist, glauben wir, der genaue Hergang dieser Sache, worin Mirabeau offenbar Unrecht hatte, aber kein so großes, als man ihm vorwirft. Montmorin durfte annehmen, Mirabeau habe kein Recht, eine Korrespondenz zu gebrauchen, für die er ein Gehalt von der Regierung bezogen hatte; er durfte ihn beschuldigen, verkauft zu haben was ihm nicht gehörte. Mirabeau dagegen beging nach dem ersten Unrecht, ein Libell aus dieser Korrespondenz gemacht zu haben, das zweite, daß er sich nicht öffentlich von diesem Werke lossagte, nachdem man es ihm entwendet, und ohne seine Theilnahme herausgegeben hatte.

Das ist sein wirkliches Unrecht; und es lastet schon so schwer auf ihm, daß es nicht nöthig ist, ihm ein noch schwereres aufzubürden*).

*) Wir erinnern hier an dasjenige, was wir oben am Schlusse der 7. Note zur Einleitung über des Herrn von Bacourt vertraute Beziehungen zum Fürsten Talleyrand gesagt haben. St.

Graf Mirabeau an den Grafen von Montmorin.

24. April 1789.

Erst heute, Herr Graf, erhalte ich den Brief, den Sie für gut gefunden, mir am 26. Februar, unter Umschlag an den Herzog von Biron [1]), zu schreiben, und Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu glauben, daß ich, wenn er mir zu rechter Zeit zugekommen wäre, mich wohl gehütet haben würde, Sie mit den Paketen zu belästigen, die ich Ihnen aus der Provence zugeschickt habe. Durch mein Betragen und meine Dienste mehr als berechtigt, Selbstvertheidigungen zu verschmähen, würde ich durch Ihren Brief mich überzeugt haben, daß ich mich irrte, wenn ich bis dahin der Meinung war, es

[1]) Lauzun, der mit dem Abbe von Perigord von dem Minister Calonne die Sendung Mirabeau's nach Berlin erwirkt hatte. St.

würde Ihnen angenehm sein, mich nöthigenfalls zu jeder Zeit rechtfertigen zu können.

Dieser Brief, Herr Graf, erlauben Sie, daß ich es Ihnen sage, ist, wenn auch nicht gerade in der höflichen Form des vorigen Jahrhunderts, doch gar zu sehr nach seinen Grundsätzen geschrieben. Sie scheinen mir Ihre Zeit nicht recht zu beurtheilen, und bei aller Achtung, die ich gerne den Ministern des Königs zolle, und ungeachtet der anhänglichen Erinnerungen, die mich immer für Sie durchdringen werden, kann ich mich doch nicht enthalten, Ihnen die Bemerkung zu machen, daß von keinem Sterblichen, er sei mit einer Würde bekleidet oder nicht, eine Drohung gegen mich weder angemessen noch schicklich ist. Lassen Sie, wenn Sie können, den Herausgeber einer Korrespondenz, die der König tadelnswerth gefunden hat, aufsuchen, entdecken und bestrafen. Sie werden als Minister Ihre Pflicht erfüllen, aber auf eine strafbare und gefahrvolle Weise, wenn Sie fortfahren, sich Zeugen durch Steckbriefe zu verschaffen. Ueberheben Sie sich aber dieser seltsamen und drohenden Eröffnung gegen mich, oder erlauben Sie mir, Sie zu fragen, durch welchen Zufall und in welchem Sinne Sie geglaubt haben, daß ich unter Ihrer Jurisdiktion stehe, und mit welchem Rechte Sie mich hierüber ausfragen wollten. Habe ich mit Ihnen jemals von diesem Werke gesprochen, so that ich es mit Herrn von Montmorin und nicht mit dem Minister des Königs. Will aber Herr von Montmorin es dem Minister des Königs bequem machen, so entbinde ich ihn jedes Geheimnisses.

Meine Bitte, Ihnen, Herr Graf, mich vorstellen zu dürfen, that ich, als ich nur ein einfacher Bürger, ein treuer, ergebener Unterthan des Königs war, der Ihnen und durch Sie nützliche Aufschlüsse über die Provence, und die Mittel, den dortigen Vorgängen vorzubeugen, geben zu können glaubte. Ich richtete

diese Bitte an Sie, Herr Graf, der Sie mir Freundschaft bewiesen, und mehr als ein Unterpfand des Vertrauens gegeben hatten. Sie antworten mir darauf, es scheine Ihnen wenigstens unnöthig, daß Sie mich künftig noch bei sich empfangen. — Nun wohl! Herr Graf, die Ehre dieser Verbannung, die Sie aus Andacht gegen einen Heiligen [1]), zu dem Sie nicht immer so inbrünstig gebetet haben, über mich verhängen, nehme ich als Privatmann, obgleich ungerne, an. Als Deputirter aber, was ich, seitdem Sie mir geschrieben haben, geworden bin, erkläre ich dem Minister des Königs, daß ich ihm Unrecht zu thun glauben würde, wollte ich, wenn jemals das Interesse meiner Kommittenten mich nöthigte, eine Audienz von ihm zu begehren, daran zweifeln, er werde, weit entfernt, mich dringend darum bitten zu lassen, sie mir gleich im ersten Augenblicke gewähren.

Ich habe die Ehre, mit ehrerbietigen Gesinnungen zu sein 2c.

Diesen Brief schrieb Mirabeau eilf Tage vor der Eröffnung der Generalstaaten, die bekanntlich am 5. Mai 1789 zu Versailles statt fand. Wir haben oben in der 17. Note zur Einleitung gesehen, wie er noch in demselben Monate sich an Malouet wandte, um bis zu den Ministern durchzudringen. Ohne die unselige Geschichte, die hier besprochen worden, und ohne diesen herausfodernden Brief, der sein Unrecht noch vergrößerte, hätte Mirabeau keines Vermittlers bedurft, und sich frei an Montmorin wenden können. Jetzt war es gerade dieser, der jedes Zusammenwirken mit ihm am entschiedensten ablehnte, daher Mirabeau auch nur eine Unterredung mit Necker erlangte, der ihm aber, aus leicht begreiflichen Ursachen, seinerseits nur Mißtrauen und Verschlossenheit zeigte. Mirabeau trat dann leidenschaftlich in der Versammlung auf, wodurch natürlich die Möglichkeit eines offenen, vertrauensvollen Verhältnisses zur Regierung, und durch dieß

---

[1]) Necker.

zum Könige, noch mehr erschwert wurde. Die unreine Stellung, in die er auf diese Weise gleich beim Beginne seiner politischen Laufbahn hineingerieth, konnte er bis an sein Ende nicht überwinden.

St.

Graf Mirabeau an ....

(Im Mai 1789, zu Anfange der Generalstaaten.)

Sie sind sehr gütig, mein Lieber, sich um alle Abscheulichkeiten der Herren Zeitungsschreiber zu kümmern. Seit langer Zeit sehe ich diese schmutzigen Beschimpfungen als den Lohn meines Ritterthums an. Wehe, mein Freund, wehe dem, der eine Revolution versuchen wollte, und nicht verläumdet würde! Es geht mir viel schlimmer; ich werde von allen Seiten, mit aller Erbitterung des Hasses, mit aller Rastlosigkeit der Intrigue beunruhigt. Bei der Prüfung der Vollmachten werde ich hundert Angriffe zu bestehen haben; sogar im Schoße der Gemeinen wird man mich angreifen, und es sei mir erlaubt, es Ihnen, der Sie mich mit zu viel Güte beurtheilen, zu gestehen, diese Angriffe werden vielleicht die Schmach und das Unglück haben zu gelingen. Unter den privilegirten Ständen macht man so viel Umstände nicht. *Man muß sich Herrn von Mirabeau vom Halse schaffen!* ist hier das Losungswort ..... „Aber wie? Wer will's auf sich nehmen?" — „Wer? — Ei, bei Gott, fließt nicht der Fluß für Jedermann?" — Diese Rede ist bei den größten Personen von Versailles gehalten worden. Ein seltsames Schicksal ist das meinige. Hören Sie die Privilegirten, so ist es meine *unheilvolle und arglistige Beredsamkeit*, welche die Gemeinen in dem Systeme der Unbeweglichkeit erhalten hat, das sie, die Wahrheit zu gestehen, ziemlich in Verlegenheit bringt. Hören Sie die Gemeinen, und selbst die Rechtschaffenen unter ihnen, so

heißt es: „Herr von Mirabeau wird die öffentliche Sache aus übertriebenem Eifer zu Grunde richten; er sagt vortreffliche Dinge, aber mit einer Wärme! ..." Und die Wärme dieses Brandstifters führt ... zu was? — Zur Unthätigkeit der Gemeinen, die, wenn sie gehandelt hätten, ehe sie einen Plan, Einheit, Uebereinstimmung, Harmonie hatten, sich bei jedem Schritte festgefahren hätten, das Gelächter Europa's, die Geißel des Königreichs geworden wären, unfähig zu Allem, nur nicht zum Bösen, so daß, mit einem Worte, der Regierung kein anderes Mittel geblieben wäre, als sie aufzulösen.

Es ist ein gewaltiges und schweres Unternehmen, zur Höhe des öffentlichen Wohls hinansteigen zu wollen, ohne eine Partei zu schonen, ohne dem Götzen des Tages Weihrauch zu streuen, ohne andere Waffen als Vernunft und Wahrheit zu gebrauchen; diese überall zu achten, nur sie zu achten, nur sie zu Freunden, nur ihre Gegner zu Feinden zu haben, keinen andern Monarchen als sein Gewissen, keinen andern Richter als die Zeit anzuerkennen. Nun wohl! Ich werde diesem Unternehmen vielleicht erliegen, aber vor ihm zurücktreten werde ich nicht! —

Sie wünschen von mir ein Prognostikon der Zukunft zu erhalten. Der Horizont ist zu schwer mit Nebeln bedeckt; es läßt sich nichts vorhersehen. Hätte Herr Necker einen Schatten von Talent und boshafte Absichten gehabt, so erhielt er in acht Tagen 60 Millionen Steuern, 150 Millionen Anlehn, und am neunten Tage waren wir aufgelöst. Hätte Herr Necker einen Schatten von Charakter, so wäre er unerschütterlich; hielte sich zu uns, anstatt unsere Sache, welche die seinige ist, aufzugeben; würde ein Kardinal von Richelieu über den Hof und regenerirte uns. Hätte die Regierung nur die mindeste Gewandtheit, so würde der König sich für das Volk erklären, anstatt das Gegentheil errathen zu lassen, und wir wären in Wahrheit in einer Stimmung,

den zweiten Band von Dänemark zu spielen. Statt dessen werden sie um die Wette die Wahrheit des bewunderungswürdigen Grundsatzes jenes Macchiavell, der alles gesehen hatte, bestätigen: „Alles Uebel dieser Welt kommt daher, daß man nicht gut genug oder nicht schlecht genug ist;" und ihre schlaffe Unschlüssigkeit wird uns, wenn sie sich nicht in Acht nehmen, in den Bürgerkrieg stürzen.

Uebrigens ist jeder der privilegirten Stände in seinem Charakter und spielt seine Rolle. Der eine ist absprechend, der andere listig. Wir dagegen warten noch ab, woher der erste Anstoß kommen werde. Das ist eben so ungewiß, als überaus wichtig.

Die Person, an welche dieser Brief gerichtet worden, ist unbekannt; er ist nur in Konzept vorhanden. Man sieht, daß er zu Anfange der Generalstaaten geschrieben wurde. Er ist von großem Interesse, weil er die damalige Lage der Dinge, die An- und Absichten Mirabeau's gut schildert. Mirabeau zeigt sich hier unabhängig von jeder politischen Partei; sein Ehrgeiz geht darauf hinaus, das Haupt der Revolution zu werden, und sie zum Wohle des Landes zu leiten. Es ist eine vertrauliche Mittheilung mit allen Zeichen der Offenheit und Wahrheit.

Indem er von den Gemeinen in der Voraussetzung spricht, daß sie ohne Plan, ohne Uebereinstimmung, ohne Einheit und Harmonie handeln würden, sieht er schon voraus, was später geschehen wird. Bald wird er der Nationalversammlung selbst eben diesen Vorwurf machen, und dann für die Regierung nur in der Auflösung dieser Versammlung die Möglichkeit der Rettung erblicken.

Von diesem Briefe an bis zu der Denkschrift Ueber die Lage Frankreichs (Dezember 1790), dieser letzten bedeutenden Arbeit Mirabeau's für den Hof, haben wir eine Folge von Originalstücken vor uns, worin Mirabeau seine Ansichten über die Ereignisse ausspricht, und mit den glänzenden Hoffnungen, die ihm seine Begeisterung eingibt, beginnt, um mit dem Geständnisse alles Uebels, das gesche-

hen ist und das er für beinahe unheilbar zu erklären sich genöthigt sieht, zu enden*).

*) Um eben diese Zeit schrieb Mirabeau an Mauvillon einen Brief, der einzelne Sätze mit obigem Briefe gemein hat. Der zweite Band von Dänemark ist eine Anspielung auf das Betragen der Bürger und des Klerus von Dänemark, als sie im Jahre 1660 dem Könige Friedrich III. die absolute Gewalt übertrugen, um das Joch des Adels abzuschütteln. St.

Graf Mirabeau an den Grafen von der Mark.

Paris, 17. September 1789.

Ich bin erst um fünf Uhr nach Hause gekommen, und habe mit Ihnen zu plaudern. Wollen Sie zu mir kommen? Ich gehe nicht nach Versailles, Sie müßten denn anderer Meinung sein; sie thun nichts und kommen diesen Abend her. Sie wissen, ob ich mir Ihre Freundschaft zur Ehre rechne, ob ich Ihnen vertraue, und wer unaufhörlich Ihre Sache gegen Sie selbst vertheidigt.

Bemerkungen über dieses Billet und die folgenden bis zum 15. Dezember 1789.

Mit diesem an sich selbst unbedeutenden Billet vom 17. September 1789 beginnt der Briefwechsel und die Reihe von Schriftstücken, die wir über die Beziehungen zwischen dem Grafen von der Mark, dem Grafen von Mirabeau, dem Marquis von Lafayette, Monsieur, dem Grafen von Provence, seinem Gardehauptmann dem Herzoge von Levis, dem Großsiegelbewahrer Erzbischof von Bordeaux, Necker, Talon, Semonville und verschiedenen Andern besitzen. Nur des Datums wegen haben wir dieses Billet eingerückt.

Man weiß schon, daß Graf von der Mark, der Mirabeau ein Paar Jahre vorher kennen gelernt hatte, ihn zu Anfange der Nationalversammlung wiedersah, und die wichtige Rolle, die Mirabeau bald spielen sollte, voraussehend, sich ihm näherte, um ihn der Sache der Regierung und des Hofs zuzuführen. Die Einleitung spricht

hierüber die Ansicht des Grafen von der Mark, und die Art, wie sie bei Hofe aufgenommen wurde, aus.

Graf von der Mark sah also fast täglich Mirabeau, als die Ereignisse des 5. und 6. Oktobers eintraten. Sie speisten zusammen und brachten den Nachmittag des 5. Oktobers miteinander zu, was die beste Widerlegung der Gerüchte ist, die Mirabeau einen Antheil an diesen schrecklichen Tagen zuschrieben. Um dieselbe Zeit bot auch der Graf von der Mark, als er Mirabeau's Geldnoth erfahren hatte, ihm großmüthig einige hundert Louisd'or an, die zu verschiedenen Malen gegeben und angenommen wurden. Diese Vorschüsse reichten indessen nur für die Bedürfnisse des Augenblicks hin, und Beide fühlten die Nothwendigkeit, aus einer drückenden Lage herauszukommen, die natürlich Mirabeau's Gang hemmte, und jeden Augenblick kompromittirend werden konnte.

Durch die Ereignisse vom 5. und 6. Oktober und ihre unvermeidlichen Folgen in Schrecken gesetzt, suchten die Grafen von Mirabeau und von der Mark nach Mitteln, den König und die königliche Familie zu retten, und wo möglich das Land den Gefahren, in welche die Partei der Revolution es wie in ein Verhängniß stürzte, zu entreißen. Als erstes Mittel bot sich dem Geiste Mirabeau's das Projekt dar, den König und die königliche Familie aus Paris zu entfernen; es ist in der Denkschrift vom 15. Oktober 1789 entwickelt. Sie wurde dem Grafen von Provence, wie man in der Einleitung gesehen hat, durch den Grafen von der Mark zugestellt. Wahrscheinlich erhielten der König und die Königin Kenntniß von dieser Denkschrift; dieser Schritt führte indessen zu nichts. Einen Augenblick nur war die Rede von einem Ministerium unter dem Vorsitze von Monsieur, worin der Bischof von Autun, Mirabeau und andere Glieder der Versammlung ihren Sitz gehabt haben würden. Dieser Plan wurde aufgegeben, später aber, im Dezember 1789 und Januar 1790, wurden die Verbindungen zwischen Monsieur und Mirabeau wieder angeknüpft.

Ein anderes Projekt wurde länger festgehalten, führte indessen auch zu nichts; es beruhte auf einer Annäherung Mirabeau's und Lafayette's und hernach auf einer Coalition zwischen ihnen und mehreren Gliedern des Ministeriums, bald mit Necker und Montmorin, bald mit dem Großsiegelbewahrer, Champion de Cice, Erzbischof von

Bordeaux. Die Spuren des Versuchs dieser Coalition wird man in folgenden Briefen vom 17. September bis zum 5. Dezember 1789 finden. — Ein Billet dieser Korrespondenz vom 14. Oktober bezieht sich auf die Abreise des Herzogs von Orleans nach England und scheint bei Mirabeau auf ein Interesse für diesen Prinzen hinzudeuten, das er nie für ihn gefühlt hat, wie dieses die hinterlassenen Notizen des Grafen von der Mark, worauf sich zum Theil gegenwärtiges Werk stützt, beweisen.

Eine Thatsache, die vor allen andern aus diesen Briefen hervorgeht, ist die große Geldverlegenheit Mirabeau's. Man wird sehen, mit welchen Mitteln man ihn herauszuziehen suchte. Nach seiner Annäherung an Lafayette gab dieser ihm eine Summe von 50,000 Livres, ohne Zweifel aus den Geldern, welche die Civilliste, wahrscheinlich um die Zahl der Freunde des Königs zu vermehren und die seiner Feinde zu vermindern, zur Disposition Lafayette's stellte. Diese Summe aber oder der Theil derselben, der vorgestreckt worden war, wurde zurückgegeben, und Mirabeau erhielt in Wahrheit um jene Zeit nur das Geld, das ihm der Graf von der Mark lieh und er diesem erst im folgenden Jahre zurückgab. Lafayette schlug ihm auch eine Gesandtschaft vor, die er ablehnte.

Aller dieser Unterhandlungen müde, die sich ohne Resultat fortschleppten, beschloß Mirabeau, das Ministerium anzugreifen und sich durch dessen Sturz den Weg zur Regierung anzubahnen. Das war sein Zweck bei der Motion in drei Theilen, die er in der Sitzung vom 6. November 1789 machte. Das hiedurch hervorgerufene Dekret vom 7. November warf indessen durch die Bestimmung, daß kein Mitglied der Versammlung während der Dauer der Session und noch zwei Jahre nachher Minister werden könne, alle seine Plane um. Dieses Dekret bildet in Mirabeau's politischer Laufbahn eine wichtige Epoche; es änderte in mehrfacher Hinsicht seine Stellung. Durch den Verlust der Hoffnung, zur Rettung der Monarchie an die Spitze der Geschäfte zu gelangen, in seinen ehrgeizigen Entwürfen getäuscht, empfand Mirabeau große Verachtung gegen die Versammlung und überließ sich eine Zeitlang der Muthlosigkeit und einer Art von geringschätzender Gleichgültigkeit, von welcher wir ihn später wieder zu übertriebenen Hoffnungen übergehen sehen.

Die Beschimpfungen, die das Königthum in den Tagen des 5.

und 6. Oktobers erlitten, hatten die Monarchie bis in ihre Grundfesten erschüttert. Auch die Nationalversammlung empfand den Stoß. Ein großer Theil ihrer Glieder schickte seine Entlassung ein oder begehrte Pässe; andere wurden, besonders nachdem der Hof und die Versammlung ihren Sitz nach Paris verlegt hatten, in den Straßen beschimpft und bedroht. Die Provinzen folgten der Bewegung der Hauptstadt und lehnten sich gegen die Gewalt des Königs oder der Versammlung auf. Wegen der Dringlichkeit der Umstände hatte Mirabeau schon ein Gesetz gegen die Zusammenrottungen vorgeschlagen. Die Motion wurde zwar verworfen; der Mangel an Geld und Lebensmitteln und die Unruhen wuchsen indessen von Tag zu Tage; in den Provinzen hemmte man den Verkehr mit Getreide, überall sprach man nur von Komplotten und Aufruhr. Am 20. Oktober wurde der Bäcker François vom Pöbel ermordet und am folgenden Tage bat die Gemeine von Paris die Versammlung dringend, ein Martialgesetz zu erlassen. Es wurde in derselben Sitzung abgefaßt und angenommen. Der Polizeiausschuß der Versammlung erhielt zugleich Befehl, den Anstiftern der Unruhen nachzuforschen, und man sprach von der Errichtung eines Gerichtshofes, der über die Verbrechen gegen die Nation erkennen sollte.

Ein solcher Zustand konnte allerdings Mirabeau zu der Vorhersagung berechtigen, es werde Alles, ehe ein Monat vorüber sei, zusammenstürzen.

Um den Inhalt des nachfolgenden Briefwechsels besser aufzufassen, müssen wir nun in der Kürze Mirabeau's Haltung in der Versammlung während dieser Zeit andeuten; man wird so die Beziehungen zwischen seinen geheimen Absichten und seiner Sprache auf der Tribune kennen lernen.

Ein vor dem 5. Oktober erlassenes Dekret hatte die Mitglieder der Versammlung schon für unverletzlich erklärt. Am 10. Oktober, als die Beleidigungen und Drohungen in den Straßen zunahmen, schlug Malouet vor, dieses Dekret zu erneuern. Ein anderer Deputirter wünschte, die Glieder der Versammlung sollten ein besonderes Abzeichen tragen. Die erste dieser Motionen fand Mirabeau unnöthig, weil es nach seiner Meinung hinreichend war, der Sanktion des Königs das bereits angenommene Dekret vorzulegen; die zweite schien ihm gefährlich, weil man dadurch den Ruhestörern ihre Opfer

bezeichnen würde. Auf die Schwäche des Ministeriums anspielend, fügte er dann hinzu: „Geben Sie der vollziehenden Gewalt neues Leben, halten Sie sie aufrecht, stützen Sie sie auf den Beistand aller guten Bürger, sonst löst sich die Gesellschaft auf und nichts kann uns vor den Gräueln der Anarchie schützen."

An demselben Tage griff er den Minister, Grafen von Saint-Priest, mit diesen Worten an:

„Vergangenen Montag hat ein Minister, Herr von Saint-Priest, zu einem Haufen Weiber, die ihn um Brod ansprachen, gesagt: „Als ihr nur einen König hattet, fehlte es euch nicht an Brod; jetzt, wo ihr deren zwölfhundert habt, fodert es von ihnen.""

Graf Saint-Priest rechtfertigte sich leicht gegen diese Beschuldigung, die auf Seite Mirabeau's von großer Gereiztheit gegen die Minister und sogar indirekt gegen den König zeugte, und sich übrigens aus der Rolle erklären läßt, welche jene ihm in den Ereignissen des 5. und 6. Oktobers zuschrieben.

Im Courrier de Provence, der damals noch unter Mirabeau's Einflusse stand, erschien am 14. September 1789 ein Artikel über die Nothwendigkeit, den Ministern das Recht eines Sitzes in der Versammlung zu gewähren. Die Vortheile einer solchen Einrichtung werden dort ausführlich entwickelt. In Nummer 54, vom 15. Oktober, desselben Blattes kommt man, aus Anlaß einer Mittheilung des Großsiegelbewahrers an die Versammlung, darauf zurück. Man darf annehmen, daß Mirabeau auf diese Weise die Geister auf die Motion, die er später hierüber machte, vorbereiten wollte.

Am 19. Oktober 1789, dem ersten Tage, an dem die Versammlung in Paris tagte, kamen Bailly und Lafayette und bewillkommten sie im Namen der Gemeinde von Paris. Man schmeichelte sich, die Ruhe sei hergestellt. Mirabeau schlug vor, Danksagungen an sie zu beschließen. „Diese Huldigung gegen die höchsten Behörden würde," sagte er, „die erschütterte öffentliche Gewalt wieder befestigen." — Lafayette's Lob, das er bei dieser Gelegenheit sprach, war, wie man aus unsern Briefen ersehen kann, nicht ganz uneigennützig. Man begreift dieses Lob besser, wenn man die in diesen Briefen angedeuteten Entwürfe, Absichten und Schritte kennt.

Als endlich am 21. Oktober die Gemeinde von Paris das Martialgesetz begehrte, das Mirabeau schon in der Sitzung vom 14.

Oktober vorgeschlagen hatte, sprach er diese Worte: „Das Schwert hängt über unsern Häuptern; ich kenne nur Ein Rettungsmittel. Es besteht darin, der vollziehenden Gewalt, wenn wir können, die Kraft wiederzugeben, die zur Handhabung unserer Dekrete nöthig ist. Nicht ohne Grund beruft sich das Ministerium auf seine Vernichtung. Vermag es nichts, so ist es für nichts verantwortlich. Ich schlage vor, es sogleich darüber zu befragen, welche Hülfe es von der gesetzgebenden Gewalt zur Sicherung der Lebensmittel erwartet; dann die Dekrete, die es begehrt, zu erlassen und es für die Vollziehung der Gesetze verantwortlich zu machen."

Bringt man diese Motion mit einem der hier folgenden Briefe zusammen, worin Mirabeau den Grafen von der Mark bittet, ihm über die Bedürfnisse von Paris und über den täglichen Vorrath von Lebensmitteln Aufschlüsse zu verschaffen, so sieht man, daß Mirabeau von dieser Seite seinen Angriff auf's Ministerium vorbereitete. Sein Antrag, dieses möge sich über die Hülfe aussprechen, die es von der gesetzgebenden Gewalt erwarte, sollte auf der einen Seite dem Ministerium jeden Vorwand des Unvermögens benehmen, auf der andern von Neuem die Nothwendigkeit innigerer Beziehungen der Versammlung zu den Ministern fühlbar machen.

Um dieselbe Zeit enthielt der Courrier de Provence eine besonders unter den damaligen Umständen merkwürdige Stelle. Man gibt darin zu verstehen, die Versammlung lasse es an der dem Könige schuldigen Ehrfurcht fehlen; man führt das Beispiel Englands an, wo die Kammern, anstatt die Minister in gebietendem Tone vorzuladen, dem Könige ihre Begehren unter der Form unterthänigster Adressen zuschicken. War diese Stelle, wie man annehmen darf, unter Mirabeau's Eingebung geschrieben worden, so ist sie ein augenscheinlicher Beweis seines Wunsches, dem Könige näher zu kommen. Bei demselben Anlasse spricht jenes Blatt nochmals von den Vortheilen der Anwesenheit der Minister in der Versammlung.

Am 5. November endlich klagte Mirabeau vor der Versammlung die Prozeduren des Oberstadtrichters von Marseille an, die mit den jüngsten Dekreten der Versammlung im Widerspruche standen, und trug darauf an, von dem Großsiegelbewahrer und den andern Ministern den Beweis zu verlangen, daß diese Dekrete den betreffenden Gerichten mitgetheilt worden. Dieser Antrag wurde angenommen.

Er spielt hierauf in dem Billet vom 6. November an, wo er diesen Erfolg eine gegen die Minister gewonnene Schlacht nennt; sie sollte aber nur das Vorspiel zu einer größeren Schlacht sein, die er am nächsten Tage durch eine bloße taktische Evolution beginnen wollte. Diese Evolution bestand darin, daß er am 6. November damit anfing, eine energische Schilderung von den Unordnungen zu entwerfen, die aus dem Mangel an Gelde, aus der gehemmten Cirkulation der Lebensmittel, aus dem Verfall des Kredits, der besonders von dem Aufschube, den man der Diskontokasse bewilligt hatte, und von dem Papiere, womit diese das Land überschwemmte, herrührte, endlich aus den nachtheiligen Wirkungen, welche diese Operationen nothwendig erzeugen mußten, hervorgingen. Er verglich die Diskontokasse mit der Bank des Law, setzte weitläufig ihre Mängel auseinander und schlug, um das Uebel zu heilen, die Gründung einer nur zum Dienste der öffentlichen Schuld bestimmten Nationalkasse vor. — Nun ging er zur Nothwendigkeit über, zwischen den Ministern und der Versammlung innigere Beziehungen einzuführen, berief sich auf das Beispiel Englands und schlug endlich der Versammlung folgende drei Maßregeln vor:

1. Ungesäumt nach den Vereinigten-Staaten von Nordamerika Schiffe abzuschicken, um statt der Gelder, welche diese an Frankreich noch verschuldeten, Getreide und Mehl anzunehmen;

2. den Finanzausschuß mit Ausarbeitung des Plans einer Nationalkasse zu beauftragen;

3. die Minister Seiner Majestät einzuladen, in der Versammlung eine berathende Stimme bis dahin anzunehmen, wo die Verfassung die in dieser Hinsicht zu befolgenden Regeln festgestellt haben würde.

Dieser letzte Vorschlag, den Mirabeau, um weniger Verdacht zu erregen, einer sehr langen, hauptsächlich nur von Finanzen und Lebensmitteln handelnden Rede zum Schlusse angehängt hatte, wurde dennoch sogleich in Berathung genommen. Mehrere ausgezeichnete Deputirte sprachen sich dafür aus. Nur der Vicomte von Noailles und der Deputirte Blin aus Nantes bekämpften ihn. Zum Unglücke für den Antrag vertagte man die Debatten auf die nächste Sitzung und Mirabeau verlor dadurch den Erfolg seiner Evolution. — Am 7. November schien die Versammlung, entweder wegen der In

triguen, welche die Minister unterdessen hatten spielen lassen, oder aus bloßer Eifersucht auf Mirabeau's Einfluß, für den Vorschlag viel weniger günstig gestimmt. Anstatt in der Berathung bei dem einfachen Inhalte dieses Vorschlags stehen zu bleiben, schlug Lanjuinais ein Dekret vor, kein Glied der Versammlung solle in's Ministerium eintreten können. Zur Unterstützung dieser Motion sagte er, auf Mirabeau's geheime Absichten anspielend: „Ein beredtsamer Genius reißt euch hin und unterjocht euch; was würde er erst thun, wenn er Minister wäre."

Bei dieser unerwarteten Wendung der Debatte hielt Mirabeau über die Ungereimtheit der Motion des Lanjuinais eine Rede voll logischer Schärfe und schlug endlich ironisch vor, die Ausschließung nur auf seine Person zu beschränken. Vielleicht mißfiel diese ironische Form der Versammlung und vermehrte so den Erfolg seines Gegners. Lanjuinais' Antrag wurde ohne irgend eine andere Widerrede angenommen. Abgesehen von dem besondern Interesse Mirabeau's in dieser Frage, hat man auch seitdem allgemein anerkannt, daß dieser Beschluß der Versammlung nicht nur für die königliche Gewalt gefahrbringend, sondern auch allen Grundsätzen einer konstitutionell-monarchischen Regierung entgegen war.

Zum Schlusse dieser Bemerkungen müssen wir noch zweier Notizen von Mirabeau's Hand, aber ohne Datum, gedenken, die wir diesen Briefen beifügen. Sie enthalten die Liste von Ministerien, die man damals in Vorschlag gebracht hatte, und können offenbar nur dieser Zeit angehören, weil sich auf jeder Liste Namen von Mitgliedern der Nationalversammlung befinden.

Graf von der Mark an den Grafen von Mirabeau.

11. Oktober 1789.

Der Bischof von Autun war gestern weit unter dem, was Sie mir von ihm gesagt hatten. Hat der Plan des Laborde, der eigentlich Boyd's Plan ist, nicht mehr Erfolg, so bleibt uns, wie ich es immer erwartet habe, als einzige Aushülfe nur Nekker's Plan. Meiner Ansicht nach steht der Bischof, der gestern

dem Ministerium sehr nahe war, heute weiter davon entfernt als jemals. Stehen aber Sie ihm darum näher? das möchte ich wissen. Was halten Sie davon?

Ich habe mich zu Ihrem Necker gemacht und will Sie besser bedienen, als er den König; was eben nicht schwer ist. Ich habe erfahren, daß der famose Herzog 200,000 Livres hat, und mir gleich gedacht, er müsse sie dem Luxemburg leihen, damit sie auf diesem Wege in Ihre Hände kommen. Billigen Sie das? — Kann Geduld Ihnen nützlicher sein, als das Verlangen nach dem Unmöglichen oder nur nach dem Schwierigen, so lege ich einen Werth darauf, Ihnen dazu zu verhelfen. Ich weiß wohl, daß wir in diesem Punkte verschiedener Meinung sind, gestehe dieses aber nur gegen Sie. Guten Morgen, lieber Graf; ich werde versuchen, Sie diesen Abend zwischen sechs und neun Uhr in Ihrer Wohnung zu treffen.

In der Sitzung der Nationalversammlung vom 10. Oktober 1789 hielt der Bischof von Autun über die gegenwärtigen Bedürfnisse des Staates, und diejenigen, die aus den beabsichtigten Aenderungen noch hervorgehen würden, einen Vortrag, worin er die zur Deckung derselben angewandten und vorgeschlagenen Mittel prüfte, ihre Unzulänglichkeit erkannte, und neue zu entdecken suchte. Er trug am Schlusse darauf an, die Nation solle: erstens, sich die Güter der religiösen Genossenschaften, die man unterdrücken werde, zueignen, dabei aber jedem Mitgliede derselben seinen Unterhalt sichern; zweitens, sich der Benefizien ohne Seelsorge bemächtigen; drittens, die gegenwärtigen Einkünfte ihrer Besitzer nach einem gewissen Maßstabe reduziren, und zugleich die ursprünglich auf diesen Gütern haftenden Verpflichtungen übernehmen. — Subsidiarisch schlug er noch vor, der aus Pfarrern bestehenden Hälfte der 80,000 Geistlichen, die damals in Frankreich lebten, jedem ein Jahrgehalt von 1200 Livres, ohne Inbegriff der Wohnung, anzuweisen.

Wir wissen nicht, wer der Herzog gewesen, der die 200,000 Livres in Händen hatte.

Talon an den Grafen von der Mark.

Dienstag, den 13. Oktober 1789, Mittags.

Ich bin genöthigt, einen Theil des Tages wegen der Angelegenheit, die Sie und mich beschäftigt, auszugehen. Der Augenblick ist heiß; Ihr furchtbarer Graf weiß nicht Alles und hat an einer Thüre angeklopft, die nicht die beste ist. Ich werde von sieben Uhr an bis zu Ende des Schauspiels in meiner Loge sein. Dann kehre ich nach Hause zurück, Sie zu erwarten, und wenn Sie wollen, so gehen wir hernach zum Prälaten.

Die Zeit drängt entsetzlich; in dreimal vier und zwanzig Stunden ist es vielleicht zu spät.

Paris wird eine große Person abziehen sehen. Verzeihen Sie, daß ich dunkel bin wie ein Orakel.

Empfangen Sie die neuen Versicherungen eines Vertrauens, das eben so wahr, als meine Ergebenheit unbegrenzt ist.

Herr Talon, der sich in die damals zwischen Mirabeau, Lafayette und dem Großsiegelbewahrer angeknüpfte Unterhandlung mischen wollte, hatte entdeckt, daß eine andere zwischen Mirabeau und *Monsieur*, Grafen von Provence, angeknüpft war; das nennt er an einer Thüre anklopfen, die nicht die beste ist. — Die *große Person*, die Paris verlassen soll, ist der Herzog von Orleans, der am folgenden Tage nach England abreiste. — Der Prälat ist der Großsiegelbewahrer, Herr von Cicé, Erzbischof von Bordeaux.

Graf von Mirabeau an den Grafen von der Mark.

Dienstag, 13. Oktober 1789.

Der Herzog von Levis hat Ihnen nicht Alles gesagt, weil er gemerkt, daß Sie ihm nicht Alles sagten. *Sie suchen Jemand, den sie nach Piemont schicken wollen, das Komplott abzubestellen.* — Ein Komplott war also vorhanden; und da sie sich weniger als jemals in die Umstände ergeben, so sage ich: es ist auch ein anderes vorhanden, kein

systematisches (wo sind diejenigen, die es zu entwerfen fähig wären?) — sondern die zusammenhangslose Rührigkeit ungeduldigen Aergers. — Ueberlegen Sie dieses: wie kann man in acht Tagen an einem angewiesenen Orte, in einem Umfange von fünfzehn Lieues, zehntausend Mann zusammenziehen? Sie verstehen wohl meine Topographie. Ueberlegen Sie sich das so bald als möglich.

Ich habe Lafayette nicht gefunden und ihm einen verbindlichen, aber strengen Brief geschrieben; ich bin nicht Herr darüber, ihm die unterstrichene Stelle mitzutheilen.

Graf von der Mark an den Grafen von Mirabeau.

Dienstag, 13. Oktober 1789.

Die Vorgänge in den Niederlanden berechtigen dazu, auf unsern Gränzen Arras, Lille, Douai, Cambrai u. s. w. Maßregeln zu treffen, die keinen Argwohn einflößen würden. Aus diesen Maßregeln ginge die Möglichkeit hervor, mit Leichtigkeit 10,000 Mann, als Korps organisirt, auf einem Punkte zu versammeln, der auf zwanzig bis fünf und zwanzig Lieues Weite fast eben so nahe bei Rouen als bei Paris wäre.

Was Sie unterstrichen haben, stimmt mit demjenigen überein, was ich durch den Herzog von Levis weiß. Nachdem man geschwankt, sagte er, hat man beschlossen, ein solches Mittel nicht anzuwenden, und man möchte damit innehalten. Auch von der Schweiz hat er mit mir gesprochen.

Sie thun wohl, das Unterstrichene für uns zu bewahren. — Gestern Abend sagte man mir, man glaube, Lafayette wolle ein neues Ministerium, und sei mit den Mitteln, es möglich zu

machen, beschäftigt. Monsieur hat gesagt, wiederholt, er werde mit dem Bischofe von Autun nicht hineintreten.

Bei Tische sehen wir uns und beendigen alles dieses.

Nachschrift. Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß Monsieur und die Königin ungerne sehen, daß Sie nicht in den Militärausschuß gehen. Sie lassen Sie bitten, auf diesen Gegenstand ein wachsames Auge zu haben; ich sehe darin Vertrauen in Beziehung auf einen wichtigen Punkt.

Die vertrauliche Mittheilung des Herzogs von Levis bezog sich auf ein Komplott, wovon man vermuthete, der Graf von Artois zettle es, in Uebereinstimmung mit dem Könige, in Turin an, um mit bewaffneter Hand nach Frankreich zurückzukehren, und den König von der Nationalversammlung zu befreien.

Die Angaben, die Mirabeau über die Art zu haben wünscht, wie man ein Zusammenziehen von 10,000 Mann auf einem gegebenen Punkte rechtfertigen könnte, beziehen sich auf die hier unten folgende Denkschrift, die dem Grafen von Provence am 15. Oktober übergeben worden. — Man wird sehen, wie er in dieser Denkschrift den Rath ertheilt, der König solle sich nach Rouen zurückziehen, und man solle 10,000 Mann auf der Straße von Paris nach Rouen aufstellen.

Wir rücken hier eine Stelle aus den Memoiren des Generals Lafayette ein, der nach seiner Weise die Stellung oder vielmehr die Projekte Mirabeau's zu jener Zeit erklärt:

„Als Mirabeau die Orleans'sche Partei verließ, war sein erster Gedanke, für Monsieur den Eintritt in den Ministerrath zu begehren. Monsieur hätte unter seiner Leitung gestanden, wie Gaston von dem Kardinal Retz geleitet worden war. Ein ehemaliger Intendant, Herr von Meilhan, der damals bei Monsieur einiges Vertrauen genoß, verknüpfte diese beiden Namen unter Absichten, die seine alte Bekanntschaft mit Lafayette ihn bewog, diesem mitzutheilen. Andere Personen machten auch nach der Reihe Versuche auf Lafayette in Beziehung auf diese Intrigue. Zugleich zögerte Mirabeau nicht, sich an Lafayette zu hängen, mit dem er Konferenzen hatte. Die erste fand zu Passy statt, während die Versammlung noch in Versailles war." (Mémoires du général Lafayette. II, 363.)

Folgendes sagt auch Alexander von Lameth über diese Konferenz: „Man kam zusammen in Passy, bei der Frau von Aragon, der ältesten der Nichten Mirabeau's. Jeder kam von seiner Seite, Lameth mit seinen Freunden und Laborde von Mereville; Lafayette mit Latour-Maubourg." (Man sehe oben die 15. Note zur Einleitung.)

Talon an den Grafen von der Mark.

Mittwoch, 14. Oktober 1789.

Ich werde das Unmögliche thun, um mich zu Ihnen zu begeben. Bin ich nicht vor neun Uhr da, so warten Sie nicht. Ein so großes Talent flößt immer ein wahres Interesse ein, und obgleich ich ihn nicht kenne, so versichere ich Sie, daß ich für ihn, für die öffentliche Sache, wünsche, daß er vernünftig werde. Er sollte mit seiner Stellung sehr zufrieden sein. Hat er jemals hoffen können, was ihm begegnet? Mit viel Geist, ich glaube mit viel Urtheilskraft, steht er im Begriffe, eine große Thorheit zu begehen. An Ihrer Freundschaft für ihn ist es, ihm dieses begreiflich zu machen.

Empfangen Sie die Huldigung eines doppelten Gefühls, sehr wahrer Hochschätzung und Freundschaft. Sie glauben hoffentlich an meine Offenheit.

Dieses Billet bezieht sich auf den Grafen von Mirabeau, dessen Bekanntschaft Herr Talon erst damals machte.

Graf von Mirabeau an den Grafen von der Mark.

Mittwoch, 14. Oktober 1789.

Herr von Biron geht eben von mir weg; er reist nicht ab; er hat sich dessen geweigert, weil er Ehrgefühl hat. Ich weiß noch nicht, ob er recht gewiß ist, daß die Andern abreisen. Der

arme Prinz läßt sich wirklich, oder nur zum Schein, durch die Hoffnung, die Quadrupelallianz abzuschließen, narren. Er ist mit einem Briefe des Königs an den König von England beauftragt. Es ist nicht Ein Beweis gegen ihn da, und wären welche da, so ist keiner da. Das wird zu unverschämt. Ich habe es Ihnen schon gesagt, lieber Graf, ich werde mein Haupt nie unter einen andern Despotismus als den des Genies beugen. Bis morgen in der Nationalversammlung. Vale et me ama.

Herr von Biron, Herzog von Lauzun, war durch die Ereignisse zu Versailles vom 5. und 6. Oktober 1789 kompromittirt, und Lafayette hatte ihn bei diesem Anlasse nöthigen wollen, nach England abzureisen. — Wegen derselben Ursache foderte Lafayette die Abreise des Herzogs von Orleans, dem man eine angeblich diplomatische Mission nur zum Scheine auftrug, und den man so zur Abreise, die ein wahres Exil war, überredete. — Mirabeau wollte sich unter einen solchen Despotismus Lafayette's nicht beugen.

* * *

Zur Erläuterung dieses Billets lese man, was oben Seite 113 und 114 der Einleitung über die Abreise des Herzogs von Orleans nach England und Mirabeau's Meinung über diese Reise und über den Herzog gesagt worden. Die Worte: „Es ist nicht Ein Beweis gegen ihn da u. s. w." können allerdings so ausgelegt werden, daß Mirabeau an die Möglichkeit einer Schuld auf Seite des Herzogs glaubte, sie zeugen aber dann auch gewiß gegen jede Mitschuld Mirabeau's. Er spricht von der Sache so unbefangen und objektiv, wie ein Advokat von einer Sache, die er zu vertheidigen übernehmen will, wobei er aber selbst ganz aus dem Spiele ist. So stimmt dieses im größten Vertrauen hingeworfene Billet, dessen Verfasser nicht denken konnte, daß es je gedruckt werden sollte, ganz mit den Ueberzeugungen des Grafen von der Mark überein, und ist ein Beweis mehr für Mirabeau's Nichttheilnahme an den Ereignissen vom 5. und 6. Oktober. St.

Denkschrift

des Grafen von Mirabeau, nach den Ereignissen des 5. und 6. Oktobers 1789 abgefaßt, und gegen den 15. Oktober dem Bruder des Königs, Monsieur, Grafen von Provence, durch den Grafen von der Mark überreicht.

Der König ist nicht frei gewesen, nicht nach Paris zu kommen, und stand es auch der Nationalversammlung frei, ihm zu folgen oder nicht, so stand es doch nicht in ihrer Macht, ihn zurückzuhalten.

Ist der König in Paris frei? — Er ist es in dem Sinne, daß kein fremder Wille die Stelle des seinigen einnimmt; er ist aber gewiß nicht frei, Paris zu verlassen; er ist es nicht, seine Leibwache zu wählen; er hat sogar keine direkte Einwirkung auf die Miliz, der seine Sicherheit anvertraut ist.

Die Nationalversammlung ist frei in Paris in ihren Berathungen; es stände aber nicht in ihrer Macht, ihren Sitz nach einer andern Stadt des Königreichs zu verlegen; es steht nicht einmal in ihrer Macht, dem Bevollmächtigten der Nation [1]) mehr Freiheit zu verbürgen, als er jetzt hat.

Die Stellung des Königs schadet offenbar dem Erfolge der Revolution. Der Stand der Dinge ist zwar nicht der Art, daß die Beschlüsse der Versammlung und die davon unzertrennliche Sanktion oder Annahme des Monarchen als die Wirkung des Zwanges angesehen werden können, wie die Feinde der Revolution es dem Volke unaufhörlich wiederholen; dieser Stand der Dinge aber dient dem Ungehorsame zum Vorwande, veranlaßt Protestationen, erregt Hoffnungen, gibt Mittel an die Hand,

---

[1]) Le délégué de la nation, so nennt Mirabeau, nach seinem Systeme von den Staatsgewalten, häufig den König. St.

die bestgesinnten Bürger zu verführen, und kann den Unternehmungen der Parlamente und des Adels zum Deckmantel dienen. Schon sind zwei Protestationen bekannt, der Wunsch einiger Provinzen ist ungewiß, der Gehorsam einiger Oberoffiziere zweifelhaft. Mehr braucht es nicht zum Beweise, wie sehr das Heil des Staats daran hängt, daß den Uebelgesinnten keine Entschuldigung gelassen werden darf, wenn man will, daß die Revolution sich auf friedlichem Wege vollende.

Wird wenigstens der König in Paris die vollständigste persönliche Sicherheit genießen? — So wie er gestellt ist, könnten die geringsten Katastrophen diese Sicherheit gefährden! Sie ist bedroht durch die Bewegungen von Außen, die Erschütterungen im Innern, die Zerwürfnisse der Parteien, die Fehlgriffe des Eifers wie der Ungeduld, besonders aber durch eine gewaltsame Kollision der Hauptstadt mit den Provinzen.

Hat Paris eine große Gewalt, so schließt es auch große Gährungsstoffe in sich. Sein aufgeregter Pöbel ist unwiderstehlich; der Winter naht heran, die Lebensmittel können fehlen, der Bankerott kann ausbrechen; was wird Paris in drei Monaten sein? — Gewiß ein Hospital; vielleicht ein Schauplatz von Gräueln. Ist das der Ort, dem das Haupt der Nation sein Leben und unsere ganze Hoffnung anvertrauen soll?

Den Ministern fehlt es an Mitteln. Ein Einziger, der jederzeit weniger eine Partei als Enthusiasten für sich hatte, besitzt noch Popularität [1]). Aber seine Fähigkeiten sind bekannt, er hat sich eben in seiner ganzen Rathlosigkeit gezeigt. Sein wahrhaft leerer Kopf hat es nur gewagt, einzelne Theile eines Gebäudes, das von allen Seiten zusammenbricht, zu stützen; er will den Todeskampf bis zu dem Augenblicke verlängern, den er sich

---

[1]) Necker.

für seinen Rücktritt ausersehen, wo er, wie im Jahr 1781, ein angebliches Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe und einige Millionen im königlichen Schatze zurückzulassen glaubt. Mag diese Auskunft gelingen oder nicht, so wird sich der Erfolg nicht über einige Monate hinaus erstrecken, und dieser verderbliche Finanzkünstler in Paris nur einen Lebensodem zurücklassen, indem er das Königreich zu Grunde richtet. Es ist dieses keine bloße Muthmaßung, es ist ein Resultat, das sich arithmetisch beweisen läßt.

Was wird, nach diesem unnützen Versuche, der den Bankerott unvermeidlich macht, aus der Nation werden? — Jetzt sind wir müde und entmuthigt; der Augenblick der Verzweiflung ist es, den wir zu befürchten haben.

Die Provinzen sind nicht auseinandergerissen, aber sie beobachten einander; ein dumpfer Zwiespalt kündigt Ungewitter an. Die Verbindungen zur Beschaffung der Lebensmittel werden mehr und mehr unterbrochen. Die Zahl der Mißvergnügten wächst durch die unvermeidliche Wirkung der gerechtesten Dekrete der Versammlung. Eine Nation ist am Ende nur, was ihre Arbeit ist. Die Nation ist aber der Arbeit entwöhnt. Die öffentliche Stärke ist nur in der Meinung und dem Staatseinkommen. Alle Bande der Meinung sind gelöst und man bezahlt nur noch und sogar unvollkommen die direkten Steuern, während die Hälfte unserer Steuern indirekte sind. Mehrere Jahre wären nöthig, das zu ersetzen, was sechs Monate eben jetzt zerstört haben, und allenthalben offenbart sich des Volkes Ungeduld, durch sein Elend gestachelt.

Ein noch verhängnißvolleres Ereigniß bereitet sich vor. Die Nationalversammlung, ursprünglich so schlecht kombinirt, aus so wenig gleichartigen, so mühsam vereinigten Theilen zusammengesetzt, sieht täglich das Vertrauen zu ihren Arbeiten ab-

nehmen. Die besten Absichten schützen vor Irrthümern nicht; aus ihren eigenen Grundsätzen durch die unselige Unwiderruflichkeit, die sie ihren ersten Beschlüssen gegeben, herausgerissen, wagt sie weder sich selbst zu widersprechen, noch einen Rückschritt zu thun, und hat sich so aus ihrer eigenen Macht ein Hinderniß mehr bereitet. Die Achtung, welche ein großer Titel und eine große Revolution, aus der Ferne angesehen, einflößen, die Hoffnung, den Völkern so unentbehrlich, halten sie noch aufrecht; aber täglich löst sich ein Theil der öffentlichen Meinung nach dem andern von dieser großen Angelegenheit ab, welche die individuellste Zusammenwirkung aller Theile des Reiches erfoderte. Man enthüllt dem Volke nur die fast unvermeidlichen Irrthümer eines zu zahlreichen gesetzgebenden Körpers, dessen Schritte unsicher sind, der seine Lehrzeit noch nicht durchgemacht hat, anstatt daß man ihm zeigen sollte, wie leicht es der nächsten Versammlung sein wird, diese Irrthümer wieder gut zu machen. Eine dumpfe Erschütterung bereitet sich vor; sie kann Schuld daran sein, daß man in Einem Tage die Frucht der größten Anstrengungen verliert. Der Staatskörper löst sich auf; nur durch eine Krisis kann er wieder aufleben; ein neues Blut muß ihm eingegossen werden.

Das einzige Mittel, den Staat und die entstehende Verfassung zu retten, ist, den König in eine Stellung zu versetzen, die ihm erlaube, sich augenblicklich mit seinem Volke zu verbünden.

Paris verschlingt schon längst alle Steuern des Königreichs; Paris ist der Sitz des von den Provinzen verabscheuten Fiskalsystems; Paris hat die Schuld geschaffen; Paris hat, durch seinen verderblichen Wucher, den öffentlichen Kredit zu Grunde gerichtet und die Ehre der Nation gefährdet. Soll die Nationalversammlung auch nur auf diese Stadt sehen und ihretwegen

das Königreich in's Verderben stürzen? — Mehrere Provinzen besorgen, daß die Hauptstadt die Versammlung beherrsche und ihre Arbeiten leite. Paris will nur Finanzoperationen; die Provinzen haben nur Ackerbau und Handel im Auge; Paris trachtet nur nach Geld, die Provinzen fodern Gesetze. Die Mißhelligkeiten zwischen Paris und den Provinzen sind bekannt; beim geringsten Ereignisse wird man sie ausbrechen sehen.

Was bleibt also zu thun? — Ist der König frei? — Seine Freiheit ist nicht vollständig; sie ist nicht anerkannt.

Ist der König sicher? — Ich glaube es nicht. — Kann Paris sich auch nur selbst retten? — Nein, Paris ist verloren, führt man es nicht zur Ordnung zurück und zwingt man es nicht zur Mäßigung. Seine Lebensbedürfnisse machen es von dem übrigen Königreiche abhängig und sein unvermeidlicher Untergang läge eben in der Verlängerung seiner tyrannischen Anarchie, aus welcher nur seine betrogenen oder betrügenden, durch ihre eigenen Verirrungen weit über alles Maß hinausgetriebenen Häuptlinge ihren Vortheil ziehen.

Wird die Nationalversammlung ungestört durch die Erschütterungen, welche tausend Ereignisse uns bereiten, ihre Session beendigen? — Sehr verwegen wäre derjenige, der dieses verbürgen wollte.

Wenn es nicht gelingt, der öffentlichen Meinung eine andere Richtung zu geben, das Volk über seinen wahren Vortheil aufzuklären, den Geist der nächsten gesetzgebenden Versammlung durch Belehrung der Wahlmänner vorzubereiten, wird wohl der Staat den Frieden, das Heer seine Stärke, die vollziehende Gewalt ihren Einfluß, der Monarch seine wahren Rechte, jene Rechte, deren Ausübung für die öffentliche Freiheit unentbehrlich ist, wiedererlangen? — Oder wird die Monarchie bis in ihre Grundlagen erschüttert und sehr wahrscheinlich zerstückelt,

das heißt, aufgelöst werden? — Aus dem Geschehenen ist es leicht, das zu Befürchtende vorauszusehen.

Andere Maßregeln also müssen ergriffen werden; alle Zeichen drängen zu diesem Schlusse hin.

Es bieten sich mehrere Auskunftsmittel dar; einige derselben aber würden die schrecklichsten Uebel entfesseln, und ich führe sie nur an, um den König davor, wie vor seinem unvermeidlichen Untergange, zu warnen.

Sich nach Metz oder nach jeder andern Grenze zurückziehen, hieße der Nation den Krieg erklären und auf den Thron verzichten. Ein König, der einzige Hort seines Volkes, flieht nicht vor seinem Volke. Er nimmt es zum Richter seines Verfahrens und seiner Grundsätze, aber er zerhaut nicht mit einem einzigen Streiche alle Bande, die ihn an dasselbe knüpfen; er regt nicht jegliche Art von Mißtrauen gegen sich auf; er versetzt sich nicht in die Lage, nur mit den Waffen in der Hand in seine Staaten wiederkehren zu können oder sich fremde Hülfe erbetteln zu müssen.

Und wer vermag zu berechnen, wie weit die Aufregung der französischen Nation gehen könnte, wenn sie sähe, wie ihr König sie verließe, sich mit Geächteten zu verbinden und selbst ein Geächteter zu werden? Wer weiß, bis zu welchem Grade sie sich zum Widerstande rüsten, der Kriegsmacht, die er um sich versammelte, Trotz bieten würde? Ich selbst, nach einem solchen Ereignisse, würde gegen den Monarchen als Kläger auftreten.

Sich in's Innere des Königreichs zurückziehen und den gesammten Adel zu sich berufen, wäre nicht minder gefährlich.

Mit oder ohne Recht wird die ganze Nation, die in ihrer Unwissenheit Adel und Patriziat für dasselbe hält, lange Zeit die Edelleute in Masse für ihre unversöhnlichsten Feinde ansehen. Die Abschaffung des Feudalsystems war eine Sühne, die

man zehn Jahrhunderten des Wahnsinns verschuldete. Man hätte die Erschütterung vermindern können, aber es ist zu spät und das Urtheil bleibt unwiderruflich. Sich mit dem Adel vereinigen, wäre schlimmer, als sich in ein fremdes und feindliches Heer werfen; es hieße zwischen einem großen Volke und einigen Personen, zwischen dem Frieden und dem Bürgerkriege, mit äußerst ungleichen Kräften wählen.

Wo wäre in solchem Falle die Sicherheit des Königs? — Eine Versammlung des Adels ist kein Heer, das sich schlagen, ist keine Provinz, die sich verschanzen kann. Würden nicht, sogar vor der Vereinigung, die meisten dieser Adeligen zerstreut, ermordet, würden ihre Besitzungen nicht vernichtet werden? — Beriefe man den Adel auch nur, um seine Einwilligung zu den größten Opfern zu erlangen, so wäre der Todesstreich schon geführt, ehe man sich hören, sich verständigen könnte, und wollte man ihm alles das erhalten, was die allgemeine Meinung, was eine erleuchtetere Vernunft von seinen Exemptionen und Privilegien zerstört haben, glaubt man wohl, der Friede und die Steuern ließen sich dann in einer Nation wiederherstellen, der man eben dadurch die theuerste, die gerechteste ihrer Hoffnungen geraubt hätte? —

Sich zurückziehen, um wieder frei zu werden, um die Versammlung beim Volke anzuklagen und jede Verbindung mit ihr abzubrechen, wäre eine minder gewaltsame, aber nicht minder gefährliche Maßregel, als die beiden ersten. Sie würde die Sicherheit des Königs blos stellen; sie würde auch den Bürgerkrieg anfachen, weil ein großer Theil der Provinzen die Beschlüsse der Versammlung aufrecht halten will; weil in ihren zahlreichen Mißgriffen mehr administrative Irrthümer als irrige Grundsätze liegen; weil das Volk nicht daran zweifeln kann, daß im Grunde die Versammlung sehr zu seinem Heile wirkt;

weil der erleuchtete Theil dieser Nation weiß, daß man einstweilen selbst den Irrthümern einer gesetzgebenden Versammlung gehorchen muß, weil sonst nie irgend eine Verfassung zu Stande kommen könnte. Der König hätte dann weder den Adel, dessen Leidenschaften er nicht theilte, noch sein Volk, dessen Zwecke er nicht zu den seinigen machte, für sich, oder vielmehr, da diese erste Maßregel sich durch sich selbst nicht halten könnte, so würde sie zu vielen andern hinreißen und man sich in einen jener unheilvollen Wechselfälle stürzen, deren Gefahren ich so eben angedeutet habe.

Ueberdies ist es gewiß, daß nur eine große Revolution das Königreich retten kann; daß die Nation Rechte hat; daß sie auf dem Wege ist, sie alle wiederzuerlangen; daß man diese Rechte nicht nur wiederherstellen, sondern auch befestigen muß; daß nur ein Nationalkonvent Frankreich regeneriren kann; daß die Versammlung schon mehrere Gesetze gemacht hat, die man schlechterdings annehmen muß, und daß der König und der Staat nur in dem engsten Bunde des Fürsten mit seinem Volke ihre Sicherheit finden können.

Nachdem so alle Auswege, die ich vorausgesetzt, beseitigt worden, gebe ich meine Meinung über den letzten, hier vorgeschlagenen ab. Allerdings ist auch dieser nicht ohne Gefahr, aber man bilde sich nicht ein, man könne sich ohne Gefahr aus einer großen Gefahr retten. Alle Anstrengungen der Staatsmänner müssen jetzt dahin gerichtet sein, die Krisis vorzubereiten, zu mäßigen, zu leiten und zu beschränken; nicht aber ihren Ausbruch zu verhindern, was ganz unmöglich ist; nicht einmal, sie aufzuschieben, was nur dazu dienen würde, sie um so heftiger zu machen.

Dieser letzte Ausweg läßt sich durch einfache Mittel, die man natürlich fast bis in ihre kleinsten Einzelnheiten vorbereiten

würde, bewerkstelligen. Denjenigen, die diese Mittel anzuwenden hätten, würde man sie erst im Augenblicke, wo der Entschluß gefaßt wäre, mittheilen. Das Ministerium ist nicht gut genug gesinnt oder wird wenigstens für nicht gut genug gesinnt gehalten, um sich ihm anvertrauen zu können. Es handelt sich hier von einer letzten Auskunft für das öffentliche Wohl und für die Rettung des Königs selbst. Alles wäre verloren, wenn Indiskretionen einen Plan veröffentlichten, den die Nichtkenntniß seines Zwecks und seiner Resultate für eine Verschwörung halten könnte, während das Heil des Staates sein einziger Gegenstand ist. Man müßte also nur Solche zu Vertrauten wählen, welche direkt mit der Ausführung beauftragt würden. Wären einmal die Anführer bestimmt, so müßte man im Uebrigen freie Hand in Beziehung auf die Mittel und die Wahl der andern Agenten lassen, und wirklich ist unser Unglück so groß, daß die Ausführung des Guten dasselbe Geheimniß erfodert, das die Feinde des Vaterlandes bei ihren Anschlägen beobachten.

Hier sind die Hauptresultate:

Die Abreise des Königs würde eingeleitet und die Meinung der Provinzen schon zum Theil durch Ereignisse bestimmt, die sich leicht vorhersehen lassen.

Es ist unmöglich, daß, sobald der König von seiner Freiheit Gebrauch machen will, der Mangel derselben nicht durch Weigerungen oder durch schimpfliche Vorsichtsmaßregeln offenkundig werde.

Es ist unmöglich, daß die Pariser Miliz ihre eigentlichen Befugnisse nicht überschreite, wenn man sie in ihre gehörigen Grenzen zurückweisen will.

Es ist unmöglich, daß, wenn man die völlige Freiheit des Königs mit seinem Aufenthalte in der Hauptstadt zu vereinbaren versuchte und er zu diesem Ende die Stütze des gesetzgeben-

den Körpers in Anspruch nähme, die wirkliche Stellung des Königs nicht sogleich enthüllt würde und die Nationalversammlung nicht in Paris ihre eigene Sicherheit, ihr eigenes Bestehen gefährdet sähe. Wirkte man dahin, so würde man keinen neuen Zustand der Dinge hervorrufen, man würde nur den bestehenden offenkundig machen.

Es ist auch nicht schwer vorherzusehen, daß wir in der Zwischenzeit, die noch bis zur Abreise des Königs verfließen muß, neue Protestationen der Parlamente, der Städte oder der Körperschaften sehen werden, deren schlimme Absichten in gewissem Sinne der öffentlichen Sache zu Hülfe kommen und immer mehr die Nothwendigkeit zeigen müssen, die Stellung des Königs zu ändern.

So wäre also der Beweggrund zur Abreise des Königs hinlänglich eingeleitet: das öffentliche Wohl würde sie erheischen.

Mehrere Mittel wären dann anzuwenden, damit die Sicherheit der Abreise nicht einmal einem Zweifel unterläge.

Seine Garden würden systematisch zerstreut.

Es gibt tausend Vorwände, um die schleunige Organisation eines nur aus nationalen Regimentern zusammengesetzten Korps von zehn tausend Mann zu Stande zu bringen, das man in drei Tagen an einem von Paris wie von Rouen etwa zwanzig bis fünf und zwanzig Stunden weit entfernten Orte zusammenzöge.

Täuschten sich die Provinzen, was fast nicht zu glauben ist, über die Absicht eines Schrittes, von dem das Wohl Aller abhängt, so wären sichere und treue Anführer bereit, eine zweite Linie zu bilden, die stark genug sein müßte, die Unzufriedenen im Zaume zu halten und die Verbindung der verdächtigen Kantone unter sich abzuschneiden. Durch diese Vorsicht gewänne man

Zeit, das Volk eines Bessern zu belehren, und bald würde die öffentliche Meinung das wahre Heer bilden.

Es wäre sehr leicht, die Vorkehrungen ohne Zuthun der Minister und nur durch besondere Einwirkungen auf die Garnisonen zu treffen.

Wären sie getroffen, so könnte der König beim hellen Tage aus dem Schlosse ziehen und sich nach Rouen wenden.

Diese Stadt oder ihre Umgegend müßte er wählen, weil sie im Mittelpunkte des Reiches liegt; weil eine militairische Stellung hier über eine unermeßliche Schifffahrt gebietet, die Lebensmittel des einzigen Widerstandsherdes, den man wirklich zu beachten hat, beherrscht und diesen Widerstand in Segnungen umwandeln würde, wenn es den Wohlthaten des Königs, seinen Anstrengungen, seinen persönlichen Opfern gelänge, dort Ueberfluß zu verbreiten. Rouen muß man auch wählen, weil man dadurch kund thut, daß man nicht die Absicht hat zu fliehen und sich nur den Provinzen nähern will; weil die Normandie stark bevölkert ist und ihre Einwohner zäher sind, als die übrigen Franzosen; weil es endlich sehr leicht ist, diese Provinz mit der Bretagne und dem Anjou zu verbünden, was eine unwiderstehliche Macht bilden würde.

Vor der Abreise des Königs hielte man eine, an sämmtliche Provinzen gerichtete Proklamation in Bereitschaft, worin der König unter Anderm sagen würde: er werfe sich in die Arme seines Volkes; man habe ihm in Versailles Gewalt angethan; er sei in Paris gewissermaßen von seinen Wächtern beständig im Auge gehalten worden; er entbehre der jedem Bürger zustehenden Freiheit des Hin- und Hergehens (und hievon müßte er Beweise anführen); er habe in Erfahrung gebracht, diese unfreie Stellung diene den Unzufriedenen zum Vorwande, um den Beschlüssen der Nationalversammlung und seiner Genehmigung

derselben den Gehorsam zu verweigern, und dadurch könne eine Revolution gefährdet werden, an welcher er denselben Antheil wie die eifrigsten Freunde der Freiheit nehme;

Er wolle von seinem Volke unzertrennlich sein; die Wahl der Stadt Rouen beweise dieses unwiderleglich;

Er sei der erste König seines Stammes, welcher der Nation alle ihre Rechte habe gewähren wollen und habe in diesem Vorhaben gegen den Willen seiner Minister oder der Rathgeber, welche die Fürsten verderben, beharrt;

Er habe ohne Rückhalt diese und jene Dekrete der Nationalversammlung angenommen; er erneuere hiemit seine Sanktion und Zustimmung zu denselben und seine Gesinnungen werden in dieser Hinsicht unveränderlich sein;

Andere Dekrete scheinen ihm nicht vortheilhaft genug für sein Volk; noch andere seien vielleicht nicht reiflich genug erwogen worden; er wünsche deshalb, die Nation möge sie frei von Neuem prüfen, ohne jedoch hiemit der einstweiligen Befolgung derselben Abbruch thun zu wollen;

Er werde die Nationalversammlung gleich zur Fortsetzung ihrer Arbeiten zu sich berufen, bald aber eine neue Versammlung einberufen, um die Arbeiten der ersten zu beurtheilen, zu bestätigen, zu ändern und zu ratifiziren;

Sein vornehmlichster Wunsch sei, die öffentliche Schuld heilig zu halten, und er könne von diesem Punkte um so weniger abgehen, als es sich hier um die Ehre der Nation, mithin um seine eigene handle;

Auch in Beziehung auf den Fortbestand der Parlamente, die er immer als die größte Geissel seines Volks angesehen habe, könne er nichts nachgeben und die Nationalversammlung habe ohne Zweifel zu lange gezögert, sie aufzuheben;

Es sei Zeit, der Nation zu erklären, daß diese Korporatio-

nen, die immer nur eine Schutzwehr gegen die Könige gewesen zu sein vorgeben, nicht minder die Feinde der Nation als des Monarchen sind; daß nur ihre eigenen Interessen und ihr Ehrgeiz der stete Vorwand zu ihrer angeblichen Wachsamkeit waren; daß ihre wahre Absicht bei ihrem Zusammenhalten mit dem Adel, mit allen Unzufriedenen, mit allen Feinden der öffentlichen Sache darauf hinausgeht, ihre Macht auf die Anarchie zu gründen, die Bande des Gehorsams zu zerreißen, um die Autorität des Königs zu vermindern, nöthigenfalls auch dieser Autorität zu Hülfe zu kommen, um sich der Nation zu widersetzen und sich durch dieses Schaukelsystem und diese Kämpfe den Fortbestand jener gerichtlichen Aristokratie zu sichern, die offenbar von allen Formen einer verderbten Regierung die tyrannischste wäre;

Der König werde sich persönlich den größten Opfern unterwerfen; es handle sich nicht mehr davon, Ersparnisse zu versprechen, ohne sie einzuführen; er werde wie ein einfacher Privatmann leben; eine Million reiche ihm als Mann und Familienvater hin; er fodere nichts mehr; er wolle nur einen Tisch für sich und die Seinigen halten; aller Luxus des Thrones müsse nur auf die Vervollkommnung der bürgerlichen Regierung und auf eine weise Freigebigkeit in wahrhaft nationalen Ausgaben gerichtet sein;

Die Staatsgläubiger dürfen nicht länger mit leeren Versprechungen hingehalten werden; genöthigt, sich zu Ausgleichungen zu verstehen, fodere er wenigstens, daß man ihnen Alles, worüber die Nation verfügen könne, zum Unterpfande gebe; aus dem unentwirrbaren Labyrinthe der Finanzen herauszukommen, werde er, um die ganze Masse der Schuld zu kennen, einen Ruf an sämmtliche Staatsgläubiger ergehen und ihr Syndikat zusammenkommen lassen, damit man ihnen etwas Anderes

als ungewisse, verderbliche Operationen, welche die Nation nur immer mehr zu beunruhigen geeignet seien, anbiete;

Persönlich zu allen Opfern bereit, glaube er nicht, daß man denselben Grad von Ersparniß auf alle Gehälter, die seit langer Zeit einer Menge Bürger, welche nun keinen andern Erwerbsquell haben, bewilligt worden, anwenden könne; er bitte die Nation zu erwägen, daß man den öffentlichen Frieden nicht zurückführen könne, indem man so viele Tausende zu Grunde richte und in Verzweiflung stürze; er nehme übrigens sein Volk zum Zeugen der Art, wie er für seine Person immer gelebt habe; er werde dieses Volk nicht durch die Waffen, sondern durch seine Liebe um sich sammeln; der Redlichkeit und Treue der Franzosen vertraue er seine Ehre, seine Sicherheit an; er wolle nur das Glück der Bürger und sei selbst nur ein Bürger.

Diese Erklärung eines guten Königs, dieses Manifest des Friedens, in sehr entschlossenem, aber sehr populärem Tone gehalten, würde durch außerordentliche Kuriere nach allen Provinzen gebracht und alle Kommandanten würden aufgefodert werden, auf ihrer Hut zu sein.

Eine andere Proklamation würde der Nationalversammlung die Abreise des Königs und den Ort, den er zu seinem Aufenthalte gewählt, anzeigen und sie auffodern zu überlegen, ob auch sie sich nicht dorthin zu verfügen habe. In seinem Schreiben an die Versammlung würde der König die Gründe, warum er sich von Paris entfernt habe, auseinandersetzen.

Ohne Zweifel würde sich die Versammlung, stände es ihr frei, nach dem vom Könige bezeichneten Orte begeben; stände es ihr, nachdem sie darüber berathen, nicht frei, so wäre dadurch allein die Session, wenn nicht faktisch, doch von Rechtswegen geschlossen.

Setzte die Versammlung, nachdem ihre Unfreiheit konstatirt worden, ihre Berathungen fort, so würden sie alle das Merkmal desselben Zwanges an sich tragen.

Beschlösse die Versammlung, ohne Rücksicht auf das Dekret, wodurch sie sich vom Monarchen unzertrennlich erklärt hat, ihre Berathungen in Paris fortzusetzen, so wäre dieser Beschluß nur eine Wirkung der Furcht und des Mangels an Freiheit. Indem aber von da an eben diese Furcht auf alle folgenden Berathungen einwirkte, würde sie bald offenkundig und in den Provinzen bekannt werden. Zudem würde der Zwang durch die Geständnisse einzelner Glieder der Versammlung, durch ihre Briefe, durch feindselige Schritte der Hauptstadt bestätigt werden und so träte die Nothwendigkeit der Einberufung einer neuen gesetzgebenden Versammlung ein. In jedem Falle würde der König durch sein jetziges Ministerium oder durch dasjenige, das er gleich darauf wählte, neue Maßregeln ergreifen.

Proklamationen würden auf Proklamationen folgen und der König sein Volk über dessen wahren Interessen aufklären.

Wären die Staatsgläubiger aufgerufen und durch Syndike vertreten, so könnte man leicht mit ihnen sehr nützliche Maßregeln ergreifen.

Der gegenwärtige Geist der Nationalversammlung würde durch die Veränderung der öffentlichen Meinung in den Provinzen sich nothwendiger Weise zum Theil ändern.

Wollten einige Kantone Widerstand leisten, so würde die vollziehende Gewalt, durch die Nationalversammlung dazu ermächtigt, ihre ganze Macht entwickeln.

Ueberall würden die guten Bürger mit dem Könige zusammenhalten und bald würde man sehen, was die Ehrfurcht und die Liebe zu einem guten Fürsten, der immer nur das Beste gewollt hat und selbst unglücklicher ist als sein Volk, über eine treue und großmüthige Nation vermögen.

Dieses sind die in der Eile hingeworfenen, aber tief durchdachten Ideen, welche die Kenntniß der wahren Lage des Königreichs mir eingegeben. Noch eine sehr wichtige Bemerkung muß ich hinzufügen.

Welchen Augenblick muß man zur Vollziehung dieses zur Rettung des öffentlichen Wohls überlegten Plans wählen? Etwa die Zwischenzeit zwischen der gegenwärtigen und der zweiten Versammlung, oder die Gegenwart und gewissermaßen jeden Augenblick? —

Da die aus der gegenwärtigen Session hervorgehende Verfassung nur provisorisch sein wird, weil die Versammlung die Rechte eines Nationalkonvents ausgeübt hat und kein Konvent sich selbst ratifiziren kann; da ihre besonderen Gesetze auch nur provisorisch sein können, weil die Umstände allein sie gezwungen haben, das Amt einer gesetzgebenden Versammlung mit dem einer konstituirenden zu vereinigen, so würde man sich allerdings weniger Schwierigkeiten aussetzen, wenn man, um die Völker zu belehren und die öffentliche Meinung zu leiten, bis zum Schlusse der Nationalversammlung wartete.

Abgesehen indessen davon, daß die Verschiedenheit der Ansichten über die Stellung des Königs und die Schlüsse, welche die Uebelgesinnten daraus ziehen, die Unzufriedenen sowohl wie die Versammlung selbst zu äußersten Schritten drängen können; abgesehen davon, daß tausend Ereignisse Ungewitter herbeiziehen können, in denen die persönliche Sicherheit des Königs Preis gegeben wäre, so steht auch noch zu besorgen, daß die Versammlung dekretire, es solle kein Zwischenraum zwischen der jetzigen und nächsten Legislatur sein. Die Vertreter des allgemeinen Willens wären dann durch andere ersetzt, der Geist aber bliebe derselbe, und da man sich von den wahren Grundsätzen, welche Nationalfreiheit und Monarchie mit einander verbinden

sollen, entfernt, da man nicht nach demjenigen Bunde zwischen vollziehender und gesetzgebender Gewalt strebt, ohne welchen ein Staat wie Frankreich keine Dauer haben kann und eine immer stürmische Freiheit nur die Wahl zwischen Anarchie und Despotismus lassen würde, so leuchtet es ein, daß der gegenwärtige Zeitpunkt, wenn gleich, wenigstens in den ersten Stunden, der gefahrvollere, doch der einzige ist, von dem man sich einigen Erfolg versprechen kann.

Welchen Augenblick aber muß man wählen? — Jeden und keinen auf eine bestimmte Weise.

Große Entschlüsse sind fast immer an Uebereilung und Ungeduld gescheitert. Man hat mehrere Ereignisse, welche die Abreise vorbereiten sollen, vorhergesehen; man hat andere Vorkehrungen angedeutet, die zu ergreifen sind, wenn diese Ereignisse neue Mittel, die öffentliche Meinung zu bestimmen, an die Hand werden geboten haben: der Augenblick, in welchem alle diese Elemente in den Augen der Vernunft und Staatsweisheit vollständig erscheinen werden, muß der Augenblick der Abfahrt sein.

Heute also muß der Plan schon in Ausführung gebracht, das heißt, von diesem Augenblicke an muß er langsam vorbereitet werden. Ist die Unfreiheit des Königs und das Unvermögen der Nationalversammlung, seine Freiheit zu verbürgen, offenbarer bestätigt; sind die Absichten der Pariser Miliz bestimmter hervorgetreten; ist das Volk mit den Vorwänden, welche die Feinde der öffentlichen Sache aus der Lage des Königs ziehen wollen, genauer bekannt geworden, so sind das eben so viele von den Ereignissen abhangende Vorbereitungen, die man abwarten muß, ehe man etwas Näheres über den Augenblick der Abreise beschließe.

Diese ersten Maßregeln verbinden sich dann mit den Zurü=

stungen zur eigentlichen Abreise, mit den Befehlen auf der Grenze, dem Zusammenziehen und der Vertheilung des kleinen Heeres, dem Zerstreuen der Garden, dem Erlassen der Proklamationen an die Provinzen und an die Versammlung.

Der einzige Punkt, über den der König unbeugsam sein muß, ist dieser, daß er jeden Plan von sich weise, dessen ausschließlicher Zweck nicht der Friede und das Wohl des Staates und die Unzertrennlichkeit von Monarch und Volk ist. Diese Unzertrennlichkeit ist in dem Herzen aller Franzosen, sie muß auch im Handeln und in der öffentlichen Gewalt sein.

Graf von Mirabeau an den Grafen von der Mark.

Freitag, 16. Oktober 1789 [1]).

Ihr Vorwurf, liebster Graf, rührt mich, denn er wurzelt in der Ueberzeugung, daß das Gefühl der Pflichten meiner öffentlichen Stellung die erste meiner Leidenschaften sein muß. Ich will nicht, daß Sie diese Ueberzeugung verlieren, und will Ihnen rundaus sagen, warum ich mich nicht mit den Arbeiten des Militairausschusses beschäftige, in den man mich, ich weiß nicht aus welcher sonderbaren Laune, zu ernennen für gut fand, während ich zu keinem andern Ausschusse gehörte.

Gleich bei seinem ersten Schritte sah ich, daß seine Thätigkeit nicht auf den wahren Gegenstand seiner Einsetzung gerichtet war, vielmehr Alles umfaßte, womit er sich nicht hätte befassen

---

[1]) Dieser Brief ist die Antwort auf die Nachschrift des Billets des Grafen von der Mark vom 13. Oktober und wurde offenbar geschrieben, um Monsieur und der Königin, die es ungerne sahen, daß Mirabeau die Sitzungen des Militairausschusses in der Nationalversammlung versäumte, gezeigt zu werden.

sollen. Ich sah, daß er, anstatt die gegenseitigen Beziehungen der Nationalmilizen und der regelmäßigen Truppen, so wie die Beziehungen beider zum Staate und dessen Oberhaupte festzustellen, ein Kriegsrath, ein Verwaltungsamt wurde und nur dahin strebte, zu thun, was das Ministerium unter der Last seiner Verantwortlichkeit, die bei einer guten Verfassung eine immerwährende und hinlängliche Bürgschaft nicht des Erfolgs, aber der treuen Verwendung der Mittel ist, allein thun soll. Ich sah endlich, daß diese Verwirrung der Begriffe uns zur gänzlichen Auflösung der Armee (welche, die Wahrheit zu gestehen, seitdem sie das Staatsrecht gelernt hat, keine Armee mehr ist) führen würde.

Seitdem nun aber Umstände, die Ihnen, mein Lieber, sehr wohl bekannt sind, in der Versammlung diejenigen, die Recht haben, des Einflusses beraubten, oder vielmehr denjenigen, die Unrecht haben, den Einfluß verschafften, habe ich bei mir selbst geschworen, mich gar nicht an allem dem zu betheiligen, was von meinen Grundsätzen abweicht, weil mir sogar nicht mehr die Hoffnung blieb, das Opfer meiner Meinung dem öffentlichen Wohle zu Gute kommen zu sehen, und weil die Wahrheit nichts bei diesem Austausche von Meinungen und politischen Gefälligkeiten gewinnen würde, womit ein Staatsmann sich so oft zu begnügen genöthigt ist, und die den wahren Grund zu dem Einflusse, dessen ich eben gedachte, gelegt haben.

Ich bin daher den Arbeiten des Ausschusses ganz fremd geblieben; da es mir aber doch noch mehr darum zu thun ist, meine Ansicht auszusprechen und ihn zu verhindern, dem Lande zu schaden, als seinen Irrthümern fremd zu bleiben, so werde ich meine Grundsätze in der Versammlung gegen ihn vertheidigen und besonders darthun, daß wir, wenn wir in dieser Sache, wie in mehreren andern, nur die Stimmung des Augenblicks

befragen, wenn wir das Mißtrauen einer Zeit, in welcher es kein sicheres Regierungssystem gab, in die Verfassung, die zu einer ganz verschiedenen Ordnung, mit einem Worte, die zum öffentlichen Wohle führen soll, hinübertragen, unfehlbar in die unheilbarste aller Anarchien gerathen werden. In einer monarchischen Regierung ist der König der höchste Vollzieher; so haben wir es erklärt. Ist die Militairgewalt nicht ganz und ungetheilt in seinen Händen, so gibt es keinen höchsten Vollzieher mehr, so gibt es zwei, zehn, hundert, mehrere tausend Vollziehungshäupter und bald wird der Staat die Beute des Soldatenregiments, das heißt des unerträglichsten aller Raubsysteme. Das fehlte nur noch, um uns den Rest zu geben.

Während in der Einleitung, Seite 109, gesagt worden, daß Graf von der Mark es nicht für rathsam hielt, der Königin selbst die Denkschrift Mirabeau's zu überreichen, weil sie damals gegen diesen zu sehr eingenommen war, scheint die Nachschrift zu obigem Billet des Grafen vom 13. Oktober, die Mirabeau mit diesem merkwürdigen, seine monarchischen Ansichten über Militärorganisation so kräftig aussprechenden Briefe beantwortet, hiemit nicht übereinzustimmen. Der scheinbare Widerspruch löst sich indessen durch folgende Bemerkung: Schon vor dem 15. Oktober hatte Graf von der Mark Schritte gethan, um eine Audienz bei Monsieur zur Ueberreichung der Denkschrift zu erhalten; Monsieur kannte im Allgemeinen Mirabeau's Gesinnungen und Absichten. Daher rechnete der Graf von der Mark bereits in seinem Billet vom 11. Oktober in halb scherzendem Tone auf den Bewohner des Luxemburg, um Mirabeau aus seinen Schulden zu helfen. Ihrerseits kam nun zwar vor dem 15. die Königin durch Monsieurs Mittheilungen so weit von ihren Vorurtheilen gegen Mirabeau zurück, daß sie anfing, Vertrauen zu ihm zu fassen; die Denkschrift wurde dann aber doch, wie verabredet, dem Grafen von Provence übergeben.

Es ist hier der Ort zu wiederholen, daß Fürst A. von Arenberg, als er seine Erinnerungen niederschrieb, nur in großen Zügen die Hauptmomente seines Verhältnisses zu Mirabeau aufzeichnen wollte,

ohne sich auf eine Verarbeitung der Korrespondenz in eine zusammenhängende Erzählung einzulassen. Das Nähere sollte sich jeder aus der vollständig mitgetheilten Korrespondenz selbst herauslesen. Daher die Seltenheit eigener Noten des Fürsten zu den Briefen. Verliert so das vorliegende Werk in einigen Theilen an Zusammenhang und bleiben einzelne Züge und Nebenumstände in der Korrespondenz unaufgehellt, so gewinnt es dagegen ungemein durch das lebendige Versetzen in die Gegenwart, die ihm ein dramatisches Interesse gibt.

In Beziehung auf die nun folgenden Briefe bis zum 10. November 1789, die sich sämmtlich um Mirabeau's bedrängte Lage und um die Bemühungen drehen, ihn in's Ministerium oder in eine einflußreiche Stellung zu einem neuen Ministerium zu bringen, darf man nicht vergessen, daß sie von Personen geschrieben worden, die in derselben Stadt wohnten und sich gewöhnlich wenigstens einmal, oft einige Male des Tages sahen. Was schriftlich angedeutet worden, wurde meistens mündlich weiter besprochen und abgemacht. In welcher Folge man sich daher auch diese Briefe und hingeworfenen Aeußerungen denken möchte, sie würden immer lückenhaft bleiben. Es sind Schlaglichter, welche die gegenseitige Stellung der handelnden Personen beleuchten und von um so größerem Interesse sind, als wohl nie in einem Werke dieser Art die Offenheit so weit getrieben worden, den Leser, wie es hier geschieht, hinter den Vorhang der Handlung blicken zu lassen. St.

Talon an den Grafen von der Mark.

Freitag, 16. Oktober 1789.

Man erwartet Ihren Freund (kann ich sagen den unsrigen?) diesen Abend nach dem Ausschusse; und hat der Ausschuß keine Sitzung, so wird man doch hingehen, um ihn zu treffen und mit gänzlicher Rückhaltlosigkeit und einer Freimüthigkeit, die den Grund jeder Vereinigung bilden muß, die Dinge zu besprechen. Man ist entzückt, blos mit Ihnen und ihm zu thun zu haben. Wir müssen nur wegen der Tage und Stunden übereinkom-

men, an denen wir uns sehen können. Der Herr wird um Alles wissen.

Geheimniß, Treue und Freimüthigkeit; unter diesen drei Bedingungen wird, glaube ich, die öffentliche Sache viel gewinnen.

Ich umarme Sie, mein lieber Graf, und bin für's Leben ganz der Ihrige.

In diesem Billet ist von einer Zusammenkunft bei dem Großsiegelbewahrer die Rede, wo die Grafen von der Mark und Mirabeau sich einfinden sollten. Der Herr, der um Alles wissen wird, ist, wie sich von selbst versteht, der König.

Graf von Mirabeau an den Grafen von der Mark.

Samstag Morgen, 17. Oktober 1789.

Es geht heiß her und Lafayette ist so entschlossen, als er es allein zu sein vermag. Er führte mich diesen Morgen zu Montmorin. Necker hat mich zuerst nur allein sehen wollen; fünf Uhr ist die Absprache. Die Sache ist ihm höchst unangenehm, aber durch die Lebensmittel und den Zustand der Finanzen ist er in die äußerste Verlegenheit gebracht und fängt an einzusehen, daß man, wenn er sich nicht in Acht nimmt, genöthigt sein wird, seinen Rücktritt anzunehmen. Man muß Lafayette, der wegen der Lebensmittel in Schrecken, wegen der Provinzen beunruhigt ist, zum Entschlusse drängen. Ich selbst bin entschieden, die Erschütterung von Necker's Rücktritt zu ertragen, so sehr bin ich davon überzeugt, daß Alles zu Grunde geht. Wichtig aber ist es, daß ich die genaue Nachweise des Bedarfs von Paris, des täglichen Standes der Lebensmittel und der täglichen Besorgnisse des Volkes wegen derselben habe. Vale et me ama. — Sie führen einen Parteistreich aus, wenn Sie mir diese Aufschlüsse verschaffen.

Die Frage von den Lebensmitteln war für die Hauptstadt von der größten Wichtigkeit, daher auch Mirabeau mehrmals darauf zurückkommt. Man, sehe was oben Seite 338 und 339 über diesen Gegenstand und den Streich, den Mirabeau dabei im Schilde führte, gesagt worden. Um die Zeit, wo er vorstehenden Brief schrieb, beschäftigte sich Mirabeau auch mit einem umfassenden Aufsatze über die Schwierigkeiten der Lage, den er Lafayette zustellte, um diesem begreiflich zu machen, welche ungeheure Verantwortlichkeit, namentlich auch wegen der Lebensmittel, auf ihm laste und wie er den Erfodernissen des drangvollen Augenblicks nur genügen könne, wenn er ein Ministerium bilde, das *ihm angehöre*. Lafayette sollte der eigentliche Chef dieses Ministeriums sein. Folgende Stelle gehört ganz besonders hieher:

„Der Mann aber, den es rathsam ist, noch beizubehalten (Nekker), wird, sagt man, in zwei Monaten abtreten. Müßte er nach unheilbaren Uebeln abtreten, so wäre es, da der Staat mehr gilt als ein einzelner Mann, vorzuziehen, er träte zu einer Zeit ab, wo es noch möglich ist, Alles zu retten. Sein Rücktritt ist allerdings eine Gefahr mehr; entfernt man aber diese, so beugt man dadurch nicht allen andern vor, und ich möchte noch lieber zehn Ereignisse abwehren, als neunen unterliegen, weil ich das zehnte nicht zu fürchten gewagt hätte. Aber nein, er muß bleiben und seinen Ruhm dadurch vermehren, daß er, wo es sich um das öffentliche Wohl handelte, sogar sein Herz nicht angehört hat. Wird überdies, wenn Lafayette das Haupt des Ministeriums wird, nicht Alles als sein Werk angesehen werden?"

Die weiter unten folgende, von Mirabeau selbst entworfene erste Liste eines neuen Ministeriums ist offenbar aus den hier ausgesprochenen Gedanken hervorgegangen. Die vorliegenden Briefe zeigen, wie die Herren Talon und Semonville, Lafayette's Vertraute, nach beiden Seiten hin thätig waren und man sie auch wieder benutzte, um neue Verhältnisse anzuknüpfen. Die Uebereinstimmung mit Lafayette kam auch so weit zu Stande, daß Mirabeau, wie er in einem seiner Briefe sagt, halbe Nächte mit ihm arbeitete und Lafayette in einem Billet an ihn „Vertrauen und Freundschaft" ausspricht. Als aber durch das Dekret vom 7. November für Mirabeau die Aussicht, Mi-

nister zu werden, verschwunden war, zerschlug sich das Verhältniß zu Lafayette bald nachher, und der Bruch wurde nicht wieder geheilt.

St.

Graf von Mirabeau an den Grafen von der Mark.

Samstag Abend, 17. Oktober 1789.

Ich habe lange den kleinen und den halbgroßen Mann gesehen [1]). Dieser hat mich gebeten, Sie zu ersuchen, recht bald zu ihm zu gehen. Ist morgen Ihnen nicht zu ungelegen, so wäre ich für morgen. Ich aber habe mit Ihnen von Grund aus, und mit dem ganzen Vertrauen zu sprechen, das Ihre liebenswürdige Freimüthigkeit in mir erweckt hat. — Sie können in diesem Augenblicke viel für denjenigen thun, der glaubt, in dem vollziehenden Theile des menschlichen Lebens gelte man nur etwas durch den Charakter, und der Ihnen dadurch hinlänglich zu verstehen gibt, was er von Ihnen denkt und bereit ist, für Sie zu thun. Ich habe Sie an Ihrem Hause und in der Nationalversammlung vergebens gesucht. Vale et me ama.

Graf von der Mark an den Grafen von Mirabeau.

Samstag, 17. Oktober 1789.

Ach, welch ein Mensch [2])! Sie wissen es, aber lassen Sie uns schnell auf den Punkt kommen, wo ich ihn gelassen habe. — Warum haben Sie gesagt, daß Sie Montag von Geldverlegenheiten sprechen würden? — Das kam mir ungelegen. Ich habe nicht so stolz auftreten können, und für Sie und durch Sie will ich immer stolz sein. Uebrigens habe ich bewiesen, es sei besser,

---

[1]) Necker und Montmorin.

[2]) Lafayette.

entgegenzukommen. Hienach wird er das erstemal wo Sie ihn sehen werden, damit anfangen, Ihnen 50,000 Frs. anzubieten. Ich habe gefragt, ob ich Ihnen das ankündigen könnte; er hat nicht Nein gesagt, aber den Wunsch geäußert, daß Sie nur erführen, er bereite Ihnen für Montag eine große Aushülfe. Haben Sie das erhalten, so haben Sie nichts erhalten. Wohl verstanden jedoch, daß ich es immer als ein monatliches Gehalt angesehen habe. Das hat man zugegeben. Er hat vorgeschlagen und wiederholt, er würde ein schriftliches Versprechen für eine große Gesandtschaft, Holland, England, haben. Für Konstantinopel, das war vor acht Monaten gut. Ich habe alles ausgeschlagen. Das Dringende ist, frei zu werden; ich weiß nicht, in welcher Frage Sie dann nicht der stärkste wären. Ja, sind Sie in diesem Punkte stark, so werden Sie doppelt stark in allem Uebrigen sein; besonders wenn es aus einer reinen Quelle herrührt.

Ich werde um sechs oder neun Uhr zu Ihnen kommen, um Ihnen seine kleinen Absichten über sein Ministerium mitzutheilen. Verfehle ich Sie jedesmal, so rechne ich immer auf Sie für morgen zum Essen. Vale et me ama.

Sie haben mich vergessen; ich habe Herrn Pellenc nicht gesehen; ich werde ihn morgen um neun Uhr erwarten.

Talon an den Grafen von der Mark.

Sonntag, 18. Oktober 1789.

Wir haben Lafayette gesehen. Jedermann ist entrüstet über Mirabeau's Sprödigkeit. Er muß durchaus einen Entschluß fassen. Lafayette schwankt in seiner Freundschaft nicht. Lebt der Graf von Mirabeau lieber einen Tag als hundert Jahre in der Geschichte, und zieht er vor, daß das Publikum ein strenges

Urtheil über ihn fälle, so wird Lafayette ihm die türkische Gesandtschaft und das Gehalt, das er wünscht, vorschlagen. — Spricht er sich hingegen aus wie er soll, so bleibt es bei der bewußten Uebereinkunft, und Lafayette erwartet Sie dann nicht morgen frühe, sondern übermorgen, Dienstag, mit Semonville. Das Vertrauen in Sie hat mir vollständig geschienen. Sie denken sich wohl, daß ich über die Freimüthigkeit, die Ihre Rechtlichkeit einflößt, gar nicht staune. Ja, Herr Graf, ich biete Ihnen Alles an, was einem wahrhaften Diener, einem eifrigen Freunde zu Gebote steht: unbegränzte Ergebenheit; gänzliches Vertrauen.

Lafayette schien mir für Herrn von Segur entschieden.

Unser lieber Graf [1]) muß einen kleinen Aderlaß wagen; er wird ihm zum Reinigungsmittel dienen.

Ganz der Ihrige für's Leben.

Graf von der Mark an den Grafen von Mirabeau.

Sonntag Abend, 18. Oktober 1789.

Ich habe Lafayette nicht gesehen, aber mehr gethan. — Ich muß Ihnen den Punkt sagen, bei dem ich stehen geblieben, und morgen frühe werde ich nicht zu Lafayette gehen, damit ich Sie vorher sehen und über die Sachen, die ich mit ihm beendigen kann, bestimmter sein könne.

Ihre Geschichte mit Cocherel [2]) erregt Aufsehen: man möchte sie gegen Sie ausbeuten; es gibt aber, glaube ich, ein Mittel, alles wieder gut zu machen. — Morgen frühe um acht Uhr kann ich bei Ihnen sein.

---

[1]) Mirabeau.

[2]) Ein Eigenthümer aus den Colonien, der sich mit Mirabeau hatte schlagen wollen.

Graf von Mirabeau an den Marquis von Lafayette.

Montag, 19. Oktober 1789.

Ich habe Semonville für Sie die wirkliche Adresse des Mannes gegeben, der ein Haupteinfädler der Intrigue, die sich immer weiter spinnt, zu sein scheint. Ich hoffe auch, Herr von Boinville werde sich mit Saint-Génié beschäftigt haben. Ich werde keinen Zug meiner Entdeckungsskizzen verlieren, und, was auch geschehen mag, bis zum Ende der Ihrige sein, weil Ihre großen Eigenschaften mich stark angezogen haben, und es mir unmöglich ist, nicht immer einen sehr lebhaften Antheil an einem so schönen, und mit der Revolution, welche die Nation zur Freiheit führt, so innig verknüpften Geschicke zu nehmen.

Wenn Sie indessen nachgedacht haben über das treulose Einverständniß der Minister mit dem brutalen und wahrhaft schwindelnden Hochmuthe des verächtlichen Marktschreiers [1]), der den Thron und Frankreich auf zwei Fingerbreit an den Rand des Verderbens gebracht hat, und starrsinnig lieber dieses Verderben vollendet, als sich selbst seine Unfähigkeit gesteht, so glauben Sie gewiß nicht mehr, daß ich nur im mindesten der Gehülfe solcher Männer sein könnte.

Sie haben mich beschimpft, bezeichnet; sie haben, so viel sie vermochten, meinen Ehrgeiz und die Schwierigkeiten, die ich ihnen erregt, anschuldigen wollen; sie könnten mich nur entwaffnen, wenn sie das Wohl des Landes bewirkten, und hievon ist der böse Genius der Menschheit nicht entfernter als sie. Erlauben Sie daher, daß ich Sie inständig bitte, keine Schonung mehr für sie von mir zu begehren, und mich für einen Augenblick aufbewahre, wo ich nicht mehr zugeben werde, daß man Ihnen so entscheidende Schritte verberge und Ihre wärmsten

---

[1]) Necker.

Freunde, Ihre nützlichsten Vertrauten, hintergehe und verschreie, und wo ich endlich die Nation in den Stand setzen werde, zu beurtheilen, ob das gegenwärtige Ministerium dazu tauglich ist, den Staat zu retten.

Die Verachtung, die man gegen unser Dekret bewiesen, die Ungunst, die man auf uns geworfen, fodern mich dazu auf; die öffentliche Sache, Ihr Vortheil und meine Neigung überreden mich dazu, und da Sie nicht in der Unwissenheit darüber bleiben dürfen, was Ihre Freunde thun wollen, da Sie sich verheimlichen lassen, was die Minister beabsichtigen, so zeige ich Ihnen an, daß ich morgen die Antwort der Minister vornehmen und beweisen werde, wer in diesem Falle, sie oder die Nationalversammlung, Recht oder Unrecht hat.

Was Sie betrifft, lieber Marquis, so begreife ich wohl Ihre Politik, wegen der Lebensmittel nicht verantwortlich sein zu wollen; in der That sind Sie es aber so sehr, daß ich nicht begreife, wie Sie die Anerbietungen aus England, die ich Ihnen gebracht, haben vernachlässigen können.

Herr von Boinville, wovon in diesem Briefe die Rede ist, war ein Adjutant Lafayette's, den er dem Herzoge von Orleans im Oktober 1789 nach London nachgeschickt hatte, um auf dessen und der Emigrirten Schritte Acht zu geben. In den Memoiren des Herrn von Lafayette findet man, Band II, Seite 429, die Abschrift der Instruktionen, die er diesem Boinville bei dessen Abreise nach London mitgab, und worin ebenfalls von Getreide, das man aus England kommen lassen wollte, die Rede ist.

Mirabeau, dessen Unterhandlungen mit Necker zu nichts geführt hatten, kündigt an, daß er ihn am folgenden Tage in der Versammlung angreifen werde. Wirklich warf er in der Sitzung vom 20. Okt. den Ministern vor, daß sie die Dekrete der Versammlung den Provinzen nicht hatten zugehen lassen, und fügte hinzu: „Ich begehre, daß die Versammlung, in Betracht besonderer Umstände, die ich nicht für rathsam halte, näher auseinanderzusetzen, eine Kommission ernenne, um

über die Lebensmittel, und namentlich die der Hauptstadt, Erkundigungen einzuziehen.“ Dieser Antrag hatte keine weiteren Folgen.

Der Marquis von Lafayette an den Grafen von Mirabeau.

Montag, 19. Oktober 1789.

Es ist mir schwer, Ihnen gut und umständlich über einen Brief zu schreiben, den ich nicht kenne, und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich das Wenige, das ich davon weiß, mißbillige. Da wir aber zusammen speisen, so werde ich mit Ihnen davon plaudern, und ohne gerade das Opfer einer Antwort zu begehren, die Sie sich selbst schuldig sind, werde ich Sie bitten, einen Plan, den wir der öffentlichen Sache schuldig sind, nicht aufzugeben. Herr Doumerc ging von mir weg, als Ihr Brief kam. Ueber Duroveray's Brief werde ich mit Ihnen sprechen. — Glauben Sie nicht, daß ich irgend einer Verantwortlichkeit ausweiche: und da Unehre in meine Berechnungen nicht paßt, so kenne ich keine andere Alternative als: die Revolution oder mein Kopf. Auf's Vergnügen, Sie bei Tische zu sehen.

Graf von Mirabeau an den Grafen von der Mark.

Montag, 19. Oktober 1789.

Gestern ließ man mir allerlei versöhnliche Anträge machen, und da man Anfangs eine Zurückhaltung beobachten wollte, der ich nur Stolz entgegensetzte, gestand man endlich, ich sei unentbehrlich und man gebe sich mir blindlings hin. Ich machte mich über den Diktator [1]) lustig, dem Montmorin, im Augenblicke, wo ich Ihnen schreibe, seinen jämmerlichen Brief, den ich kenne,

---

[1]) Lafayette.

noch nicht gezeigt hat. Ich schlug für sein schlechtes Dekret eine weniger schlechte Redaktion als die seinige vor, und schicke diesen Morgen eine sehr hochfahrende Kritik desselben, die ich Ihnen bei unserer ersten Zusammenkunft, das heißt so bald als möglich, zeigen werde. Von der andern Seite wird man heute mit Ihnen sprechen. Ich habe gerade heraus erklärt, man werde Sie von Allem unterrichtet finden, weil ich Ihnen Alles sage. Sie werden keinen andern Vermittler als Pataud selbst haben. Vale et me ama.

Talon an den Grafen von der Mark.

Dienstag, 20. Oktober 1789.

Ich schätze mich glücklich, mein Herr, eine Gelegenheit zu haben, Ihnen mein gänzliches Vertrauen und meine Ergebenheit für die Zusammenkunft, die wir bei Ihnen hatten, zu beweisen. Es ist ein wahrer Genuß für mich, sie von Seite des Grafen von Mirabeau für eben so aufrichtig zu halten, als sie es von meiner Seite war. Was Sie betrifft, Herr Graf, Ihre Rechtlichkeit erlaubt mir nicht einmal eine Bemerkung über diesen Punkt.

Kaum hatte ich Sie verlassen, so haben zwei Personen mich bei Seite gezogen, die ich Ihnen nicht zu nennen brauche; Sie errathen sie. Man hat mich in ein großes Geheimniß eingeweiht. Bereiten Sie sich auf einiges Staunen vor.

Wir haben, sagte man zu mir, unsere Gänge und Projekte geändert. Wir denken nicht an das Ministerium für uns. Keines unserer Mitglieder wird hineintreten, nicht einmal Mirabeau. Wir sind unserer Sache sicher. Ueberdieß wird ein Ministerwechsel eintreten, und obgleich man uns beseitigt glaubt, so werden doch wir es sein, die das neue zusammensetzen. Wir

sind beauftragt, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Der Großsiegelbewahrer wird hinausgewiesen werden; wollen Sie annehmen? Sie sollen ihn ersetzen. — Ich habe einen so seltsamen Vorschlag als Scherz behandeln wollen. — Wir sprechen im Ernst, hat man mir geantwortet, und was man Ihnen vorschlägt, ist das Resultat einer diesen Morgen bei Herrn von Latour-du-Pin gehaltenen Konferenz. Bis morgen Abend acht Uhr gibt man Ihnen Zeit zur Ueberlegung, und erwartet Sie an dem und dem Orte, um Ihre Antwort zu erhalten.

Ich habe, glaube ich, nicht nöthig, Ihnen das Lächerliche eines solchen Vorschlags begreiflich zu machen, — mein Alter — kaum einen wichtigen Posten erhalten. Ich brauche Sie auch nicht zu versichern, daß ich unfähig bin, einen Freund [1]), denjenigen, dem ich Dank und Anhänglichkeit schuldig bin, zu berauben. Gerne nehme ich an, daß Sie von Allem, was ich hierüber denke, überzeugt sind; nichts desto weniger unterzeichne ich meinen Brief. Ich bitte Sie, ihn zu bewahren. Ich glaube dieses der Freimüthigkeit, die unsern Bund geknüpft hat, schuldig zu sein.

Ein Zweifel bleibt mir: soll ich, um den Ausgang ihrer Entwürfe zu erfahren, mich stellen, als ginge ich auf den Vorschlag ein? Soll ich durch ein sehr entschiedenes Ablehnen jede Art von Verbindung abbrechen? — Sie werden in der Versammlung mit Mirabeau, der gegenwärtig bei Lafayette ist, hierüber sprechen, und mir meine Antwort angeben. Schicken Sie sie in meine Wohnung; man wird mich zu finden wissen.

Lafayette wird Sie Punkt fünf Uhr erwarten. Es scheint,

---

[1]) Herr von Cicé, der Erzbischof von Bordeaux, damals Großsiegelbewahrer. Wie vertraut Talon's Verhältniß zu ihm war, geht weiter unten aus einigen Briefen des ersteren hervor. St.

man hat sogar Projekte gegen ihn. Der General muß also, nach demjenigen, was man mir gezeigt hat, sich mit Leuten vereinigen, die fähig sind, ihn zu unterstützen.

Für's Leben ganz der Ihrige. Talon.

Am Vorabende des Tages, an dem dieses Billet geschrieben wurde, hatte Talon sich zum ersten Male mit dem Grafen von Mirabeau bei dem Grafen von der Mark zusammengefunden. — Die zwei Personen, die ihn bei Seite gezogen haben, sind uns unbekannt.

Graf von Mirabeau an den Grafen von der Mark.

Dienstag, 20. Oktober 1789.

Vor sieben Uhr, lieber Graf, denn um diese Stunde muß ich bei Lafayette sein, und um acht Uhr hat mich der Kardinal von Rohan, ich weiß nicht weßhalb, um eine Unterredung gebeten. Ja, bei Gott, ich weiß, daß Sie durchaus aufrichtig sind; aber ich halte Sie für sehr einfältig, wenn Sie sie nicht leiten.

Graf von der Mark an den Grafen von Mirabeau.

Mittwoch Morgen, 21. Oktober 1789.

Sagen Sie, ich bitte Sie, dem Pellenc, er möge ohne Aufschub beendigen, was er mir versprochen hat; ich werde ihn dann morgen früh erwarten. — Ich war gestern zwei Mal bei Ihnen ohne Sie zu finden. Waren Sie mit Lafayette zufrieden? — Ich setze voraus, der Kardinal Rohan habe mit Ihnen über die Angelegenheiten im Elsaß, und die geistlichen Güter und Kapitel dieser Provinz sprechen wollen; mit einem Manne aber, der so tief im Schlamme sitzt, dürfen Sie nicht viel Umgang haben .....

Es verlangt mich sehr, Sie für lange Zeit frei von unter-

geordneten Verlegenheiten zu sehen; das Uebrige folgt dann unfehlbar nach. Vale.

Es sind Pflanzer da, die Ihnen ein Essen anzubieten und die Grobheiten des Cocherel wieder gut zu machen wünschen.

Graf von Mirabeau an den Grafen von der Mark.

Mittwoch, 21. Oktober 1789.

Die sehr starke und von meiner Seite sogar sehr lebhafte Explikation gestern Abend in seiner Kutsche bei der Generalkontrolle, weil er [1]) unsere verabredete Zusammenkunft aufgeschoben hatte, ist sehr gut aufgenommen worden. Er hat sich entschieden geweigert, seine Worte zurückzunehmen, hat sich auf Sie berufen, daß in seiner Unterredung kein unverbindliches Wort über mich vorgekommen sei, und hat alles Uebrige auf Rechnung seines elenden Charakters geschoben. Uebrigens hat es mir geschienen, daß wir gewiß ein Unterpfand davontragen würden, und zwar sogleich; denn man hat mir sehr zugeredet, es anzunehmen. Ich habe mit allem erforderlichen Stolze Alles, was sich auf Geld bezog, verworfen. Unter uns indessen gestehe ich Ihnen, daß das der kritische Punkt meiner Angelegenheit ist. Die Klemme ist grausam, ich werde erdrückt von untergeordneten Verlegenheiten, die zusammen einen nicht unbedeutenden Widerstand bilden. Sind einmal meine Geschäfte im Reinen, so bin ich der unabhängigste der Sterblichen und werde nur der Mann der Natur sein wollen, ein Entschluß, den ich jede Minute mit Freuden fassen würde. In meinen gesellschaftlichen Beziehungen bin ich sehr eingeengt, weil ich meine eigenen Geschäfte nicht besorgen, und so lange ich ehrgeizige Entwürfe nähre, die Leute,

---

[1]) Lafayette; auf ihn bezieht sich der ganze Brief.

die für mich arbeiten, nicht entlassen kann. Eine große Aushülfe kann ich nicht annehmen ohne eine Stelle, die mich dazu berechtigt; eine kleine würde mich ohne Nutzen kompromittiren; da liegt der Knoten; da ist mir Ihre Weisheit um so nöthiger, als sie mehr von dieser Welt ist als die meinige.

Ich weiß, warum der Bischof von Autun da war; es ist nichts als Intrigue. Er hat mir Alles gesagt, ausgenommen die Unterhandlung mit Semonville. Suchen Sie von diesem die eigentliche Wirkung der gestrigen Unterredung zu erfahren, treiben Sie ihn an, und benachrichtigen Sie mich, damit ich weiß, woran ich bin. — Wann finden wir uns wieder? —

Graf von der Mark an den Grafen von Mirabeau.

Mittwoch, 21. Oktober 1789, drei Uhr.

Ich habe Sie vergebens in der Versammlung gesucht. Diesen Morgen sah ich Semonville, der von Lafayette herkam. Ich fühle die Verlegenheit Ihrer Stellung; zwischen dem Uebelstande, anzunehmen, und dem, nicht anzunehmen, muß es indessen Mittelwege geben; es handelt sich davon, auf diese zu denken. Für das Laufende verfügen Sie unterdessen über mich; ich habe immer dreihundert Louisd'or zu Ihren Diensten, um Sie unabhängig zu erhalten. Uebrigens habe ich Ihnen einen Vorschlag zu machen, der Ihre Unabhängigkeit begründen und Sie so stark machen soll, als Sie sein müssen.

Bei Lafayette wirkte diesen Morgen Ihre Unterredung noch nach, bald aber fiel er wieder zurück. Semonville ist ganz für Sie, und Sie begreifen warum. Er erwartet viel von Lafayette, und dieser Patron wird nichts vermögen, wenn Sie nicht in der Lage sind, diese unbegreifliche Existenz sicher zu stellen.

Ich soll Semonville diesen Abend wiedersehen, vorher aber muß ich mit Ihnen gesprochen haben. — Verfügen Sie über mich; Sie verbinden mich dadurch.

Bis sechs Uhr können Sie mir zu Hause sagen lassen, was Sie bis neun Uhr thun werden. Wo Sie auch sein mögen, ich kann Sie holen gehen. — Lassen Sie mir bis dahin nichts sagen, so gehe ich um halb sieben zu Ihnen, und hernach um acht Uhr, wenn ich Sie das erste Mal nicht gefunden habe.

Graf von Mirabeau an den Grafen von der Mark.

Donnerstag, 22. Oktober 1789.

Wir gingen gestern so spät aus der Versammlung wegen des verwünschten Dekrets von Rouen, daß ich noch nicht vom Essen zurück war, als Sie bei mir vorgingen, und übel ist's mir bekommen, denn ich hinke ohne Stütze, wenn ich Sie vier und zwanzig Stunden lang nicht gesehen habe. Gestern sah ich Lafayette spät; er war offen, sprach von dem Gehalte und von der Stelle — die Stelle in Konstantinopel bestimmt und ausgeschlagen. Man zieht das geschriebene Versprechen der ersten großen Gesandtschaft vor, — geschrieben an ihn oder an den Betheiligten? Das ist die Schwierigkeit. Mir wäre es lieber an den Betheiligten, wie Sie sich wohl denken können. Ein Theil des Gehalts wird morgen übergeben. Er ist wegen des Herzogs von Orleans unruhig, der zurückkommen will oder nicht will; von dem er aber glaubt, daß er zurückkommen wolle. Sehen Sie, lieber Graf, mir ist daran gelegen, ihm Neuigkeiten, Anekdoten, zu bringen; darauf legt er einen größeren Werth als auf einen guten Rath! — Ist etwas Wahres an Ihren Erfolgen in Brabant? — Sind Sie über Ihre Familie beruhigt? — Werde ich Sie sehen? — Wo, wann? — Verlieren Sie

eine gewisse Konferenz nicht aus den Augen? — Leben Sie wohl, lieber Graf.

Graf von der Mark an den Grafen von Mirabeau.

Donnerstag, 22. Oktober 1789, drei Uhr.

Es ist mir nicht möglich gewesen, diesen Morgen in die Versammlung zu gehen. Ich wurde durch verschiedene Geschäfte zurückgehalten; nun lassen Sie uns von den Ihrigen sprechen. Ich weiß, daß der Großsiegelbewahrer merkt, er habe Sie, seit er Ihnen den Weg, den Sie zurückgelegt, erleichtert hat, mehrere Tage nicht gesehen. Kündigten die Zeichen nicht Ereignisse an, die Alles umwerfen können, so würde ich mit Befriedigung den Augenblick abwarten, wo Sie sicher sind, in's Ministerium zu treten. Hielte ich auf der andern Seite nicht dafür, daß Ihr jetziger Eintritt Sie für die Ereignisse, die über uns kommen werden, verantwortlich machte, so würde ich mich über die geringste Verzögerung beklagen. Noch einmal, wagen Sie nicht zu viel; Sie müssen ohne Wagniß zum Ziele kommen.

Was die Details betrifft, von denen ich mit Ihnen gesprochen habe, so sehe ich voraus, daß diese auf keine Schwierigkeit stoßen werden. Sie brauchen mir nur anzugeben, was sich für Ihre Stellung schicken kann; es wird geschehen, und ohne Sie zu kompromittiren. Diesen Abend gehe ich bei Ihnen vor, bin aber nicht sicher, Sie zu finden; um uns also zu treffen, kann ich Sie morgen früh abholen und nach der Versammlung führen. Halten Sie sich frei, um übermorgen bei mir mit Semonville und Talon zu speisen. Lafayette hat mich merken lassen, daß er Ersterem so viel Vertrauen schenkt, als er dessen auf einmal gewährt. Vale et me ama.

Vielleicht gehe ich diesen Abend gegen eilf Uhr zum Großsiegelbewahrer.

Graf von Mirabeau an den Grafen von der Mark.

Donnerstag, 22. Oktober 1789.

Wie wollen Sie, daß ich den Großsiegelbewahrer sehe? Ich führe ein Pferdeleben. Lafayette nimmt mir die Hälfte meiner Nächte. Ich muß arbeiten (morgen werde ich, beiläufig gesagt, einen schönen Tag haben). Meine Korrespondenz ist unermeßlich, und Jedermann nothzüchtigt mich. Bringen Sie mich indessen wieder mit dem Großsiegelbewahrer auf den Fuß, auf dem ich mit ihm war und zu sein wünsche: erhalten Sie ihn in der Ueberzeugung von meiner Treue.

Die öffentliche Sache ist ganz verloren, wenn sie sich nicht entscheiden. Ich habe endlich den Beweis davon, und fodere Jeden heraus, ihn zu widerlegen.

Scheinen tausend Louisd'or Ihnen unbescheiden, so begehren Sie sie nicht. Das wäre aber mein dringendes Bedürfniß. Ich mag weder habsüchtig, noch einfältig sein. Ich behalte drei Männer ersten Ranges bei mir, von denen zwei, wenn ich sie nicht festhielte, schon nach England zurückgekehrt wären. Nun bringe ich mich aber ohne allen Nutzen in Verlegenheit, wenn ich sie für nichts hier halte; besonders da ich mein eigenes Vermögen nicht genieße und nicht genießen kann. Soll ich eine Stelle erhalten, so sind diese Leute goldene Männer, und man kann es sich nicht genug sagen, daß eine Regierung nie anders als durch die Untergeordneten ihren rechten Gang gehen kann.

Sie müssen begreifen, daß die Niederlande u. s. w. in die Kombination unseres Mannes einbegriffen sind; ich bin und bleibe also zu Ihren Diensten.

Morgen erwarte ich Sie, um zur Versammlung zu gehen; kommen Sie aber etwas frühe. Treffen Sie mich heute Abend noch, so ist mir das eine gute Vorbedeutung. Uebermorgen gehöre ich zu den Ihrigen und bin für immer der Ihrige. Vale et me ama.

In diesen beiden Billeten findet man Spuren der Unterhandlung, die zwischen Mirabeau und Lafayette unter Vermittlung des Grafen von der Mark fortdauerte.

Marquis von Lafayette an den Grafen von Mirabeau.

Donnerstag, 22. Oktober 1789.

Ich erwarte Sie um neun Uhr, und werde mit Ihnen über Vieles plaudern. Ich habe es sehr bedauert, daß ich gestern, als Sie kamen, nicht zu Hause war. In demjenigen, was Sie mir schicken, ist eine seltene Vereinigung von Dummheiten und Abscheulichkeiten.

Talon an den Grafen von der Mark.

Donnerstag, 22. Oktober 1789.

Ich habe mich gestern mit der Sache, wovon wir gesprochen haben, nicht beschäftigen können. Für diesen Morgen werde ich Alles vorbereiten, um die Stellung des Mannes, für den wir uns interessiren [1]), in nichts zu gefährden.

Mein Tag ist mit den Geschäften unserer Aufsicht ausgefüllt gewesen; Sie wissen, man hat den Mann verhaftet, der den Bäcker gehenkt hat [2]). Diese Nacht wurde er verurtheilt und wird die-

---

1) Mirabeau.

2) Den Mörder des Bäckers François.

ten Morgen unter großen Zurüstungen hingerichtet. Das ist endlich ein Beispiel. Wir spüren dem Nationalgardisten nach, der dem Bäcker den Kopf abschnitt.

Ich glaube, wir müßten uns zu Vieren mit Semonville und Mirabeau vereinigen, um zu überlegen, wie wir zum Abschluß kommen.

Ganz der Ihrige für's Leben.

Am 21. Oktober 1789 wurde der Bäcker François, der in der Nähe des Lokals der Versammlung wohnte, und für diese selbst das Brod lieferte, aus seinem Laden vom Pöbel herausgerissen und vor die Polizei geschleppt, weil er nicht alles Brod, das er gebacken, dem Volke verkaufen wolle. Er hatte nämlich Brod für die Versammlung bei Seite gelegt. Die Richter wünschten den unschuldigen Mann zu retten. Der Pöbel aber entriß ihn ihren Händen, und knüpfte ihn an einer Laterne auf. St.

Graf von der Mark an den Grafen von Mirabeau.

Samstag, halb acht Uhr, 24. Oktober 1789.

Lafayette schämt sich, daß er von dem Schritte der Minister nicht benachrichtigt worden, das heißt, er ist nahe daran, aufgebracht zu sein; es fehlt ihm nur der Entschluß.

Können Sie ein Mittel finden, darauf aufmerksam zu machen, daß Necker mit der Munizipalität und dem Generalkommandanten von Paris wegen der Lebensmittel in keinem Briefwechsel gestanden, so ist Lafayette bereit, Sie zu unterstützen, und es selbst vor der Versammlung zu erklären.

Das ist jetzt seine Stimmung; überlegen Sie, ob sie Ihnen nützlich sein kann. Uebrigens ist er ganz der Ihre, und wäre es auf eine wirksame Weise, wenn er es verstände, ich sage nicht, entschieden zu sein, aber bei der Entschiedenheit zu beharren,

worin man ihn läßt, so oft man, wie ich, mit ihm von Ihnen gesprochen hat.

Ich wollte Sie zum Voraus davon benachrichtigen, wie Sie Lafayette finden würden, damit Sie vorbereitet wären und schneller in Ihrer Konferenz mit ihm vorwärts könnten.

Ich wiederhole es Ihnen nochmals: es gibt Stürme, gegen welche die Kunst des größten Steuermanns nichts vermag. Diese Bemerkung eignet sich für mich; die Entscheidung aber gehört Ihnen an, und ich habe nur noch hinzuzufügen, daß ich für's Leben ganz der Ihrige bin.

Graf von Mirabeau an den Grafen von der Mark.

Samstag, 24. Oktober 1789.

Ich habe über die Stellung gut nachgedacht, mein lieber Graf, und will Ihnen nun, wann Sie wollen, beweisen, daß sie sehr gut ist, wenn ich nur keine untergeordneten Plagen habe und man für Montag Wort hält. Der Plan meines Feldzugs ist fertig und für alle Voraussetzungen. Denken Sie daran, mir Montesquiou durch den Abbé zu erhalten! Denken Sie daran, durch Semonville und durch Sie selbst Lafayette zu zeigen, daß man seinen Pagen peitscht. Denken Sie ...... an Alles, was Sie besser wissen als ich; aber, bei Gott, halten Sie mich nicht für geschlagen, denn ich bin es nicht und werde es nicht sein, wenn nur ...... Ich weiß nicht, ob ich heute mit Ihnen speisen werde. Vale et me ama.

Graf von Mirabeau an den Grafen von der Mark.

Sonntag, 25. Oktober 1789.

Gestern um Mitternacht brachte mir ein Reiter dieses Billet: „Ich hatte Maubourg beauftragt, Ihnen eine Zusammen-

kunft für diesen Abend vorzuschlagen. Er hat Sie nicht gefunden. Wünschen Sie, daß es für morgen zehn Uhr sei? —"

Es verdrießt mich, ihn vor Ihnen wiederzusehen, denn Sie hätten aus meinem gerechten Mißvergnügen mehr Vortheil gezogen als ich. Was Noth thut, mein Freund, ist das Zehrgeld und die Aenderung der Wohnung. Sie begreifen, daß man für gewisse Sachen nicht nöthig haben muß, an irgend einer Thüre anzuklopfen.

Meine Ideen sind aufgehellt, und ich halte meine Schachpartie. Speist nicht morgen der Herzog von Liancourt bei Ihnen? Diese Unterredung müssen wir zum Voraus absprechen, damit sie, ohne uns weiter zu führen, als wir wollen, den Schein der Offenheit habe. Kann man dem Willen des Mannes Gewalt anthun, oder ihm ein Geheimniß entlocken, so steht Ihrem Gange in der That nichts Schwieriges mehr entgegen.

Das in vorstehendem Brief eingeschaltete Billet ist von Lafayette an Mirabeau. Folgende an eine nicht genannte Person gerichtete Briefstelle aus den Memoiren Lafayette's dient zur Erläuterung des letzten Paragraphs von Mirabeau's Briefe:

„Die Bemerkung Liancourt's wundert mich nicht; seit einigen Tagen bespricht er sich mit dem Bischof von Autun und Mirabeau, um das Ministerium zu ändern, worin sie Saint-Priest und den Erzbischof von Bordeaux beibehalten würden. Mirabeau verzichtet für sich darauf, wenn es nur unter seinem Einflusse steht; und ist einmal Necker zum Wanken gebracht, so wird man mir diesen Plan vorlegen und in mich dringen, die Hand dazu zu bieten. Ich vermuthe, daß man vor Ihnen davon gesprochen hat, um meine Gesinnung auszuforschen. Da ich übrigens mit keiner Partei der Versammlung in vertrautem Verkehr stehe, so muß ich jeden Einfluß auf sie verlieren. (Mémoires du général Lafayette, II. 432.)

Talon an den Grafen von der Mark.

Sonntag, 25. Oktober 1789.

Ich hatte es vorhergesehen; der Großsiegelbewahrer fuhr aus, als ich ankam; der König hatte nach ihm geschickt. Ich entschloß mich schnell, setzte ihm in einem Briefe von drei Seiten auseinander, was wir verabredet haben, und ließ ihn ihm beim Könige zustellen, mit der Bitte, ihn diesem mitzutheilen, und mir diesen Abend sagen zu lassen, um welche Stunde wir ihn morgen frühe sehen könnten. Ich habe gedacht, dieses Verfahren würde Mirabeau mehr Vertrauen einflößen und dem Prälaten [1]) die Aufrichtigkeit, womit Sie zu Werke gehen wollen, beweisen. Erhalte ich diesen Abend keine Antwort, so bleibt es bis zu Ihrer Rückkehr von Versailles, und Sie können immer dem berühmten Grafen sagen, daß mein Brief Alles auseinandersetzt: Angabe dessen, was man gerne von Ihnen selbst geschrieben sähe, und Antwort und Forderung des Grafen; Versprechen, ihm zu geben, wofür Sie bürgen werden. Ich wiederhole, daß ich ihn gebeten habe, meinen Brief dem Könige mitzutheilen.

Genehmigen Sie Vertrauen, Ergebenheit, Freundschaft, drei Gefühle, die Sie vereinigt einzuflößen wissen.

Graf von der Mark an den Grafen von Mirabeau.

Sonntag, 25. Oktober 1789.

Ich bin über den gestrigen Nichterfolg nicht erschrocken, und habe gleich gedacht, es würde hinreichen, jede untergeordnete Verlegenheit zu entfernen, damit Sie den freien Gebrauch Ihrer Kräfte hätten; sie sind groß.

---

[1]) Dem Großsiegelbewahrer Erzbischof von Bordeaux, Herrn von Cicé.

Kommen Sie morgen nicht mit Lafayette in's Reine, so biete ich Ihnen an, was ich kann.

Abbé Montesquiou und Semonville speisen bei mir. Es ist mir viel daran gelegen, daß Sie sie sehen; suchen Sie also zu kommen. Von meinem besondern Wunsche spreche ich Ihnen nicht; er ist Ihnen bekannt und wird nie ändern.

Ich werde, so gut ich kann, an die Gegenstände denken, die Sie mir anempfehlen.

Graf von Mirabeau an den Grafen von der Mark.

Montag, 26. Oktober 1789.

Man hat mir vorgeschlagen, mich noch heute zur Gesandtschaft von Holland oder England zu ernennen, und zwar Alles, um nicht hinzugehen, sondern um mich zu dekoriren und mich der höchsten Ehre würdig und fähig zu machen, eine schriftliche Versicherung des Königs, daß ich im Monat Mai Minister sein soll, in meiner Tasche zu haben. Montmorin hat dem Lafayette diesen pompösen Vorschlag überbracht. Lafayette spricht erst diesen Morgen mit der Königin, aber, die Wahrheit zu gestehen, er schien mir weniger entschieden als je, und ganz unter der Fatalität seiner Unschlüssigkeit zu erliegen. Was mich betrifft, ich betrete den Kampfplatz wieder, fest entschlossen, keine Linie Boden zu verlieren, was für sie selbst von Wichtigkeit ist, wenn es wahr ist, daß sie mich für nothwendig halten; und überzeugt, daß Alles spätestens am Ende des künftigen Monats zusammenstürzen wird.

Vale et me ama; bis diesen Morgen.

Antwort des Grafen von der Mark.

Montag, 26. Oktober 1789.

Das wäre anzunehmen, wenn nicht, wie Sie mit starken Gründen voraussetzen, Alles vor Ende künftigen Monats zusammenstürzen müßte. Jetzt glaube ich, es wäre gut, wenn ich Lafayette sähe. Nach demjenigen zu urtheilen, was er durch die Personen, die ihn umgeben würden, zu thun vermöchte, ist es gut, daß ich ihm eine Dosis Entschlossenheit bringe. Unterdessen werden Sie einen Theil des Bodens, den jene verlieren, gewinnen.

Leben Sie wohl; ich bin Eurer Excellenz treuester Freund.

Man sagt, man bewahre die spanische Gesandtschaft, von welcher man La Vauguyon zurückruft, für St. Priest auf.

Talon an den Grafen von der Mark.

Montag, 26. Oktober 1789.

Ich habe so eben an den Großsiegelbewahrer geschrieben; er wird uns empfangen, wann wir wollen. Ich wünsche indessen mit Mirabeau zu sprechen, ehe ich zum Prälaten gehe. Wir müssen einer des andern sicher sein und uns freimüthig gegeneinander aussprechen. Ich werde bei Ihnen sein, sobald Sie es mir sagen lassen; ich gehe erst um halb sieben aus, und warte, bis Sie um mich schicken.

Ich wünsche von Herzen, daß Mirabeau aufrichtig sei. Es wird vielleicht das erste Mal in seinem Leben sein, aber Alles hat einen Anfang. Zudem wird er wohl daran thun, denn wir sind nicht so schwach, als er denkt.

Graf von der Mark an den Grafen von Mirabeau.

Montag, 26. Oktober 1789.

Lafayette wird Ihnen 50,000 Franken geben und den Entwurf eines Briefes des Königs zeigen. Nehmen Sie das Alles an. Wir werden nicht verlegen sein, das als eine Entschädigung dafür gelten zu lassen, daß Sie in diesem Augenblicke nicht in's Ministerium treten können: Ihre Feinde werden Sie um so mehr berücksichtigen; Ihre Geschäfte werden Ihnen keine untergeordneten Verlegenheiten mehr lassen; Sie werden dann ganz, was Sie werth sind, das heißt Allen überlegen sein.

Ich muß diesen Abend den Großsiegelbewahrer sehen, und habe dann eine Antwort an Monsieur überbringen zu lassen. Wenn wir nicht zusammen speisen können, um wieviel Uhr muß ich dann zu Ihnen kommen? — Ich wünschte die Sache, die Pellenc übernommen hat, bald zu haben.

Graf von Mirabeau an den Grafen von der Mark.

Mittwoch, 28. Oktober 1789.

Durch welche Fatalität haben wir uns heute nicht getroffen? Ich mußte in den Ausschuß La Rochefoucauld gehen, weil ich gestern Lafayette nicht gefunden hatte. Ich war schon sehr verspätet als Sie zu mir schickten. Ich habe den Mann sorgenvoll, mißmuthig, muthlos gefunden. Die Dummheit in Beziehung auf Rouen ist wider seinen Willen gemacht worden. Man ist ihm in Allem zuwider, namentlich in dem was sich auf Ihr Land bezieht, und sogar das Thierchen Montmorin behandelt ihn wie einen Untergebenen. Kaum hat er mich oberflächlich berührt. Ich sprach ihm von dem Briefe. Diesen Morgen schickte er mir einen lächerlichen, unmotivirten Betrag, der nicht einmal

hinreicht, mich gegen Sie frei zu machen. Wozu nutzt das? Nicht einmal meine Wohnung zu wechseln, was doch schlechterdings nöthig und streng anständig ist..., Welch ein Mensch, welch ein Loos! — Ich fürchte übrigens, es wird ihm sehr bald schlimm gehen. Mir scheint's, wir müssen ohne Säumen über frische Thatsachen, die ich über die Tuilerien erfahren, mit einander plaudern. Guten Morgen, lieber Graf.

Graf von der Mark an den Grafen von Mirabeau.

Donnerstag Morgen, 29. Oktober 1789.

An verschiedenen Orten habe ich gestern Abend von einem neuen Ministerium sprechen hören. Ist es noch möglich, daß man an Lacoste [1]) denke? Zwei Personen haben ihn genannt. Nehmen wir uns nicht in Acht, so könnten wir angeführt werden. Ich bedaure, Sie gestern Abend nicht gesehen zu haben; ich konnte nicht zugleich mit Ihnen von dem Erzbischofe von Aix weggehen; ich mußte ihn um seine Stimme für Einen bitten, der nach der Akademie schmachtet [2]).

Ich hoffe, Sie werden die 23,000 Franken zurückgeschickt haben; dann kommt in zwei Tagen die Reihe an die zweihundert Louisd'or. — Aber, lieber Graf, denken Sie viel mehr daran, sich wieder in eine unabhängige Stellung zu bringen, als für das Ministerium zu kämpfen. Eine solche Stellung kann nicht verfehlen, Sie demselben zuzuführen, und der Nichterfolg der andern Unternehmung würde Sie zu sehr zurücksetzen. Ich weiß wohl, Sie werden mir sagen, daß Sie sie in Verlegenheit bringen; nun gut! aber wenn Sie in noch größerer Verlegen-

---

[1]) Marquis de Lacoste, Mitglied der Nationalversammlun

[2]) Herr von Segur.

heit sind, was haben Sie dann gewonnen? — Wir müssen das noch einmal gründlich durchsprechen. — Ich bin nicht weit von der Versammlung; kommen Sie, wenn Sie können, bei mir vor, ehe Sie hingehen.

Guten Morgen, lieber Graf; man kann Ihnen nicht ergebener als ich, und nicht eifriger mit Ihren wahren Interessen beschäftigt sein.

Ist es wahr, daß Saint-Foix gestern in seinem Hause zu Neuilly verhaftet worden ist? Warum?

Note von der Hand des Grafen von Mirabeau.

Herr Necker, erster Minister, weil man ihn so unvermögend machen muß als er unfähig ist, und doch seine Popularität dem Könige erhalten muß.

Der Erzbischof von Bordeaux, Kanzler, der seine Redakteurs mit großer Vorsicht wählt.

Der Herzog von Liancourt für den Krieg, weil er Ehre, Festigkeit und persönliche Zuneigung zum Könige hat, was ihm Sicherheit geben wird.

Der Herzog von Larochefoucauld, das königliche Haus, die Stadt Paris (Thouret mit ihm).

Der Graf von der Mark für die Marine, weil er das Kriegsdepartement nicht haben kann, und Treue, Charakter und Thatkraft besitzt (La Prevalaye mit ihm).

Der Bischof von Autun, Finanzminister. Seine Motion über den Klerus hat ihm diese Stelle erworben, in welcher Keiner ihnen nützlicher sein würde (Laborde mit ihm).

Der Graf von Mirabeau im Rathe des Königs, ohne Departement. Die kleinen Scrupel gesellschaftlicher Rücksichten sind nicht mehr an der Zeit. Die Regierung muß laut verkün-

den, daß von nun an die guten Staatsgrundsätze, Charakter und Talent ihre Hauptstützen sind.

Target, Maire von Paris.

Lafayette im Rathe des Königs, Marschall von Frankreich, zeitweiliger Generalissimus zur Umbildung der Armee.

Montmorin, Gouverneur, Herzog und Pair; seine Schulden bezahlt.

Herr von Segur, aus Rußland, auswärtige Angelegenheiten.

Herr Mounier, Bibliothekar des Königs.

Herr Chapelier, königliche Gebäude.

Diese Note des Grafen von Mirabeau ist nothwendiger Weise aus der Zeit vor dem 7. November, weil darauf mehrere Glieder der Versammlung stehen.

Kleine Note

von der Hand des Grafen von Mirabeau, die sich offenbar auf das Projekt eines Ministeriums bezieht, das nach Mirabeau's Rath gemäß einer Uebereinkunft zwischen der Königin und Lafayette gebildet werden sollte.

Theil Lafayette's:

Justizminister: Der Herzog von Larochefoucauld.

Minister der auswärtigen Angelegenheiten: Der Bischof von Autun.

Finanzminister: Lambert { Haller. Clavieres.

Marineminister: . . . .

Theil der Königin:

Kriegsminister: Graf von der Mark.

Chef des Unterrichts- und öffentlichen Erziehungswesens: Abbé Sieyes.

Großsiegelbewahrer: ....

(Zu dieser Liste gilt dieselbe Bemerkung wie zu der vorigen.)

Der Marquis von Lafayette an den Grafen von Mirabeau.

Donnerstag, 29. Oktober 1789.

Wollten Sie sich wohl beeilen in die Versammlung zu gehen, damit man keine Dummheiten in's Protokoll schreibe? — Was würden Sie sagen, wenn Necker auszutreten drohte für den Fall wo Mirabeau einträte? Denken Sie daran. Ich werde Sie während der Versammlung einen Augenblick rufen lassen und Sie beim Hinausgehen in Ihrer Wohnung aufsuchen. Gegenseitiges Vertrauen und Freundschaft: das gebe ich und hoffe ich.

Talon an den Grafen von der Mark.

Donnerstag, 29. Oktober 1789.

Gestern Abend erhielt ich sehr spät ein Billet von Lafayette, der mich ersuchte meine Aufsicht fortzusetzen. Er scheint mir mit dem Genfer [1]) unzufrieden, denn er kündigt mir bestimmt an, daß sich das Rad morgen drehen wird. Er hat diese Nothwendigkeit aus einem kleinen Blatte ersehen, das ich ihm, als Ergebniß der Nacht, diesen Morgen zuschickte. Ich habe vorausgesetzt, das kurze, lebhafte Wort, das er mir um Mitternacht geschrieben, sei das Produkt seiner Konferenz mit Mirabeau. Diesen Morgen habe ich ihn und den Großsiegelbewahrer fühlen

---

[1]) Necker.

lassen, daß man endlich endigen, und dem einzigen Manne, der sie allein zu Herren des Gemaches machen kann, die Thüre öffnen muß [1]).

Ich werde Punkt fünf Uhr zu Ihnen kommen, und nehme Ihr liebenswürdiges Anerbieten mit vielem Vergnügen an. Auf meiner Seite sind meine Freundschaft und mein Vertrauen so wahr als meine Ergebenheit unbegränzt: Gefühle, die ich Ihnen für's Leben gewidmet habe.

Talon an den Grafen von der Mark.

Freitag, 30. Oktober 1789.

Waren Sie mit Lafayette zufrieden? Ich zweifle nicht daran. Semonville hat ihn dieser Tage gesehen, und ihm die Nothwendigkeit vorgestellt, endlich zu einem Entschlusse zu kommen. Semonville war bei einem gewissen Prälaten [2]), und hat dieselben Beobachtungen gemacht wie Sie. Wir sind gestern wegen des Aufsichtsamtes übereingekommen; da man sich aber sehen muß, so schlage ich Ihnen vor, und hoffe, Ihre Freundschaft werde mir nicht versagen, Sonntag bei mir zu speisen. Wir wollen mit Mirabeau und Semonville ein Quartett bilden. Ich werde ganz bestimmt erfahren, welches die letzten Absichten Vater Neckers sind.

Wollen Sie es übernehmen unsern Grafen zu benachrichtigen? Ich halte es für sehr wichtig, daß wir miteinander plaudern und unsere Ideen bestimmen können.

Ganz der Ihrige für's Leben.

---

[1]) Dem Grafen von Mirabeau, der sie zu Herren des Ministeriums machen kann.

[2]) Dem Großsiegelbewahrer, Erzbischof von Bordeaux.

Graf von Mirabeau an den Grafen von der Mark.

Dienstag Abend, 3. November 1789.

Es ist bewiesen, lieber Graf, daß Lepelletier angeleitet, belehrt, besoldet u. s. w. worden ist und zwar von dem Großsiegelbewahrer, der durch diese Geschichte sehr kompromittirt wird. (Dieser Lepelletier ist der Verfasser des Domine salvum.[1]) Schließen Sie daraus auf das Vertrauen, das ich zu diesem Meister Gonin[2]) haben kann. Gehen Sie zu Lafayette, ich bitte Sie darum. Sagen Sie ihm, Sie begriffen meine Gutmüthigkeit nicht; er habe mich entwaffnet, und mir kein einziges Unterpfand gegeben; Sie besorgten, die Treulosigkeit der Andern werde ihn kompromittiren u. s. w. u. s. w. Ich versichere Sie, dieser Schritt wird mir sehr wohlthun, wäre es auch nur, um zu entdecken, was dieser Mann in seiner Seele hat.

Graf von der Mark an den Grafen von Mirabeau.

Mittwoch, 4. November 1789.

Ich komme von Lafayette. Es ist eilf Uhr und seit neun Uhr war ich bei ihm. Sie begreifen, daß ich Zeit nöthig habe, um Ihnen Alles, was gesagt worden, mitzutheilen. Eine Unterredung in dem Zimmer hier zur Seite wäre zu lang und

---

[1]) Mirabeau meint den royalistischen Schriftsteller Peltier, der ihn und den Herzog von Orleans in dem Pamphlet Domine salvum fac Regem beschuldigt hatte, den Aufstand vom 5. Oktober angezettelt zu haben. St.

[2]) Maitre Gonin, ein zu seiner Zeit berühmter Schwarzkünstler, der mit seinen angeblichen Zauberkünsten den Hof Königs Franz I. unterhielt. St.

vielleicht zu auffallend [1]). Ich werde zu Hause speisen, wenn Sie hinkommen wollen; wir werden ganz unter uns sein. Lafayette wird Sie diesen Abend um neun Uhr sehen, und hat mich gebeten, morgen frühe um acht Uhr bei ihm zu sein.

Ich erwarte Ihre Antwort, denn ich möchte auf Nachrichten von den Niederlanden ausgehen.

Talon an den Grafen von der Mark.

Donnerstag, 5. November 1789.

Ich komme so eben nach Hause, und bedaure sehr, Sie verfehlt zu haben. Ich gehe zu Lafayette; wir wollen das Unmögliche thun, ihn zu einem Entschlusse zu bringen. Die Projekte sind gegen Mirabeau und gegen ihn gerichtet. Ich habe ein Billet von Mirabeau erhalten, der mich bittet, ihm Jemand zu schicken, dessen Namen er so schlecht geschrieben hat, daß ich ihn zu errathen suchen mußte. Ich glaube es ist Herr Doumerc. Ich kenne ihn nicht, habe aber dem königlichen Prokurator geschrieben, um ihn zu bitten, zu ihm zu schicken, und ihm sagen zu lassen, er solle morgen recht frühe zum Grafen gehen.

Ganz der Ihrige für's Leben.

Man zettelt, ich wiederhole es Ihnen, eine furchtbare Kabale gegen Mirabeau in der Versammlung an.

Graf von Mirabeau an den Grafen von der Mark.

Donnerstag, 5. November 1789.

Sie haben den Mann gesehen wie er ist, gleich unfähig sein Wort zu brechen und es ad tempus zu halten, dabei unver-

---

[1]) Dieses Billet wurde in der Versammlung geschrieben.

mögend, wenn nicht etwa eine Explosion ausbricht, wo er Alles können und bis zu einem gewissen Grade Alles wollen würde. Erst sprach er wenig. Dann, als ich ihm bewies, daß ich wenigstens so viel wußte als er, eilte er, mir Alles zu sagen. — Sehr nett und selbst delikat über die Bedürfnisse und die Nothwendigkeit, Aufsehen zu vermeiden. Insofern habe ich eingewilligt. — Alles in dieser Hinsicht angeboten und leicht und unbeschränkt. — Man will schriftlich eine Gesandtschaft versprechen lassen. — Merken Sie sich wohl: nein, nein, nein; es heißt geben und ablehnen, davon weiche ich nicht ab. Die Bombe meiner Feinde soll Montag platzen, suchen Sie also für Montag etwas zu beendigen. Sagen Sie ihm, daß Sie in diesem Punkte sehr zudringlich sind, weil Sie wissen, daß ich immer weiter zurückgedrängt werde und mir nicht mehr zu helfen weiß. Sagen Sie ihm, er solle Necker auffodern, mir zu antworten, sonst werde ich meine nicht widerlegten Aufstellungen unter die Augen des Königs legen. Gibt übrigens die Kasse Montag keinen Thaler und sind diese Herren morgen genöthigt, das Recht, sich unter uns zu setzen, annehmen oder ablehnen zu müssen, so weiß ich nicht, welches Wunder sie am Leben erhalten könnte.... Gehen Sie, lieber Graf, und machen Sie's nach Ihrem Kopfe, denn Sie wissen's besser als ich und Ihr auserlesenes Urtheil ist mehr werth als alles Feuer der Einbildungskraft und alle Schwünge des zu beweglichen Gefühls. — Vale et me ama.

Er faßt augenscheinlich von Tag zu Tag mehr Vertrauen zu Ihnen.

Dieses ganze Billet bezieht sich auf Mirabeau's Verhältniß zu Lafayette, obgleich dieser nicht darin genannt wird. Die Stelle: „Gibt übrigens die Kasse Montag keinen Thaler u. s. w." bezieht sich auf die Minister. Freitag, den 6. November, machte Mirabeau in der Versammlung die oben Seite 339 erwähnte Motion in drei

Artikeln, deren letzter darauf antrug, zu beschließen, daß die Minister den Verhandlungen der Versammlung beiwohnen könnten.

Graf von Mirabeau an den Grafen von der Mark.

Freitag, 6. November 1789.

Vorgestern war er [1]) wüthend über die Minister; gestern war er um Mitternacht noch nicht zu Hause. Die Minister hatten ein Comité bei ihm gehabt. Es ist unmöglich, kompletter angeführt zu werden als er. Sie sehen ihn diesen Morgen. Bedienen Sie sich meiner gestern für die Provence gegen die Minister gewonnenen Schlacht und, ohne sich zu erklären, der großen Schlacht, deren ersten Angriff ich heute durch eine einfache taktische Evolution anfange. Sagen Sie ihm, jetzt bleibe ihm kein anderer Ausweg als ein Ministerium erster Stärke, worin sich nicht die mindeste nachgiebige Schwäche einschleiche; dieses Ministerium müsse die Erschütterung von Necker's Entlassung aushalten; biete ich ihm eins an, dessen Talente und Festigkeit er zugebe und welches sich hiezu anheischig mache, so müsse er mir für die Bildung desselben freie Hand lassen; von Montag an werde das Ministerium keinen Thaler mehr haben und Mittwoch werde die Explosion anfangen; da er sich, Dank meiner individuellen Treue, das Verdienst geben könne, ein solches Ministerium vorzuschlagen, so müsse er sich wohl hüten zu vergessen, daß am Tage der Ueberrumpelung dieses Ministerium leicht ohne ihn ankommen könnte u. s. w. u. s. w.

Das Uebrige werde ich Ihnen mündlich sagen, lieber Graf. Könnte man, aus einer Hand in die andere, eine etwas beträchtliche Aushülfe, die vor jedem untergeordneten Beinstellen schützte, und selbst die große Stelle abzulehnen erlangen, so hielte ich die

---

[1]) Lafayette.

Partie für sicher. Seit diesen Morgen hat sie Riesenschritte vorwärts gethan. Lassen Sie uns unsern Weg berathen und uns mehrmals täglich sehen. Frühe in die Versammlung [1])! —

Graf von der Mark an den Grafen von Mirabeau.

Dienstag, 10. November 1789, zwei Uhr.

Ich habe an Lafayette geschrieben, um sicher zu sein, ihn diesen Abend gegen neun Uhr zu sehen. Müssen Sie hingehen, so sei es ein wenig später und so, daß Sie von mir gesondert kommen.

Hier ist unterdessen die Art, wie ich mit ihm sprechen will.

Der Erzbischof hat, dem Anscheine nach mit Wärme, Ihre Verbindung mit Lafayette gewünscht. Diese Verbindung ist geknüpft worden; von da an mußte nicht nur nichts geschehen, worüber Sie drei nicht einig gewesen, sondern er mußte auch seine Bemerkungen über die Absichten der andern Minister mittheilen.

Damals hatte Lafayette eine Macht, der nichts die Wage hielt.

Damals waren die Minister einzeln ohne Stärke. Necker allein hatte nur noch eine Stütze in der Stimmung der Provinzen.

Folglich war Ihrer Koalition nichts leichter als die schnelle,

---

[1]) Ueber die gewonnene Schlacht und die taktische Evolution sehe man, was oben Seite 339 von der Sitzung vom 5. und 6. November 1789 gesagt worden. Das Resultat derselben war, daß die Versammlung am 7. November dekretirte, keines ihrer Mitglieder könne in's Ministerium treten. Mirabeau's vermeintlicher Sieg verwandelte sich so in eine Niederlage, die ihm, wie es scheint, durch die Intriguen des Ministeriums beigebracht wurde.

nicht aber plötzliche Beseitigung dieses eben so unfähigen, als uneinigen Ministeriums.

Lafayette hat vielleicht Zeit verloren.

Der Erzbischof hat vielleicht seinen Gang geändert. Woran sind wir nun?

Ich setze voraus, daß die Minister, erschrocken über die Macht, zu welcher Lafayette durch die Furcht des Königs und der Königin gelangt war, ihm ein gefährliches Hinderniß in den Weg zu schieben gesucht haben.

Werden sie sich nicht gegeneinander verpflichtet haben, Alle zu bleiben oder Alle zugleich abzutreten?

Die Minister werden leicht eingesehen haben, daß man diese Erschütterung fürchten würde.

Verhält es sich so, so ist Lafayette angeführt, der Erzbischof untreu.

Was muß man thun? An Ihnen ist's, lieber Graf, den Plan des Feldzugs anzugeben. Ich unternehme es, Lafayette durch den gänzlichen Verlust seines Ruhmes aufzuregen, zu erschrecken, ihm alles Vertrauen zu Ihnen einzuflößen.

In welchen Boden aber werden Sie zu säen haben? — Warten Sie lieber? — Bieten meine Privatmittel Ihnen hiezu etwas mehr Erleichterung dar, so wiederhole ich Ihnen noch einmal, daß ich ganz zu Ihren Diensten stehe.

Es ist ganz gewiß, daß, wenn Lafayette unentschlossen bleibt und noch Zeit verliert, er zu Nichts werden wird. Die Minister sind, wenn sie sich verbündet, darum nicht fähiger; sie werden uns an den Rand des Abgrunds führen und wir mit Getöse hineinstürzen. Ist das die einzige Hoffnung, es dahin kommen zu sehen, daß man zu Ihrem Talente seine Zuflucht nimmt? — Ihm bin ich ergeben und Ihnen bin ich zärtlich und treu zugethan.

Meine Besorgnisse verdoppeln sich um den unglücklichen Sekretär.

Dieses Billet wurde drei Tage nach dem Dekrete vom 7. November geschrieben, welches den Gliedern der Versammlung den Eintritt in's Ministerium versagte und so der Hoffnung Mirabeau's, Minister zu werden, ein Ende machte. — Der in Rede stehende Erzbischof ist der mehrgenannte Champion von Cice, Erzbischof von Bordeaux, damals Großsiegelbewahrer, den der Graf von der Mark beschuldigt, Lafayette und Mirabeau in der während eines Monats betriebenen Unterhandlung, die diesen in's Ministerium bringen sollte, hintergangen zu haben. — Das Dekret vom 7. November änderte gänzlich Mirabeau's Stellung: Graf von der Mark schlägt ihm vor zu warten und bietet ihm die Mittel dazu an, indem er ihm anträgt, ihm ferner Geld zu leihen.

Der unglückliche Sekretär ist Herr von Comps, Sekretär Mirabeau's (man sehe oben Seite 238), der voll Angst war, an die Laterne geknüpft zu werden, weil er die am 15. Oktober dem Grafen von Provence übergebene Denkschrift abgeschrieben hatte. In seinem Schrecken hatte Comps diese Denkschrift der Nationalversammlung selbst mittheilen und sich ein Verdienst daraus machen wollen. Dieses scheint aus einer eigenhändigen Note des Grafen von der Mark hervorzugehen.

Graf von Mirabeau an den Marquis von Lafayette.

Dienstag, 1. Dezember 1789.

Herr von Semonville hat mir die Unterredung mitgetheilt, die Sie, Herr Marquis, mit ihm über mich gehabt haben. Es geht daraus hervor, 1. daß Sie meine Gesinnungen und meine Beziehungen zu Ihnen verändert glauben; 2. daß Sie bei mir andere politische Verbindungen voraussetzen; 3. daß Sie mir eine sehr räthselhafte Warnung geben, die ich nicht begriffen habe.

Was meine B e z i e h u n g e n zu Ihnen betrifft, Herr Mar-

quis, so können Sie allein beurtheilen, was daran ist, und ich nehme Ihre Antwort, welche sie auch sei, zum Voraus an. Was meine Gesinnungen betrifft, diese sind und bleiben gegen Sie, bis zu einem Unrechte, dessen ich Sie nicht fähig halte, immer dieselben: Treue und persönliche Ergebenheit; überdies gänzliche Entfernung von einer Partei, die im Grunde nicht existirt oder keine andern Grundlagen hat, als sehr übertriebene Ansprüche und täglich unvernünftigere Hoffnungen; tiefe, aber im Allgemeinen stillschweigende Mißbilligung von Maßregeln, die für die öffentliche Sache unnütz, wo nicht gefährlich sind und die uns unwiderstehlich einer Klippe zutreiben, an welcher Sie, wie ich glaube, zuerst zerschellen werden.

Sie setzen andere politische Verbindungen bei mir voraus; Sie irren sich. Meine Verbindungen beschränken sich auf Plaudern und freundschaftlichen Umgang. Die Umstände sind sehr groß, aber die Menschen sehr klein und weniger als jemals erblicke ich solche, mit denen ich mich einlassen möchte. Aber ich besuche Sie nicht mehr. Nein! Es sei mir indessen erlaubt, Sie zu fragen: habe ich nicht aufhören müssen, Sie zu besuchen, da Sie erst heute bemerken, daß ich es nicht mehr thue, und Sie keine der freiwilligen Verpflichtungen, die Sie gegen mich eingegangen waren, gehalten haben? Ohne Rückhalt und mit der Offenheit, die sich für uns schickt, will ich Ihnen gestehen, daß es mir scheint, Sie seien mir einiges Wohlwollen für die Verlegenheit schuldig, die ich Ihnen dadurch erspart, daß ich Sie mit meinen besorgnißvollen Bemerkungen (sobald ich einsah, daß sie gänzlich unnütz waren) verschont habe, nachdem ich lange den Muth gehabt hatte, mich der Gefahr auszusetzen, Ihnen zu mißfallen, um Ihnen nützlich zu sein.

Sie sehen, Herr Marquis, meine Sprache ist nicht

so sehr verändert, als Sie es dem Herrn von Semonville versichert. — Wie? — Wann habe ich Ihnen nicht gesagt, der Schwindel Ihrer Stellung und das Unheilvolle Ihrer persönlichen Unschlüssigkeit verblendeten Sie über die Unmöglichkeit, einen Zustand dauerhaft zu machen, den nur der Erfolg freisprechen kann? — Wann habe ich, bei aller Anerkennung Ihrer Eigenschaften, Ihnen nicht erklärt, Ihre Vorliebe für mittelmäßige Menschen und Ihre Schwäche für Ihre Neigungen würden Schuld sein, daß Sie die schönste Bestimmung verfehlten und mit Ihnen die öffentliche Sache zu Grunde ginge? — Hundertmal habe ich es Ihnen gesagt, Herr Marquis, und keinem Andern als Ihnen und einer geringen Zahl vertrauter Freunde habe ich meine Ansicht anvertraut.

Es bleibt mir ein Wort über das, was mich persönlich betrifft, hinzuzufügen. Sie haben mir in der That ein Räthsel sagen lassen. Sie hatten mit mir von einem Bildhauer und seiner Frau gesprochen und ich Ihnen erwiedert, dazu sei nicht einmal ein Vorwand da; von einem nicht bezahlten und geprügelten Bedienten, und ich hatte Ihnen bemerkt, es sei dieses eine jener tausend niedrigen Verleumdungen, mit denen man mein Gefühl zu verletzen sucht. Jetzt spricht man mir von Vincennes, von Herrn du But de Lonchamp, von dem Großsiegelbewahrer. Wollen Sie wirklich, daß ich etwas erfahre, so bitte ich Sie, mir mehr sagen zu lassen, denn auf meine Ehre, ich verstehe von allem diesen nichts. Ich habe viele Schulden, die zusammengenommen keine enorme Summe bilden. Ich habe viele Schulden und das ist die beste Antwort, welche die Ereignisse auf die Fabeleien der Verleumder geben können. Aber in meinem Leben gibt es keine Handlung und selbst unter meinen tadelnswerthen, die ich nicht so zu erklären vermöchte, daß meine Feinde darüber, wenn sie erröthen könnten, vor Scham verge-

hen müßten. — Glauben Sie mir, Herr Marquis, will man nur auf solche Weise meinen Lauf hemmen, so ist er nicht beendigt, denn ich fühle mehr Langeweile als Müdigkeit und bin mehr müde als muthlos oder verwundet; und fährt man fort, mir die Bewegung abzusprechen, so werde ich, statt aller Antwort, vorwärts gehen.

Wollen Sie mir wohl erlauben, mein Herr, diese Gelegenheit zu benutzen, um Sie zu bitten, mir endlich einen Koffer zuzuschicken, dessen Inventar zu machen man ohne Zweifel Zeit genug gehabt hat und wobei gegen mich nicht mehr herausgekommen sein wird, als bei so vielen andern fruchtlosen Umtrieben, mit denen man Sie seit einigen Monaten in dieser Angelegenheit ermüdet.

Genehmigen Sie meine Huldigung 2c.

Graf von der Mark an den Grafen von Mirabeau.

Dienstag, 1. Dezember 1789.

Ich werde zu Lafayette gehen und Anfangs und lange mit ihm von den Angelegenheiten der Niederlande sprechen, um ihn auf die Ihrigen kommen zu lassen. — Ihr Brief ist stark und kann ihn demüthigen. Erfolgt aber daraus ein Bruch, so wird die Wahrheit Sie entzweit haben. Das Unrecht wird auf seiner Seite sein.

Ich erkenne das Porträt ohne Farben; ich wußte sogar Alles. Ich werde in Erfahrung bringen, ob man mit Meilhan gesprochen hat; aber ich sagte es Ihnen gestern, daß man ein neues Ministerium im Anzug glaubte. — Um sechs Uhr komme ich zu Ihnen, hernach zwischen acht und neun Uhr, damit ich sicher bin, Sie zu treffen.

Schicken Sie Ihren Brief an Lafayette erst gegen Mittag.

Talon an den Grafen von der Mark.

Freitag, 11. Dezember 1789.

Geben Sie sich nicht die Mühe, lieber Graf, zu mir zu kommen. Sie sind auf dem Punkte abzureisen und haben gewiß viel zu thun. Morgen frühe wird es mir unmöglich sein, zu Ihnen zu gehen; ich nehme noch Medizin. Sind Sie Sonntag Morgen abgereist, so gehe ich, lieber Graf, Ihnen eine Ergebenheit zu erneuern, die nur mit mir enden wird.

Wir sind ruhiger; und will man wirklich die volksthümliche Bahn inne halten, wie man dazu entschlossen scheint, so kann man fürwahr, ich wiederhole es Ihnen, lieber Graf, Jedermann entbehren.

Graf von der Mark verließ Paris am 15. Dezember 1789, um nach Belgien zu gehen, von woher er erst im April 1790 nach Paris zurückkehrte.

Brief

der Marquise du Saillant, Schwester des Grafen von Mirabeau, an dessen Frau, die Gräfin von Mirabeau.

Ende von 1789.

Ich habe, liebste Schwester, mit meiner Antwort auf Deinen Brief vom . . . gezögert, weil dieser Brief, so liebenswürdig er ist, doch noch mehr vernünftig und überdacht ist, und ich, ehe ich Dir schrieb, vorher nicht blos meinen Bruder sehen, sondern auch gründlich mit ihm sprechen wollte, und er in dem Strome, der ihn mit sich fortreißt, bei dem besten Willen von der Welt nicht mit Sicherheit über eine Stunde für sich verfügen kann. Seine Ermüdung wie seine Gesundheit, seine Mühen und Plagen jeder Art würden Dir Mitleid einflößen. Endlich habe ich ihn, ich weiß nicht wie, zum Essen bei meiner Toch-

ter[1]) mitgeschleppt und mit ihm geplaudert. Hier sind die Resultate.

„Der Brief der Frau von M. ist in einem sehr guten, sogar in einem umfassenden Geiste geschrieben und voll jener Vernunft, die ich liebe, das heißt solcher, die mit Anmuth und Gefühl gewürzt ist. Sie weiß aber nicht Alles, und da sie nicht alle Elemente der Frage besitzt, so kann sie sie auch nicht ganz lösen. Sie hält mich für ehrgeizig; sie irrt sich, wenigstens in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes. Den Ehrgeiz der Portefeuilles, der Ordensbänder und Würden habe ich nie gekannt. Ich wollte zum Wohle des Menschengeschlechts eine große Revolution in den irdischen Dingen vorbereiten, beschleunigen, vielleicht entscheiden. Von dem Geiste des Jahrhunderts und den unbegreiflichsten Umständen begünstigt, ist es mir bis zu einem gewissen Grade und mehr gelungen, als ein gewöhnlicher Sterblicher, dem seine Fehler und die Fehler Anderer so viele Hindernisse erregt hatten, hoffen durfte. Nachdem ich so grimmig von dem Adel der Provence gereizt worden, ist es natürlich genug, daß man in meinem Betragen einige Rachsucht vermuthe. Man irrt sich. Die Unerfahrenheit und Treulosigkeit der Regierung auf der einen, die Dummheit und Ungeschicklichkeit der Feinde der Revolution auf der andern Seite haben mich mehr als einmal über mein eigenes Maß hinausgerissen, das Prinzip aber habe ich nie fahren gelassen, selbst wenn ich genöthigt war, seine Anwendung zu übertreiben, und immer habe ich gewünscht, in der richtigen Mitte zu bleiben oder zu ihr zurückzukehren. Die nationale Freiheit hatte drei Feinde: den Klerus, den Adel und die Parlamente. Ersterer ist nicht mehr von diesem Jahr-

---

[1]) Frau von Arragon, die Nichte Mirabeau's, von der schon oben Seite 168 die Rede gewesen.

hundert, und die traurige Lage unserer Finanzen hätte uns hingereicht, ihn zu vernichten. Der Adel ist von allen Jahrhunderten, mit ihm muß man sich also abfinden. Man kann dieses nur, indem man ihm Schranken setzt, und man kann ihm nur Schranken setzen, indem man das Volk mit der königlichen Gewalt verbündet. Nie wird die königliche Gewalt sich aufrichtig mit dem Volke verbünden, so lange die Parlamente bestehen. Diese erhalten sie, so wie den Adel, in der unheilvollen und trügerischen Hoffnung, die alte Ordnung der Dinge wiederherzustellen. Noch eine Zerstörung ist also nöthig. Mehr wäre zu viel. Das ist meine ganze Politik, das sind alle meine Geheimnisse. Was bleibt hernach zu thun? Der vollziehenden Gewalt neues Leben zu geben, die königliche Autorität zu regeneriren und mit der Freiheit der Nation in Einklang zu bringen. Ohne ein neues Ministerium läßt sich dieses nicht thun und das Unternehmen ist schön und schwierig genug, um den Wunsch zu hegen, daran Theil zu nehmen. Ein neues Ministerium aber wird immer schlecht zusammengesetzt sein, so lange die Minister nicht Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung sind. Man muß also das Dekret über die Minister widerrufen. Es wird hiezu kommen oder die Revolution wird niemals Bestand gewinnen. Das wird man einsehen, wenn einmal die Herrschaft des Marktschreiers gänzlich zerstört ist. Die Niederlage, die Frau von M. sehr richtig beurtheilt hat [1]), ist nur die Frucht seiner Anzettelungen. Sie hat mich mehr der Sache wegen, als meinetwegen geschmerzt, denn längst habe ich gesagt: Wehe, Wehe den dankbaren Völkern [2])! Meine Stellung ist indessen nicht so sehr dadurch

[1]) Ohne Zweifel spricht Mirabeau hier von dem Dekrete vom 7. November 1789, das den Gliedern der Versammlung den Eintritt in's Ministerium untersagte.

[2]) Mirabeau sagte dieses zuerst in seiner am 1. April 1788 er=

geändert worden, als man es in der Ferne glauben könnte. Ueberhaupt kann ich und will ich nur durch die Nothwendigkeit der Dinge an's Ruder kommen; ist diese nicht vorhanden, so ist es ganz einfach, daß ich zurückbleibe. Tritt sie ein, so muß ihr Alles gehorchen. Auch habe ich mir nichts vergeben wollen und werde mir nichts vergeben. Uebrigens nahe ich mich dem Abende meines Lebens; entmuthigt bin ich nicht, aber müde. Die Umstände haben mich vereinsamt; ich sehne mich mehr nach Ruhe, als man glaubt, und werde sie ergreifen, sobald ich es mit Ehre und Sicherheit thun kann. Habe ich dann Vermögen genug, so werde ich glücklich zu sein streben, wäre es auch mit Kegelschieben, und das ist Alles. Habe ich nicht Vermögen genug, so scheint es mir schwer, daß ich nicht immer in der Lage sein sollte, eine Gesandtschaft zu erhalten, und das wird mir ein ehrenvoller und lieber Ruhestand sein. Aber erst muß man sein Handwerk treiben und beendigen, und ich bin überzeugt, es hieße es aufgeben und nicht beendigen, wenn ich in dem Rathe des Königs mit Männern säße, denen es unmöglich geworden ist, Gutes zu wirken."

Dieses, liebe Schwester, hat mir der sehr genaue Inhalt einer Unterredung geschienen, die von seiner Seite eben so aufrichtig, als voll Kenntniß der Umstände, der Menschen und des Landes war. Zur gänzlichen Erwiederung des Vertrauens, das Du mir bewiesen, füge ich nur noch ein einziges Wort hinzu. Er ist allerdings müde, wie er mir sagte; ich glaube indessen doch verstanden zu haben, daß er nicht so gleichgültig sein würde, wenn er noch Hoffnung auf eine direkte Familie hätte. O, meine

schienenen Adresse aux Bataves sur le Stadhouderat, darauf hindeutend, daß die Holländer aus Dankbarkeit gegen frühere Dienste des Hauses Oranien diesem unbehutsam ihre Freiheit Preis gegeben hatten. St.

Freundin! Wie ist dasjenige, was für Dich der Gegenstand so vielen Ruhmes, so vielen Glückes werden konnte, nur eine Quelle von Beunruhigungen geworden? — Und vermag nichts dieses traurige Verhängniß zu ändern? — Wirst Du immer nur ein halbes Zutrauen zur zärtlichsten der Schwestern haben, die Dein Geheimniß genug ehren würde, um es, wenn Du es wünschtest, selbst ihrem Bruder zu verbergen? —

Seit dem Jahre 1783 war Mirabeau von seiner Frau, der Tochter des Marquis von Marignane, mit der er keine Kinder hatte, gerichtlich geschieden. Die Gräfin suchte sich durch die Zerstreuungen der großen Welt zu trösten. Als Mirabeau indessen zu so großer politischer Bedeutung gekommen war, that sie Schritte zu einer Annäherung. Vermittlerin war dabei die Marquise du Saillant, Schwester Mirabeau's, vor welcher dieser überhaupt kein Geheimniß hatte. Vorstehender Brief ist ein Entwurf, ganz von Mirabeau's Hand geschrieben und sollte von seiner Schwester als Antwort auf Eröffnungen der Gräfin, die den Kredit ihrer Familie zu Gunsten Mirabeau's verwenden wollte, abgeschrieben werden. Im Laufe von 1790 wurden die Unterhandlungen fortgesetzt und würden vielleicht zum Ziele geführt haben, wenn Mirabeau nicht am 2. April 1791 gestorben wäre.

Der Inhalt dieses Briefes läßt darauf schließen, daß er nicht lange nach dem Dekrete vom 7. November 1789 geschrieben worden. Er steht hier nur als interessanter Beleg zu Mirabeau's Denkweise um jene Zeit und zu seiner Ansicht über die Revolution und seine Theilnahme an ihr, wobei das ungeheure Selbstvertrauen auffallen muß, womit er sich stark genug glaubte, der Zerstörung der alten Institutionen, wenn sie bis zu einem gewissen Punkte durchgeführt worden, nach Willkür Einhalt gebieten zu können. St.

Briefe

des Grafen von Mirabeau, aus Paris, an den Grafen von der Mark, in Brüssel.

(16. Dezember 1789. — 19. Februar 1790.)

Nachdem der Graf von der Mark am 15. Dezember 1789 Paris verlassen hatte (man sehe oben Seite 118), entspann sich, während

der ersten Monate seiner Abwesenheit, eine sehr thätige Korrespondenz zwischen ihm und dem Grafen von Mirabeau. Graf von der Mark ging zuerst nach seinem Gute Raismes, bei Valenciennes, dann nach Belgien. Die hier folgenden Briefe sind sehr unvollständig, mehrere Briefe Mirabeau's und alle Briefe des Grafen von der Mark, bis auf einen, fehlen. Was in diesen Briefen über den Aufstand in den Niederlanden gesagt ist, mithin keinen direkten Bezug auf die französischen Angelegenheiten hat, ist weggeblieben.

Diese Briefe Mirabeau's beziehen sich besonders auf sein Projekt, ein Ministerium unter der Präsidentschaft von Monsieur, Grafen von Provence, zu Stande zu bringen. Je mehr die Aussicht darauf schwindet, um so mehr bemerkt man, daß seine Briefe einen bittern Ton gegen Menschen und Dinge annehmen. Diese Stimmung Mirabeau's machte den Grafen von der Mark ungeduldig, und er sprach sich darüber gegen Mirabeau aus. Die Korrespondenz nahm ab, und ihr Verhältniß war auf dem Punkte, wenn nicht sich aufzulösen, doch sich zu lockern, als gegen die Mitte April 1790 Graf von der Mark durch den Grafen von Mercy-Argenteau, Gesandter des deutschen Kaisers bei dem französischen Hofe, zurückgerufen wurde, und zwar auf den Wunsch des Königs und der Königin, die sich dazu entschlossen hatten, durch Vermittlung des Grafen von der Mark Verbindungen mit Mirabeau anzuknüpfen.

Graf von Mirabeau an den Grafen von der Mark.

Paris, 16. Dezember 1789.

Der Tag hat nur eine unangenehme Episode für Kaliban-Mirabeau gehabt. Heute war er nüchterner als gewöhnlich und unlenksamer. Er hat den Präsidenten beleidigt; die Versammlung hat Partei genommen; nach sehr langen und sehr stürmischen Debatten ist er censurirt worden, und die Sache wird in's Protokoll eingetragen. — Diesen Morgen hat man militärisirt, und Liancourt hat nicht übel gegen die Conscription gesprochen, die, wie ich glaube, nicht durchgehen wird.

Sie werden täglich Nachrichten von mir erhalten; geben auch Sie mir täglich Nachrichten, und lieben Sie mich. Ich werde alle meine Briefe numeriren; thun Sie dasselbe.

Kaliban-Mirabeau ist der Vicomte, Bruder des Grafen von Mirabeau, der in der Sitzung vom 15. Dezember dem Robespierre mit dem Rufe in die Rede fiel: Nein, das ist nicht wahr. Der Tumult dauerte mehr als eine Stunde, dann wurde beschlossen, dieses ungebührliche Betragen solle in's Protokoll eingetragen werden. Das Duell, wovon in folgendem Briefe die Rede ist, war die Folge dieses Auftritts.

* * *

Der Vicomte von Mirabeau saß auf der rechten Seite der Versammlung, mithin unter den politischen Gegnern seines Bruders. Beide verschonten sich nicht mit spitzigen Reden. Der Vicomte war oft betrunken. Warf man ihm das vor, so sagte er: „Es ist das einzige Laster, das mir mein Bruder übrig gelassen hat.“ — Man fragte den Grafen von Mirabeau um seine Meinung über seinen Bruder. Er erwiederte: „In jeder andern Familie als der meinigen würde er für geistreich und unsittlich gelten.“ — Eines Abends machte der Vicomte einen Besuch bei den Tanten des Königs. Es war dunkel im Vorzimmer, und der Diener, der am Tritte den Grafen von Provence zu erkennen glaubte, öffnete die Thüre des Gemachs und rief hinein: Monsieur! Lächelnd trat der Vicomte ein und sagte: „Es ist nur Monsieur, Bruder des Königs Mirabeau.“ — Kaliban nennt ihn der Graf, weil er unförmlich dick war. St.

Paris, 18. Dezember 1789.

Ich habe Ihnen gestern nicht geschrieben, weil kein Stoff dazu da war, und weil Kaliban die Dummheit gehabt hat, sich mit dem großen Windhunde Latour-Maubourg [1]) herumzufuchteln; er hat einen ziemlich derben Degenstich erhalten, und ich

[1]) Graf von Latour-Maubourg war Mitglied der Versammlung.

mußte hingehen vor der Versammlung, wohin mich die Finanzen frühe riefen ....

Nichts Neues hier als die Wiedergeburt des Necker'schen Plans, der uns geradezu dem völligsten Bankerott zuführt. Seltsam ist das Loos dieses Sterblichen, der auf der doppelten Krücke der Hungersnoth und des Papiergeldes in die Unsterblichkeit eingeht. Sie werden übrigens leicht glauben, daß die Kandidaten des neuen Ministeriums sich, beim Herannahen eines solchen Durcheinanders, gerne darüber trösten, daß sie nichts sind. — Leben Sie wohl, lieber Graf.

Paris, 19. Dezember 1789.

Sie werden sich über die unsägliche Tölpelei des Finanzministers [1]) sehr betrüben, der uns unter den gegenwärtigen Umständen den Verkauf von 400 Millionen geistlicher Güter dekretiren läßt, um der Diskontokasse zur Grundlage zu dienen, und den Bankerott einige Wochen aufzuschieben, denn er steuert geradezu, soviel es den Menschen gegeben ist, darauf los. Die Versammlung ist so bearbeitet und der Ungewißheiten so müde, daß es Keinem möglich gewesen ist, die Berathung aufzuhalten, und daß, sobald Montesquiou, der den Plan des Ausschusses, nicht ohne verhöhnt zu werden, angriff, gesprochen hatte, man durch Zuruf beschloß, keinen andern Plan mehr anzuhören und spätestens noch heute über den des Ausschusses abzustimmen. Als es dann Cazalès mit vieler Mühe gelungen war, zu verstehen zu geben, diese angebliche Arbeit des Ausschusses sei ihm nur eine Stunde früher als der Versammlung mitgetheilt worden, rathen Sie, was man fast einstimmig antwortete: ....

---

[1]) Necker.

Desto besser! — fürwahr ein charakteristischer Zug der Zeit und der Nation!

Gute Nacht, lieber Graf. Ich plauderte wenigstens zweimal des Tages mit Ihnen. Jetzt habe ich seit viermal vierundzwanzig Stunden weder Sie, noch Ihr Gekritzel gesehen. Es drängt mich sehr, zu vernehmen, was Sie gefunden haben, und besonders, was Sie über die dortigen Zustände urtheilen. Ich darf nicht hinzufügen, daß es mich drängt, Sie wiederzusehen. Ihr Freund, der Kandidat zur Akademie [1]), führt seit drei Tagen ganz die auswärtigen Angelegenheiten.

Paris, 22. Dezember 1789.

Nichts Besonderes hier als immer bedenklichere Symptome der Auflösung. Das Dekret über die Finanzen hat Jeden unzufrieden gemacht. Jeder fühlt, der Todeskampf sei um einige Wochen verlängert und die Krankheit, wenigstens durch solche Aerzte, unheilbar. Im Luxemburg [2]) zittert man und stirbt vor Lust, sich vorzudrängen. In der Bourbonstraße [3]) fährt man fort, sich im Sublimen der Kleinigkeiten zu verlieren. Vorgestern zogen viertausend Mann und sechs Kanonen gegen vierzig Schmuggler aus und erschlugen deren drei. In der Nacht suchte man in das Chatelet [4]) einzubrechen, das doch Niemanden Leids thut. Alle diese Alltagsgeschichten beschäftigen die Köpfe mehr, als der Zu-

---

[1]) Graf Ludwig von Segur, früher französischer Minister in Rußland, der sich in diesem Augenblicke um einen Platz in der Akademie bewarb.

[2]) Im Palaste Luxemburg wohnte Monsieur, Graf von Provence.

[3]) Wir wissen nicht, wer hiemit gemeint ist. (Wahrscheinlich Lafayette.)

[4]) Man sehe oben Seite 100.

stand der Monarchie, und ändern nichts daran, wie Sie sich wohl denken können. Uebrigens hat Toulon, das dem Briefe des St.-Priest nicht hatte folgen wollen, unserm Dekrete gleich gehorcht [1]). Der große Koloß [2]) ist also doch etwas, und so lange man diese optische Täuschung schont, wird sie glückliche Wirklichkeiten hervorbringen. Diejenigen aber, die da glauben, das Finanzdekret habe nur 200,000 Livres gekostet [3]), müssen an der öffentlichen Sache verzweifeln. Von der Ihrigen spreche ich nicht mehr [4]), weil Sie mich davon so wenig unterrichten; aber machen Sie doch wenigstens, daß ich erfahre, was Sie persönlich angeht, und ich individuelle, physische oder moralische Nachrichten über Sie erhalte.

Paris, 23. Dezember 1789.

Ich weiß nicht, welche Bremse sie sticht, aber Sie können sich nicht denken, wie sich der Polizeiausschuß der Stadt Paris, und sogar seit einigen Tagen der Chatelet rührig zeigt, um mich eine Rolle in diesen, mehr noch lächerlichen als verächtlichen Saturnalien spielen zu lassen.

---

[1]) Graf St.-Priest war Minister des Innern. In Toulon waren Unruhen ausgebrochen und einige Offiziere nach dem Aufstande verhaftet worden. Am 7. Dezember 1789 erließ die Versammlung ein Dekret, welches die Hauptberathung vertagte, bis man nähere Nachrichten erhalten haben würde, zugleich aber beim Könige auf gemessene Befehle antrug, die Offiziere, unter dem Schutze des Gesetzes, frei zu geben. Von diesem Dekrete, dem Toulon gehorchte, spricht Mirabeau.

[2]) Die Nationalversammlung.

[3]) Mirabeau nimmt an, daß man mit dieser Summe Stimmen für das Dekret gekauft habe.

[4]) Von den niederländischen Angelegenheiten.

Die Atmosphäre des Landes ist immer dieselbe. Die Pestluft der Unschlüssigkeit und Schwäche, des Neides und Betrugs verdirbt, besudelt, zersetzt Alles. Im Luxemburg fürchtet man, sich zu fürchten. — In den Tuilerien ist der König ganz eingewöhnt, nur ist man, nachdem man in Versailles zehn Jahre gearbeitet hat, sich bequem einzurichten, mürrisch, hier schlecht zu wohnen. Die Königin, sobald man nur ein wenig in sie dringt, sich thätig zu entscheiden, verschanzt sich hinter ihr: Ich mische mich in nichts. — Der General [1]) ist der glücklichste und unbeweglichste Krebsspieler von der Welt. — Den Herzog von Larochefoucauld juckt in diesem Augenblicke der brennendste Ausschlag der ministeriellen Krätze. — Der Graf von Segur würde schon an was denken, hätte er nicht die Rede zu seiner Aufnahme in die Akademie auszuarbeiten, und einige leichte Gedichtchen für den nächsten Musenalmanach vorzubereiten. — Necker weiß weder was er kann, noch was er will, noch was er soll. Welche Narrenpartie! Welches edle Gänsespiel!!! ....

Uebrigens, mein Freund, ist der Mann immer derselbe, und will, daß Sie auf seine Ergebenheit rechnen. Gewiß, Sie haben ihn richtig beurtheilt.

Paris, 24. Dezember 1789.

Wir haben nichts gethan, als den ersten Theil der Gerichtsordnung gelesen. Er enthält gute Sachen, die unserm Jahrhunderte angehören, und einen sehr schlechten Plan, der sehr verwickelt, sehr theuer, sehr unausführbar ist, und durch eine seltsame Verknüpfung den doppelten Fehler hat, dem alten sehr zu

---

[1]) Lafayette.

gleichen und Jedermann zu mißfallen. Ich glaube, man wird wenigstens große Aenderungen daran machen.

Gestern warf man plötzlich die Frage von der Unverträglichkeit der Professionen und des geistlichen Standes in ihrer Beziehung zur Wählbarkeit auf. Man war so klug, mit den Juden und dem Scharfrichter anzufangen, dann schloß man die Berathung mit der gewöhnlichen Weisheit und Gleichgültigkeit; dann falsche Proben, dann Namensaufruf. Die gute Redaktion ging durch eine Minorität von fünf Stimmen verloren, und ich bin darauf gefaßt, daß diesen Morgen, wenn Gott nicht zu Hülfe kommt, die ganze Frage verloren geht. O, wie fühle ich Müdigkeit und Langeweile! — Und wie wären Sie mir nöthig, um mich wieder ein wenig aufzurichten! Vale et me ama.

Paris, 26. Dezember 1789.

Ich bin Ihnen in diesem Augenblicke zwei Antworten schuldig, lieber Graf, und das wird gewiß nicht oft der Fall sein; aber die unterirdischen Ereignisse von gestern und vorgestern waren so komplizirt, daß man Kompaß, Segel und Steuerruder im Auge halten und viel arbeiten mußte, um etwas Edles und Vernünftiges zu Stande zu bringen. Folgendes kann ich Ihnen darüber schreiben. Herr von Favras ist in der Nacht vom 24. auf den 25. mit seiner Frau verhaftet worden; und in einem Augenblicke verbreitete sich durch Paris das Gerücht, er habe dreißigtausend Mann aufwiegeln wollen, um Lafayette und den Maire von Paris zu ermorden, und der Hauptstadt die Lebensmittel abzuschneiden; Monsieur stehe an der Spitze dieser Verschwörung. Wie wir manövrirt haben, ich und der graue Mann[1]) unter meiner Leitung, ist hier zu sagen unnöthig.

[1]) Der graue Mann oder das graue Männlein bezeichnet

Der Ausgang wird Sie alles Uebrige errathen lassen. Monsieur hat Lafayette rufen lassen, und zu ihm vor Andern gesagt: „Herr von Lafayette, man verbreitet in Paris dieses Billet: — Sie haben in Paris großen Kredit, Herr von Lafayette; ich zweifle nicht, Sie werden einige Thätigkeit entwickeln, eine Verläumdung zu vernichten, woraus Sie, wie Uebelgesinnte behaupten, Nutzen ziehen. Diesen Abend gehe ich, hierüber vor der Gemeinde von Paris meine Erklärung abzugeben; ich hoffe, Sie dort zu sehen." Einladung an die Gemeinde von Paris zu einer außerordentlichen Sitzung; Erklärung an den König, daß man hingeht; hierauf die Rede, die hier in Abschrift beiliegt. — Ehe ich meinen Brief versiegle, werde ich Ihnen das Resultat mittheilen. Sind Sie zufrieden?

Die Angelegenheit des grauen Männleins ist beschlossen worden, und wird, glaube ich, durchgeführt werden; aber ohne Sie werde ich nie großen Vortheil daraus ziehen. Ich werde Ihnen das sagen, wann es Zeit sein wird, und Sie nicht zurückkehren.

Melden Sie mir doch etwas für Semonville und seinen

---

hier, wie in allen diesen Briefen, den Herzog von Levis, ersten Kammeredelmann des Grafen von Provence. — Mirabeau gab gerne den meisten Personen solche Spitznamen, bald aus Vorsicht, bald aus Spott oder Bosheit. Man findet in diesen Briefen viele Beispiele davon. Die Königin bezeichnet er immer nur mit dem Fürworte Sie, oder die Dame des Schlosses. Lafayette ist bald der Diktator, bald Gilles-Cäsar, Gilles der Große, General Jaquot, der Benarbte (als Anspielung auf den Herzog von Guise) oder auch der Nichtbenarbte; Necker ist die alte Baracke, Graf Segur der Russe u. s. w. Zuweilen werden auch Personen nur nach dem Orte, wo sie wohnen, benannt; so heißt Monsieur der Luxemburg. Um den Leser nicht zu verwirren, hat man hier diese Spitznamen nicht immer gebraucht.

Ehrgeiz [1]). Es ist klar, daß er auf beiden Schultern trägt. Lafayette hat seit acht Tagen, bei zwei oder drei Anläſſen, einen Geist und eine Fähigkeit bewiesen, die er gewiß nicht besitzt, und das wäre zu außerordentlich, wäre es nicht überaus natürlich, ich will sagen, wäre nicht einer der Vertrauten des grauen Männleins zugleich der Spion Lafayette's. Auch ist dieser in den beiden letzten Tagen, als die Wichtigkeit des Falles mich dazu bewog, zu fodern, man solle nur Halbes oder Unwahres hinterbringen, gänzlich getäuscht worden, und gestern zum Beispiel war er den ganzen Tag weit unter dem Ritter Dubois [2]). Der Erfolg beiliegender Rede [3]), die man noch dazu verdorben hat, war ungeheuer. Versteht er es, diese Linie inne zu halten, so wird er den größten Einfluß gewinnen, und der That nach erster Minister sein. — Leben Sie wohl, liebster Graf, denn der Brief ist sehr lang. Auf Leben und Tod.

---

[1]) Herr von Semonville strebte darnach, bei der Regierung, die nach dem belgischen Aufstande in Brüssel zu Stande kommen würde, als bevollmächtigter Minister beglaubigt zu werden. Lafayette scheint ihm diesen Posten versprochen zu haben; in der Besorgniß aber, ihn nicht zu erhalten, hatte sich Semonville auch an die Gegenpartei, an Monsieur gewendet, der erster Minister zu werden wünschte, und in diesem Vorhaben von dem Herzoge von Levis und dem Grafen von Mirabeau unterstützt wurde. Semonville also ist es, den Mirabeau als einen der Vertrauten des grauen Männleins bezeichnet.

[2]) Ritter Dubois war Kommandant der Wache, die man le guet nannte.

[3]) Wir verweisen wegen dieser Rede auf den damaligen Moniteur, der sie ganz wiedergibt. In Folge dieser Rede und der Wirkung, die sie hervorgebracht, überredete sich Mirabeau, es könne dem Prinzen nicht entgehen, der That nach erster Minister zu werden.

Wir haben oben Seite 117 in der Anmerkung einige Worte über die Verhaftung des Marquis von Favras gesagt. Im zweiten Bande wird man in einer Note zu einem Briefe des Grafen von der Mark an die Königin, im Dezember 1790, nähere Aufschlüsse über die Betheiligung des Grafen von Provence an dem Komplotte, dessen man Favras beschuldigte, finden. Es handelte sich von einer Entführung des Königs aus Paris, ohne daß dieser selbst darum wissen sollte. Das Bestehen eines solchen Projektes macht es erklärlicher, warum Monsieur die Vorschläge, die Mirabeau in der im Oktober überreichten Denkschrift machte, und wonach die Entfernung des Königs ein offener, vor der Nation durch eine feierliche Erklärung gerechtfertigter Schritt sein sollte, so kurz ablehnend beantwortet hatte.

In der Rede, die Monsieur an die Gemeinde von Paris richtete, erklärte er sich über die einzigen Beziehungen, in denen er zu Favras gestanden. Derselbe sei im Jahr 1772 in seine Schweizergarde als Offizier eingetreten, und habe diesen Dienst im Jahr 1775 verlassen. Wegen bedeutender Zahlungen, die er (der Prinz) im Januar zu machen habe, sei er genöthigt gewesen, Geld aufzunehmen. Favras sei ihm als ein Mann bezeichnet worden, der für ihn mit den Banquiers Chomel und Sertorius ein solches Geschäft unterhandeln könne. Er habe ihm zu diesem Ende eine Obligation von zwei Millionen zustellen lassen, ihn aber nicht gesehen; wisse auch nicht, was Favras sonst möge gethan haben. Dann erinnerte Monsieur daran, daß er in der Versammlung der Notabeln, die der Berufung der allgemeinen Stände des Reichs vorausging, für die Verdoppelung der Deputirtenzahl des dritten Standes gestimmt habe. Auf folgende Stelle legte dabei Mirabeau ein besonderes Gewicht: „Seit jenem Tage habe ich nicht aufgehört zu glauben, eine große Revolution bereite sich vor; der König müsse durch seine Gesinnungen, seine Tugenden, seinen höchsten Rang ihr Haupt sein, weil sie der Nation keinen Vortheil bringen könne, ohne auch dem Könige zum Vortheil zu gereichen; kurz, die königliche Gewalt müsse das Bollwerk der Freiheit der Nation, und diese Freiheit die Grundlage der königlichen Gewalt werden.“ — Durch diese Worte hatte, nach Mirabeau's Ansicht, Monsieur für sich und das königliche Haus die Revolution anerkannt, und sich so den Weg dazu gebahnt, neben und mit dem Könige ihre Geschicke zu lenken. Man wird weiter unten sehen, wie er dieß zu benutzen suchte.

St.

Paris, 29. Dezember 1789.

Ich habe Ihre Nummer 3 erhalten, und gestern nicht darauf geantwortet, weil nichts eilte im Vergleiche zu den Umtrieben die uns hier hin und her werfen. Die Hölle hat alle ihre Verläumdungen und ihre Liebeswerke gegen Monsieur, und Jeden, der ihm anzugehören scheint, losgelassen. Nach Maßgabe seiner Verlegenheiten gießt indessen der Himmel seine milden Eingebungen nicht über ihn aus. Er hat die Reinheit eines Kindes aber auch seine Schwäche, und es ist äußerst schwer, ihm begreiflich zu machen, daß er, wenn er nur vier und zwanzig Stunden mit sich machen ließe, ein zweiter Herzog von Orleans wäre [1]). Gestern schrieb er der Nationalversammlung, um sie von seinem Schritte bei der Gemeinde von Paris zu benachrichtigen, beiliegenden Brief. Er wurde sehr gut aufgenommen, und die Lameth und Consorten, ungeachtet der Ungeschicklichkeit des Herzogs von Levis, der bei einem geschmeidigen Geiste doch zuweilen Tölpeleien macht, ziemlich gewandt aus dem Felde geschlagen. Die Intrigue hat aber ihre Thätigkeit und ihre Gleichgültigkeit in der Wahl der Mittel so sehr verdoppelt, daß man in der Straße eine Schildwache der Nationalgarde ermordet gefunden hat, mit daran geheftetem Zettel: Geh' in die andere Welt und warte auf Lafayette. Nun merken Sie sich aber, daß diese Schildwache heute sehr wohl auf ist. So könnte ich Ihnen tausend Züge anführen. Man bedient sich ihrer, um Monsieur zu verhindern, zum Ziele zu gelangen, und er hat sich noch nicht gestehen können, daß er die Thüre mit Gewalt öffnen muß. Die Dame des Schlosses umschmeichelt und überlistet ihn; der Mann der Dame spielt den Einfältigen

---

[1]) Anspielung auf den Herzog von Orleans, der vor Ludwigs XV. Großjährigkeit Regent von Frankreich war. St.

und thut nichts; Monsieur erschlafft, und freut sich eines Erfolges nur wie man sich zu einer gewonnenen Schlacht Glück wünscht, die eine sehr zweifelhafte Belagerung nothwendig macht; kurz, alles das ist sehr nebelhaft. Nur Eins ist klar, sie möchten wohl zu ihrem Gebrauche beidlebige Geschöpfe finden, die das Talent eines Mannes und die Seele eines Lakaien hätten. Was sie unwiederbringlich in's Verderben stürzen wird, ist, daß sie sich vor Männern fürchten, und immerfort die kleinlichen Abneigungen und schwächlichen Zuneigungen einer andern Ordnung der Dinge in die gegenwärtige hinübertragen, wo selbst der Stärkste noch nicht stark genug ist, und wo sie, wären sie auch selbst sehr stark, wegen der öffentlichen Meinung doch noch nöthig haben würden, sich mit Starken zu umgeben .....

Ein Todeskampf, der in Entkräftung übergegangen, ist unsere Finanzlage nicht, sondern eine gänzliche Auflösung; und möge sie nicht den ganzen Staatskörper ergreifen! Möge die Revolution nicht an dieser schimpflichen Krankheit zu Grunde gehen! — Gehen Sie Ihren Weg vorwärts, lieber Graf! Vale et me ama.

Folgendes ist der Brief, den Monsieur an den Präsidenten der Nationalversammlung richtete:

„Herr Präsident! Da die Verhaftung des Herrn von Favras der Anlaß zu Verläumdungen geworden ist, in die man mich hineinzuziehen gesucht, und der Polizeiausschuß der Stadt die Sache übernommen hat, so habe ich es für angemessen und meiner Stellung entsprechend gehalten, vor der Gemeinde von Paris eine Erklärung abzugeben, die bei den Rechtlichen keinen der Zweifel, womit man sie zu betrüben suchte, bestehen lasse. Ich glaube nun die Nationalversammlung von diesem Schritte in Kenntniß setzen zu müssen, weil der Bruder des Königs sich auch selbst gegen einen Argwohn schützen muß, weil endlich die Sache des Herrn von Favras, so wie man von ihr spricht, zu ernsthaft ist, als daß die Versammlung sich nicht früh oder spät damit zu beschäftigen hätte, und ich mir nicht den Wunsch

auszusprechen erlauben sollte, daß Alles, was sich darauf bezieht, bekannt werde. Ich werde Ihnen verbunden sein, wenn Sie von meiner Seite diesen Brief, und die Rede die ich gestern gehalten, der Versammlung als den getreuen Ausdruck meiner wahrsten und innigsten Gesinnungen vorlesen wollen. Ich bitte Sie, Herr Präsident, von meiner wohlgeneigten Hochachtung überzeugt zu sein."

„Nachschrift. Ich werde ohne Verzug die Nachweise der Zahlungen bekannt machen lassen, die ich im Januar berichtigen muß, und die das Anlehn nöthig gemacht haben, worüber Herr von Laferté mit Herrn von Favras zu unterhandeln beauftragt war."

Paris, 31. Dezember 1789.

Die Dame des Schlosses behandelt den Mann des Luxemburg wie ein Hühnchen, dem man wohl durch die Stäbchen eines Käfigs hindurch schön thun will, das man sich aber wohl hütet, hinauszulassen, und er läßt sich so behandeln; und dem grauen Manne, der das Abentheuer hat beschleunigen wollen, ist eine Audienz abgeschlagen worden. Man hat ihm geantwortet, man würde ihn benachrichtigen lassen. Auf der andern Seite können Sie sich nicht denken, wie weit die Frechheit der Reden und der Anarchie über alle Gränzen hinausgeht. Am Tage der Barrikaden war der Held des Tages weit entfernt, so sehr Herr von Paris zu sein als Lafayette [1]). Ich habe Ihnen von dem verruchten Spaß mit dem ermordeten Nationalgardisten gesprochen; er befindet sich so gut als Sie und ich. Nichts desto weniger erschallt durch ganz Paris Wuth- und Rachegeschrei über dieses eingebildete oder vorgespiegelte Verbrechen, und die Nationalbanden sagen laut, wenn ihren General ein Unglück treffe, so

---

[1]) Mirabeau meint ohne Zweifel den Herzog von Guise, nach dem Barrikadentage, 12. Mai 1588, oder den Kardinal von Retz nach dem 27. August 1648.

werden die Adeligen, die Prälaten, die Geistlichen u. s. w. diesem großen Opfer zur Hekatombe dienen. Sie sehen, wie dieser Mensch, der wenigstens das Talent besitzt, seine Leute in Athem zu halten, sich viele Gardekapitäne zu verschaffen gewußt hat.

Das graue Männlein hält das Kapitel der „Tausend und einen Nacht," das man uns eines Tages bei Ihnen vorlas, nicht mehr für eine Thorheit. Er sieht es vielmehr als eine letzte Auskunft an, und so sind schwache Menschen immer dem Aeußersten nah. Und doch ist es in der That sehr leicht möglich, daß ihnen nur das übrig bleibt, aber ich zweifle, ob sie dieselben Umstände, und dieselben handelnden Personen wiederfinden. Das graue Männlein fühlt übrigens ein Bedürfniß, das ich nicht weniger als er empfinde, nämlich mit Ihnen zu plaudern, Sie da zu haben, auf Sie, auf Ihren Scharfsinn, Ihre Menschenkenntniß, Ihren Muth zu rechnen..... Wie? Wird denn in keinem Lande der Welt der Ball dem Spieler zufliegen?

Wollen Sie wirklich nicht auf einige Wochen herkommen? — Ihre belgischen Mitbürger sind gar wenig vernünftig, wenn sie glauben, die Ereignisse und das System Frankreichs seien unter allen Umständen fremd und gleichgültig für sie. Sie werden nie aufhören, ihren unmittelbaren Einfluß zu fühlen, und ich habe von Ihren Politikern einen geringen Begriff, wenn nur Ihre Kapitalisten auf uns Acht geben. — Leben Sie wohl.

Paris, 2. Januar 1790.

Die Jahreszahl, lieber Graf, ist geändert, aber unter den großen und unsterblichen Ereignissen, die dieses denkwürdige Jahr bezeichnet haben, wird ein für jeden Andern und für Sie selbst sehr flüchtiger Umstand nicht aus meiner Erinnerung schwinden; der Umstand nämlich der uns einander näher ge-

bracht, und durch die Uebereinstimmung muthvoller Gesinnung und der Charaktere eine Verbindung angefangen hat, die durch gegenseitige Achtung besiegelt, durch Ihre Zuvorkommenheit und den Magnetismus Ihrer hohen Eigenschaften, durch Gewohnheit und das Zusammenwirken der Ereignisse, der Gefahren, der großen und entscheidenden Handlungen, und der Gründung einer so sehr verbesserten Ordnung der Dinge, daß man sie für eine neue halten könnte, von Tag zu Tage enger geknüpft, die unvergänglichste, so hoffe ich wenigstens, und die ergebenste Freundschaft begründen wird.

Antwort des Grafen von der Mark.

Brüssel, 6. Januar 1790.

Ohne mich, mein lieber Graf, mit einem Lobe zu brüsten, das ich mehr Ihrer Freundschaft als jedem andern Anspruche verdanke, finde ich mich in meinen eigenen Augen dadurch geehrt, daß ich mich Ihnen habe nähern, und Ihren seltenen, und zu oft verkannten Eigenschaften meine Anerkennung habe zollen können. Die Freundschaft, die mich an Sie fesselt, findet einen Reiz mehr in der Gerechtigkeit die ich Ihnen widerfahren lasse, und meine Eigenliebe selbst wird durch die Art von Ueberlegenheit befriedigt, die ich dadurch über diejenigen erlange, die Sie nicht würdigen konnten oder wollten; denn überall wo Menschen sind da ist auch Neid, der niemals thätiger ist, als wenn er sich an ausgezeichnete Männer heftet.

Es ist dieses der einzige Brief des Grafen von der Mark an den Grafen von Mirabeau, der aus jener Zeit übrig geblieben ist.

Graf von Mirabeau an den Grafen von der Mark.

Paris, Januar 1790.

Ich habe, lieber Graf, Ihre Nummer 8, worüber Sie einige Unruhe hatten, erhalten. Ueberhaupt scheinen Ihre Siegel ziemlich unverletzt zu sein, was, wie Sie wohl wissen, gar nichts beweist. Sie klagen darüber, daß Sie Niemanden haben, Ihre Gedanken zu Papier zu bringen. Ich werde Jemanden suchen, der Ihrer und Ihrer Umstände würdig sei. Aber, guter Gott! wie selten sind sie! Der Pellenc, von dem Sie sprechen, hat mir zwei oder drei schlimme Streiche gespielt, und ich bin genöthigt, gegen ihn auf meiner Hut zu sein; er thut nichts mehr für mich [1]). Von den beiden Andern kehrt der Eine, Dumont, nach England zurück, wo die Wiedereröffnung des Parlaments gegen Pitt große Stürme vorbereitet, die sein Patron wohl zu benutzen gedenkt [2]). — Der Andere, Duroveray, der übrigens nicht arbeitet, wird nach Genf, seinem Vaterlande, durch den schönen Sieg zurückgeführt, den ich ihm erfochten, indem ich es dahin gebracht, daß man das angebliche patriotische Geschenk ausgeschlagen, und so zum Voraus ein Urtheil über die Nationalgarantie, die ihre Verfassung vernichtet, gefällt hat. Die andern Mitarbeiter, die ich von Zeit zu Zeit brauche, sind nicht frei, oder nicht sehr fähig. Sie können sich einen kleinen Begriff hievon machen, wenn ich Ihnen sage, daß Herr von Montmorin, um auf das antiösterreichische Werk des Peyssonel [3])

---

[1]) Man wird bald sehen, daß dem nicht so war, und daß Herr Pellenc, gegen den Mirabeau oft übel gestimmt war, immer wieder der Mann seines Vertrauens wurde.

[2]) Dumont kehrte nach England zu Lord Landsdown zurück, dessen Sohn er erzogen hatte.

[3]) Ehemaliger französischer General-Consul in Smyrna, Verfasser mehrerer Schriften über den Orient, die Diplomatie u. s. w.; Peyssonel starb zu Paris im Mai 1790.

zu antworten, Saint-Ange genommen hat [1]). Zur Zeit der Kaffeehausliteratur war dieser der unschuldigste aller Poeten. Kurz, ich werde sehen, aber ich bin selbst sehr in Velegenheit, seitdem die Nothwendigkeit, mich um das zu kümmern, was außerhalb der Versammlung vorfällt, mir einen großen Theil meiner Zeit für persönliche Arbeiten nimmt.

Nie ist unsere Regierung unfähiger und übler gesinnt gewesen. Der Augenblick, das politische System Europas wieder aufzubauen, ist endlich gekommen. Mein Plan ist bis in alle seine Einzelnheiten fertig, und hat wenigstens das Verdienst, einen allgemeinen Frieden dauerhaft zu stiften, und äußerst einfach zu sein. Aber man hat nicht die Fähigkeit, ihn zu fassen, und besonders nicht die Aufrichtigkeit, ihn anzuhören. — Ihr Freund Segur, der tiefer als der erbärmlichste aller Beinhausscribler steht, überkleistert mit einigen diplomatischen Phrasen die Unredlichkeit der Einen, die Unfähigkeit der Andern, und wir schwimmen aufs Gerathewohl auf dem Meere des Unvorgesehenen, der alten Vorurtheile und gehässiger Leidenschaften.

Uebrigens kann noch Alles sich bessern, denn wir sind vernagelt, aber nicht aus dem Sattel gehoben. Aufgemerkt, mein lieber Graf! Sie sind sehr liebenswürdig zu sagen, daß ich Ihnen fehle; aber bei meiner Treue, ich zahle es Ihnen mit Wucher; denn Sie bilden sich täglich mehr aus, und ich finde keinen Menschen mehr, mit dem ich sprechen kann. — Vale et me ama.

---

[1]) Sainte-Ange war der Verfasser einer Uebersetzung der Metamorphosen des Ovid.

Paris, 4. Januar 1790.

Die Karten sind in dieser Kneipe so durcheinander geworfen; für einen etwas systematischen Spieler ist es schwer, einen Zug zu kombiniren; die Dummheiten auf allen Seiten vereiteln so vollständig alle Berechnungen, daß man, nach einem Aufwande von Geist und Thätigkeit, der jeden Tag sehr ermüdet, sich immer wieder auf demselben Punkte, nämlich im Mittelpunkte des Chaos befindet. Dieses Reich, lieber Graf, hält sich noch durch seine Masse; aber es hat keine Bewegung mehr, und sind auch die natürlichen Lebensprinzipien vielleicht noch gut, nur nicht so energisch als man sagt, so wird es doch an einer Auflösungskrankheit sterben, wenn es nicht gelingt, es wieder in Bewegung zu setzen. Man hat es unter verschiedenen Formen versucht — der Herzog von Larochefoucauld auf seine Weise. Da er sich überredet, er habe im Juli den König dazu bewogen, in die Nationalversammlung zu kommen, und dieses ihn zum Präsidenten gemacht hat, so hat er sich in den Kopf gesetzt, wenn er ihn jetzt, bei Gelegenheit der Civilliste, deren Betrag wir ohne nähere Angabe der Entscheidung des Königs überlassen haben, wieder dazu bewöge, so würde das ihn zum Minister machen. Er hat also, vielleicht in unbewußter Uebereinstimmung mit Lafayette, der in den gegenwärtigen Umständen vor Allem ein Mittel sieht, Monsieur zu beseitigen, eine Unterhandlung versucht, und man hat sich über ihn lustig gemacht. — Während derselben Zeit kam Monsieur, sagt man, ihm zuvor, bewies in einer gut abgefaßten Denkschrift [1]) die Nothwendigkeit von diesem und Anderm, und begehrte, dem Namen nach der Steuermann einer neuen Schiffsmannschaft

---

[1]) Man erräth leicht, daß Mirabeau der Verfasser dieser Denkschrift war, und er Monsieur's Schritte leitete.

zu werden, ohne welche das Schiff nicht mehr vorwärts könne. Hierüber hat man sich nicht lustig gemacht. Das Nähere über eine Unterredung, die dieser Schritt herbeigeführt, werde ich zu spät erfahren, um es Ihnen diesesmal mitzutheilen; sie ist aber nichts weniger als entscheidend gewesen, und hat man keinen Boden verloren, so hat man auch keinen gewonnen. Man muß heute sehen, ... aber Sie gehen uns in jeder Hinsicht sehr ab, besonders gegen das weibliche Veto.

In den „Memoiren des Generals Lafayette" und der „Geschichte der Regierung Ludwigs XVI." von Droz findet sich der Text der hier erwähnten Denkschrift, die Mirabeau für Monsieur, Grafen von Provence, geschrieben. Droz, der den Entwurf, von Mirabeau's Hand verbessert, gesehen hatte, sagt, Mirabeau habe diese Denkschrift Monsieur, kurz nach dessen Anrede an den Gemeinderath von Paris, zugestellt [1]). Dieses findet in obigem Briefe seine Bestätigung. Folgender Auszug wird beweisen, wie Mirabeau den Plan festhielt, Monsieur an die Spitze der Geschäfte zu bringen:

„Der König erkläre sich aufrichtig für die Revolution unter der einzigen Bedingung, daß er ihr Haupt und Lenker sei; er setze dem Egoismus seiner Minister einen Repräsentanten seiner zerstreuten Familie entgegen, der nicht er selbst sei, weil sein Beruf als König jeden Familiengeist ausschließt, der aber eine Bürgschaft für diese Familie, gewissermaßen ihre Geißel, und zugleich das nicht-ministerielle Organ des Hauptes der Nation sei. Alsobald wird man das Vertrauen, oder wenigstens die Hoffnung wiederkehren, und den Sinn für die Monarchie wiederaufleben sehen; die Parteien, die aufrichtig wollen, daß Frankreich sich nicht auflöse und nicht ein halbes Jahrhundert lang der Schauplatz blutiger Spiele untergeordneter Ehrgeiziger oder sinnloser Demagogen werde, werden sich um einen Bourbon, als den Rathgeber des Königs, sammeln, und das Haupt der Freunde der königlichen Gewalt wird die öffentliche Meinung beherrschen und die Meuterer bändigen. Die Wahl dieses Bourbons

---

[1]) Lucas Montigny, der die Echtheit dieser Denkschrift erst bestritten, hat seitdem seine Ansicht geändert.

ist nicht nur durch die Natur, sondern auch durch die Nothwendigkeit der Dinge angegeben, da alle Prinzen vom Geblüte, ein einziger ausgenommen, in wirklicher oder vermeinter Verschwörung sind, und so allgemein als die Feinde der Nation betrachtet werden, daß es zweifelhaft ist, ob selbst die Theilnahme Monsieur's an den Staatsgeschäften sie retten könne, und gewiß nur diese sie retten kann."

„Zögert man nur noch ein wenig, sich hiezu zu entschließen, so wird es nur noch als eine Intrigue erscheinen, während es in Verbindung mit der Begebenheit, in welcher Monsieur den Muth gehabt hat, den König in einer volksthümlichen Rede an die Spitze der Nation zu stellen, den unberechenbaren Vortheil haben würde, als das Werk des Königs betrachtet zu werden."

Man sieht, wie sich dieses an das frühere anschließt. Droz macht hiezu die Bemerkung, der Graf von der Mark habe um diese Denkschrift nicht gewußt, weil er damals in den Niederlanden gewesen. Die vorliegenden Briefe beweisen im Gegentheil, daß Mirabeau den Grafen von Allem in Kenntniß setzte. Von dem Vertrage zwischen dem Könige und Mirabeau aber, den Droz bei derselben Gelegenheit anführt, und der auch bei Lafayette, nach einer angeblichen Handschrift Monsieur's, zu lesen ist, findet sich nirgendwo eine Spur in den Papieren des Grafen von der Mark, und nie haben wir aus seinem Munde etwas über einen Vertrag dieser Art gehört. Uebrigens gesteht auch Droz selbst, derselbe sei nie zur Ausführung gekommen. St.

Ein Brief vom 8. Januar 1790 enthält nur die Meldung, daß der Graf von Segur durch Brüssel kommen würde, um als Gesandter nach Wien zu gehen, eine Nachricht, die sich nicht bestätigte.

Paris, 13. Januar 1789.

Sie werden sich sehr wundern, lieber Graf, mehrere Tage ohne Brief von mir geblieben zu sein. Der gegenwärtige, von fremder Hand geschrieben, sagt Ihnen, was Sie gewiß schon errathen haben, daß nur eine physische Unmöglichkeit die Ursache dieses Schweigens sein konnte. Hier ist meine Geschichte.

Schon war meine Korrespondenz unregelmäßig geworden, weil meine Augen, die sich merklich verschlimmert hatten, mir seit vierzehn Tagen gerade nur an Sie, und noch dazu mit vieler Mühe und großen Schmerzen, zu schreiben erlaubten. Indessen hatte sich mein Zustand gegen Ende der letzten Woche fühlbar gebessert. Da ich aber erfahren hatte, daß die Frau Herzogin von Arenberg Montag abreiste, so sparte ich meine Kräfte für eine große Depesche auf, worin ich meinen Geist und meine Seele in aller Freiheit ausgeschüttet hätte. Zu meinem Unglücke erschien Freitag die Ferienkammer von Rennes vor den Schranken der Versammlung, und die Sitzung von Samstag mußte über ihr Loos entscheiden. Ich sah und sehe noch in diesem Ereignisse die Vernichtung der Revolution und das Zeichen zum Ungehorsam und zur Anarchie in allen Theilen des Reichs, wenn wir nicht einen hochsinnigen, entscheidenden Entschluß faßten. Ich sprach also ungefähr von meiner Höhe, wenigstens was Bewegung und Kraft betrifft, denn ich mußte hinreißen, und die Partei der Bretagnischen Gerichtsherren war unglaublich thätig. Ich sprach länger als anderthalb Stunde, gerieth ganz in Schweiß, und während eines sehr unpolitischen Aufschubs, den das Bedürfniß zu speisen von unserer Partei erhielt, und der uns beinahe das Dekret gekostet hätte, zog ich mir eine Verkältung zu, die denselben Abend mein linkes Auge schrecklich entzündete. Am folgenden Morgen wollte ich nichts thun; ich hatte einen kranken Freund, und ging aus, ohne die Augen öffnen oder die mindeste Linderung der unerträglichsten Schmerzen erlangen zu können. Sonntag Abend wollte man mir zur Ader lassen; Montag rief die Fakultät alle ihre Heiligen an; ich war aber sehr entschlossen, meine Schlacht gegen die Bretagner nicht zu verlieren, und begab mich im kläglichsten Zustande nach der Versammlung, wo ich mit verbundenen Augen

bis acht Uhr Abends aushielt, und sogar vier- oder fünfmal sprach. Der Charakter vermag Alles gegen den Schmerz, nicht aber gegen das örtliche Uebel, er verschlimmert es vielmehr. Sie können sich also wohl denken, daß ich Montag ganz entwaffnet nach Hause gekommen bin: Blutegel, Zugpflaster, alle Teufel [1]). Der gestrige Tag war schrecklich; heute ist Besserung da, ich bin aber ganz unfähig, das Tageslicht zu ertragen, oder mich zu beschäftigen. Das ist, lieber Graf, die Ursache, warum Sie keine Nachrichten von mir erhalten haben.

Wir haben in Paris Lärmen gehabt, dessen wahrer Ursprung bis jetzt schwer zu errathen ist. Das Resultat ist, daß etliche zweihundert Mann von der besoldeten Garde, die aber fast alle zu den Ausreißern der Armee gehören, in den Elyseischen Feldern, wo sie sich zu irgend einem Zwecke, worüber die Muthmaßungen und Gerüchte noch sehr abweichen, versammelten, umzingelt und verhaftet worden sind. Sie begreifen wohl, daß Lafayette nicht verfehlt hat, große Truppenzahl und Thätigkeit zu entfalten. — Es scheint, daß man glauben machen will, das Volk fordere Besenval als Opfer, oder man möchte gerne Herrn von Favras zum Schweigen bringen, indem man ihn dem Gefängnisse entriß oder umbrächte. Diese ganze Sache hat allerdings dunkele Seiten, aber ich kann mich nicht enthalten die Volksbewegungen im Allgemeinen denjenigen zuzuschreiben, die ihren Vortheil dabei finden, und ich kenne sehr wohl die einzige Person in Paris, die bei Unruhen ihre Rechnung

---

[1]) Wir erinnern an das, was wir oben Seite 225 über Mirabeau's Gewohnheit, sich durch körperliche Leiden nicht von dem Auftreten in der Versammlung abhalten zu lassen, gesagt haben. Dieser und die beiden folgenden Briefe sind von der Hand des Sekretairs Herrn von Comps. St.

findet [1]). Die Andern würden gern ihren Antheil dran geben, um sich zu retten, so jämmerlich sind das Land und die Zustände. Es ist darum doch nicht weniger wahr, daß diejenigen, die aus unserem anarchischen Wesen einen Schluß auf unsere baldige Unmacht ziehen, wenn die Revolution Bestand gewinnt (und fürwahr, sie unzerstörbar zu befestigen, bedarf es nur eines aufrichtigen Ministeriums von gesundem Menschenverstande), wahre Maulwürfe sind, und ihr Land wie Blinde leiten. Aber vielleicht betreiben sie unsere Angelegenheiten doch nicht so übel als Sie, lieber Graf, glauben. Sie sehen die Belgier als Belgier. Ich, der ich überzeugt bin, ein großes Reich könne nur dann erträglich regiert werden, wenn es als ein Bund kleiner Staaten konstituirt ist, das unsrige werde sich mithin auflösen oder so konstituiren, ich zweifle nicht daran, wird unsere Regierung klug und unsere Verfassung reif, daß alle Rheinufer, mit Ihren Provinzen anzufangen, sich ihm anschließen werden, und man endlich erkennen wird, wie weit sich die Eroberungen der Freiheit und der menschlichen Vernunft auszudehnen vermögen. Je mehr Thorheiten die Van der Noot und van Eupen [2]) begehen, um so mehr ist dieses Ereigniß, sobald man mir meine Vordersätze zugiebt, unvermeidlich und nahe bevorstehend. Sehe ich Holland, Preußen und den deutschen Bund so rührig, bei Andern den Herrn zu spielen, so lächle ich aus Mitleid, und kann mich nicht enthalten, mir zu sagen, wie leicht es wäre, den guten Leutchen zu Hause viel mehr Arbeit zu geben, als ihre schwachen Schultern zu tragen vermögen. Leben Sie wohl, lieber Graf, denn ich fürchte, Ihnen Fiebergeschwätz, anstatt vernünftiger Reden, wie sie Ihrer würdig sind, zu schicken. Ich liebe Sie, und umarme Sie von ganzem Herzen.

---

[1]) Lafayette.

[2]) Die zwei Parteihäupter des Aufstandes in Brabant.

Mehrere Parlamente des Königreichs, auf ihren alten Satzungen und Rechten fußend, weigerten sich, gewisse Dekrete der Versammlung in ihre Register einzutragen. Namentlich that dieses die während der Vertagung des Parlaments der Bretagne fungirende Ferienkammer (Chambre des vacations) von Rennes. Hiegegen gingen aus der Bretagne Petitionen bei der Nationalversammlung ein und diese lud die Ferienkammer vor ihre Schranken. Sie erschien am 8. Januar und rechtfertigte ihre Weigerung vom Standpunkte des Rechtes und der vom Könige beschworenen Verfassung und Freiheiten ihrer Provinz aus. Die Versammlung aber erklärte die Richter, die sich ihr zu gehorchen weigerten, für unfähig, ferner ihr Amt zu verwalten, und ernannte eine neue Ferienkammer. Als diese aber in die Fußstapfen ihrer Vorgängerin eintrat, setzte endlich die Versammlung in der Sitzung vom 6. Februar 1790 an ihre Stelle einen provisorischen Gerichtshof bis zur Einführung der neuen Gerichtsordnung ein. Allerdings war hier, wie Mirabeau sagt, die ganze Revolution in Frage. Es war der Kampf historisch begründeter, feierlich beschworner Separatrechte und provinzialer Verfassungen gegen das revolutionär-absolute Prinzip der Allmacht der Nationalversammlung, als der Vertreterin der durch keine vorhandenen Rechte gebundenen souveränen Nation.
St.

Paris, 14. Januar 1790.

Was ich Ihnen verbürgen kann, ist, daß der Herzog von Levis [1]) und seine Anhänger auf alle Fälle die Ihrigen sind. Ich sage nicht, daß ein Vernünftiger einem so gebrechlichen Fahrzeuge eine große Ladung anvertrauen dürfe. Zwei Seestöße können es noch überfallen: ein Streich der Aristokratie, die ihm seinen Schritt bei der Gemeinde nicht verziehen hat und ihm Favras ermorden möchte, um ihn darein zu verwickeln; — ein Wuthanfall der Demokratie, die Lafayette für vergiftet ausgeben wird (denn wir sind, scheint es, an dem letzten Auftritte dieses

---

[1]) Vertrauter Monsieurs, Grafen von Provence.

mehr oder weniger ausgesponnenen Dramas). — Ist Monsieur nicht früher im Rath und hat er nicht durch einen jener Schritte, die wenigstens durch Erwartung Respekt gebieten, ein System angekündigt, so kann er sehr ernstlich kompromittirt werden. Was wollen Sie, daß ich thue? — Immer nur darauf beschränkt, Rath zu geben, nie in der Lage, handeln zu können, werde ich wahrscheinlich das Schicksal der Kassandra haben: „Ich werde immer Wahres vorhersagen und man wird mir nie glauben.“

Paris, 18. Januar 1790.

So leicht es, lieber Graf, den Kabinetten von Berlin und dem Haag ist, wenn das Londoner sie aufmuntert oder gewähren läßt, gegenwärtig die Revolution in den Niederlanden nach ihrem Gutdünken zu modifiziren, so sehr halte ich es für Irrthum, daß dieses Spiel politischer Konvenienzen einen dauernden Zustand begründen könne. Nie sind diese Batavier und Belgier Sklaven gewesen, nie werden sie es auf die Dauer und unberührt von den Zeitverhältnissen und dem Beispiele der Nachbarn bleiben. Die aus diesen schönen Provinzen einen Meierhof machen möchten, werden durch häufige und furchtbare Erinnerungen beunruhigt werden. Gelänge es, uns unsere belgischen Provinzen zu entreißen, so wäre, was ich sage, nur um so wahrer, und ich halte jene Leute nicht für so beschäftigt mit dem Gedanken an ihr Glück und an unsere Schwäche, daß nicht ein weises Ministerium ihnen mit Erfolg eine Auskunft an die Hand geben könnte, die weniger in's Aeußerste überschlüge, als diejenige, die sie, wie es scheint, zu ergreifen bereit sind.

Aber wo ist dieses Ministerium? — Ich sehe fast nur noch den Zufall, der es uns geben könnte. Wir sind jetzt in einer neuen, sehr ernsthaften Krisis. Die Bildung der Distrikts- und

der Departementsversammlungen ist der Zeitpunkt, wo jene schlechten Bürger auf uns warten, die, während sie keine Gegenrevolution mehr auf gewaltsamem Wege hoffen, diejenige nicht aufgegeben haben, die aus der Unzufriedenheit entstehen kann. Sie arbeiten sehr thätig daran, im Elsaß, in der Freigrafschaft und den belgischen Provinzen Zuckungen zu erregen und von dort aus weiter zu verbreiten. So wahr ist es, daß Niemand mehr zu dem Aeußersten hinneigt, als Schwachköpfe, und daß die Rache eine herrischere Leidenschaft ist als der Eigennutz. Ein anderes und das stärkste Element der Krisis, die ich Ihnen ankündige, ist die Ernennung aller neuen Munizipal- und anderen Beamten. Hat die Partei der Unzufriedenen das Uebergewicht in den Wahlen, so werden wir Krämpfe ohne Zahl erleben und können daran zu Grunde gehen. Trägt die Volkspartei den Sieg davon, so werden wir noch viele Thorheiten begehen, aber doch wenigstens auf's Ziel lossteuern, weil wir dann die Skizze eines Systems haben und alle Wechselfälle für uns sein werden. Aber noch einmal, welchen Platz wird man dem Schwerpunkte, der Schlagader des Staatskörpers, ich will sagen der allgemeinen Verwaltung, anweisen? — Wer wird fortan so vielen verschiedenartigen Bewegungen eine gleichförmige Richtung geben? — Ich weiß es nicht. — Man müßte sich selbst gegen alle Wahrscheinlichkeit täuschen wollen, wollte man etwas von den Tuilerien und von den angränzenden Ländern erwarten. — Der Mann [1]), welcher der Revolution des Monats Juli gänzlich fremd ist und nicht einmal das alltägliche Verdienst hat, zu den Gemeinden übergegangen zu sein, der wider seinen Willen in die zweite Krisis hineingerissen worden ist und in dessen Händen die höchste Diktatur sich durch seine bodenlose Unfähigkeit in

---

[1]) Lafayette.

eine untergeordnete Stelle unter den großen umgewandelt hat, dieser Mann, der durch ein einziges Geschick für die Menge doch nicht minder der Mann der Revolution sein, und wenn er am Tage, wo der König die Verfassung beschwört, sein Amt niederlegt, mitten in seiner Laufbahn die schönste Epoche, deren sich ein Sterblicher zu rühmen vermag, besitzen wird — dieser Mann hat weder die Kraft, ein gutes Ministerium, noch den Muth, ein zu schlechtes zu bilden. Unterdessen wäre er allein und täglich mehr allein dazu im Stande. — Was machen wir denn? — Wir spielen Blindekuh und der Ausgang läßt sich, wie mir scheint, gar nicht errathen. Was mich betrifft, ich bleibe, so viel ich kann, unbeweglich, weil ich mir oft gesagt habe, daß ein Mann, dem auf seinem Wege über Nacht die Fackel erlischt, stehen bleiben muß, bis es wieder licht wird. Sie begreifen aber wohl, daß die Unbeweglichkeit nur relativ sein kann und es bei unsern Zuständen unmöglich ist, durch sein bloßes Dasein nicht kompromittirt zu werden. Uebrigens ist das graue Männlein unerträglich. Er hat mehr Thätigkeit als Geist, mehr Feinheit als Ausdehnung, aber seine Thätigkeit stumpft sich ab durch seine Klatschereien und seine Feinheit verfehlt ihre Wirkung, weil er sie immer zeigt. Er ist so begierig, Alles zu thun, und so furchtsam, etwas auszuführen, sein Kopf ist ein so sonderbarer Wirrwarr von alten und neuen Ideen, sein Betragen ein so jämmerliches Flickwerk alter Gewohnheiten und steter Bemühungen, sich nach der Mode zu richten, er fürchtet so sehr, das Ansehen zu haben, als folge er dem Rathe Anderer, und will so sehr erndten, was Andere gesäet haben, daß es mir unmöglich scheint, eine große Angelegenheit könne in seinen Händen gedeihen.

Leben Sie wohl, lieber Graf, und machen Sie doch, sobald Sie können, eine Fahrt hieher, wäre es auch nur, damit

ich wieder ein wenig Sprache und Manieren eines Mannes lerne. Ich befinde mich besser, obgleich ich noch diktire; der Anfall aber war so schrecklich und der Rückfall ist so leicht möglich, daß ich lieber eine Zeitlang stottere, als mich einer neuen Unterbrechung auszusetzen.

Paris, 20. Januar 1790.

Wir sind hier immer in derselben Schlafsucht. Durch die Finanzen ernstlich gefährdet, von allen Bedrängnissen, die ich vorhergesagt, umgeben, betäuben wir uns über die Gefahr und sehen uns nicht einmal nach Hülfe um. Bleibt Herr Necker noch einen Monat, so wird man in Paris nicht wissen, was ein Thaler ist, und es im Königreiche nicht viel mehr wissen; dann werden Sie die Sprünge der sublimen Erfindung des Papiergeldes kennen lernen. Ich wette für Billette von 30 Livres, ehe sechs Wochen verflossen sind. Neben diesem politischen Krampfe sind die andern Kleinigkeit. Weil die Versammlung sich in Privatstreitigkeiten über die innere Eintheilung des Königreichs hat mischen wollen, verliert sie eine enorme Zeit an so langweiligen Nadelstichen, daß Jedermann sich entfernt. In den Provinzen werden erst nach den Distrikts- und Departementsversammlungen entscheidende Symptome eintreten. Die Regierung im eigentlichen Sinne fängt mit dem Gedanken eines entscheidenden Schrittes des Königs in der Versammlung sich erst zu beschäftigen an, seitdem dieser Gedanke stadtkundig geworden ist, die Savoyarden drauf gefaßt sind und die Versammlung so sicher davon unterrichtet ist, daß der König keinen Eindruck mehr auf sie machen wird. Hoffentlich werden die Minister in einigen Monaten ernstlich in Berathung ziehen, ob und wann der König sich an der Spitze der Revolution zeigen soll, jedoch mit dem

Vorbehalte, bei irgend einem Dorfschreiber eine Protestation zu hinterlegen. Unterdessen zettelt P. kleine Verbrechen, Lafayette kleine Evolutionen, Montmorin kleine Intriguen an; St. Priest hat ernstlichere Anwandlungen; Tuilerien und Luxemburg überbieten sich gegenseitig in Zaghaftigkeit, Sorglosigkeit und Wankelmuth. Kurz, nie versuchten unbemerkbarere Thierchen ein größeres Schauspiel auf einer unermeßlicheren Bühne aufzuführen. Es sind Milben, die Riesenkämpfe nachmachen. Guten Tag, lieber Graf.

Paris, 27. Januar 1790.

Seit drei Tagen habe ich, lieber Graf, Ihre Nummer 13 vor mir liegen, die mir zeigt, daß begabte Menschen nur einer Gelegenheit bedürfen, und erst seit gestern Ihren Brief vom 23., worin Sie mir einen Beweis von Freundschaft geben, der mich sehr rührt. Ersteren habe ich nicht beantwortet, so gehaltreich und vortrefflich er auch in jedem Sinne ist, denn er hat sich mit der Marseiller Angelegenheit gekreuzt [1]), welche für mich der Anlaß einer unermeßlichen Arbeit war, die ich erst eine halbe Stunde vor meinem Auftreten in der Versammlung beendigt habe, und womit ich mich aus allen Kräften meines Kopfs und meiner Seele beschäftigen mußte: 1. weil da die Gegenrevolution steckt, 2. weil es sich um Freiheit oder Dienstbarkeit der

---

[1]) Es ist schon oben Seite 338 von den Unruhen in Marseille die Rede gewesen, wo sich ebenfalls der Provinzial- und Lokalgeist gegen die Allgewalt der Nationalversammlung aufzulehnen versuchte. Sie wurden in der Provence noch durch die Einwirkung der im benachbarten Savoyen sich aufhaltenden Emigrirten unterhalten. Die Debatten über diese Unruhen kehrten mehrmals in der Versammlung zurück und kaum nahm irgend ein anderer Gegenstand Mirabeau so sehr in Anspruch als dieser. St.

Provence handelt, 3. weil diese Angelegenheit die meinige geworden ist. — Man muß allen diesen Myrmidonen zeigen, daß, ungeachtet ihrer vereinigten Bemühungen und der aristokratischen Partei, die sich auf eine Armee stützt, und der Kabalen Lafayette's und der Wuth der rechten Seite des Saales, und der Thätigkeit der Minister, die hier alle ihre Mittel des Erfolgs und der Bestechung aufgeboten haben, — die Nationalversammlung bei großen Anlässen ihre Pflicht thut und meine Einwirkung dann niemals vergeblich ist. Vorgestern Abend habe ich drei Stunden lang gesprochen (denn wir haben ein lächerliches Reglement, das uns nur Morgens erlaubt, uns mit der Verfassung zu beschäftigen); man hat mich auf diesen Abend vertagt, um zu Ende zu kommen, und ich werde wahrscheinlich wenigstens meine Anträge durchsetzen. Da haben Sie, lieber Graf, die Entschuldigung meines Schweigens, das mir sicherlich unangenehmer gewesen ist, als Ihnen.

Sie sind, lieber Graf, ein geborner Staatsmann und, was selten vereinigt ist, ein Mann der Vollziehung! Ihre Nummer 13 ist eine Zusammenstellung von Meisterhand und ich bin stolz darauf gewesen, als ob Sie mein Schüler wären; während Sie vielmehr mein Mentor sein sollten, und ich nur das Verdienst gehabt, worauf ich aber großen Werth lege, Sie unter den Honigsaugern, die Sie umgaben und Sie zu beurtheilen glaubten, zu errathen.

Die Revolution, sagen Sie, ist zu weit vorgerückt, als daß sie bis zu einem gefahrdrohenden Punkte rückwärts gehen könnte. Das ist in dem Sinne wahr, daß der systematische und friedliche Despotismus nicht wiederkommen wird. Das ist aber nicht in dem Sinne wahr, daß die französische Monarchie bleiben wird, was sie ist, und ihre Regierung unter einer vernünftigen und in sich geschlossenen Verfassung frei ihre Thätigkeit entwickeln

wird. In dieser Hinsicht haben wir mehr als jemals Gefahren zu bestehen. Es ist möglich, aber zweifelhaft, daß man auf eine Gegenrevolution auf gewaltsamem Wege verzichtet habe; es ist gewiß, daß man eine auf dem Wege der Unterhandlung vorbereitet; es ist gewiß, daß man die großen Städte gegen uns aufregt; daß sie anfangen, uns zu beherrschen; daß es gelungen ist, einem großen Theile unserer Committenten eine ziemlich lebhafte Ungeduld über unsere angebliche Langsamkeit einzuflößen; daß endlich unsere bewegliche und ungeduldige Nation das Ende dieser zwitterhaften, halb konstituirenden, halb legislativen Versammlung wünscht, deren Werk gewiß nicht so tiefe Wurzeln geschlagen hat, daß man, wenn sie morgen verschwände, die Revolution für fest begründet halten könnte. Da nun aber die Regierung nicht regiert, da dort weder ein Mann von Talent, noch ein Mann von Charakter, noch ein Mann von Aufrichtigkeit zu finden ist, so wird man keinen Zwischenraum zwischen den beiden gesetzgebenden Versammlungen erlangen, und erlangt man ihn, so wird man ihn nicht benutzen; man wird Ränke spinnen, anstatt zu verwalten; man wird zu trennen suchen, anstatt durch die That den Nutzen und die Nothwendigkeit einer vollziehenden Gewalt darzuthun, und die so gut als es gehen wollte fabrizirte Uhr, die wir aus den Händen geben werden, ehe ihr die große Feder eingesetzt worden, wird entweder gar nicht oder durch das schlechte Ineinandergreifen der Räder und das Mißverhältniß ihrer Theile so unregelmäßig gehen, daß sie vielleicht Geräusch machen, aber gewiß nicht die Stunde richtig zeigen wird.

Sie haben die Idee von einem großen, in kleine Föderativstaaten gegliederten Reiche mit bewundernswürdiger Richtigkeit aufgefaßt, oder vielmehr, Sie haben mich davon überzeugt, daß auch Sie diesen Gedanken nicht etwa nur im Keime gehabt, sondern alle seine Wechselfälle und Resultate berechnet hatten. In

dem Schlußkapitel meiner „Preußischen Monarchie“ werden Sie über diesen Gegenstand, von allen Seiten aufgefaßt, einen Abschnitt finden, der Ihnen, glaube ich, gefallen wird.

Es freut mich, daß Sie mit dem Reisenden [1]) zufrieden sind, es sollte mir aber leid thun, wenn Sie sich ihm blindlings vertrauen, oder ihm nur alle Ihre Mittel, wie Sie im ausgedehntesten Sinne sagen, mittheilen wollten. Wir haben hier sehr wohl gemerkt, daß er uns nicht angehörte und nicht angehören würde. Er ist ein Werber von guter Gesellschaft (Sie wissen wohl, für wessen Rechnung) und das ist Alles. — Dieser Lafayette wird sehr nebelhaft. Favras wird verurtheilt werden, bis auf weitere Information ein Jahr in Haft zu bleiben.

Sie sehen, so hält man die Viper immer in Thätigkeit, um unaufhörlich mit ihrem Gifte zu drohen. Sie sehen auch, wie man offenbar die Intrigue der Revolution und Komplotte einem festen, entscheidenden Gange vorzieht. Dieser Mensch scheint mir jetzt an einen großen Irrthum zu streifen. Er fürchtet nicht und wünscht sogar bis zu einem gewissen Grade den Bürgerkrieg, den er gewiß haben wird. Aber aus Mangel an Ueberblick sieht er nicht, daß der Bürgerkrieg, über seinen persönlichen Kreis hinaus, seinem Einflusse entgeht, und selbst unter der Voraussetzung, die gewiß riesenhaft ist, daß er seine Armee bis Rouen führen könne, Alles was an den Grenzen, und besonders an den entfernten Grenzen, vor sich gehen wird, ganz gegen ihn ist, besäße

---

[1]) Seit der Mitte Januars war Semonville, der Vertraute Lafayette's, in Belgien, um sich mit Vandernoot wegen der Bedingungen, unter denen Frankreich die Unabhängigkeit der belgischen Provinzen anerkennen werde, zu besprechen. Ein Auftrag der Stadt Paris, wegen Getreidelieferungen, war nur ein Vorwand, der den wahren Zweck dieser diplomatischen Sendung verbergen sollte. St.

er auch an Fähigkeiten, was ihm an Werkzeugen, an Geldmitteln, an Harmonie und Uebereinstimmung, was ihm überhaupt abgeht und immer abgehen wird.

Auf der andern Seite, o welche Wollsäcke! welche Herumtapper! welcher Kleinmuth! welche Sorglosigkeit! welch groteser Verein von alten Ideen und neuen Projekten, von kleinen Abneigungen und kindischen Wünschen, von Wollen und Nichtwollen, von fehlgeborner Liebe und fehlgebornem Hasse! — Was über allen Begriff geht, ist der Luxemburg. Stellen Sie sich vor, man hatte ihm solche Geldmittel zu Gebote gestellt, daß Ihr Kammerdiener, wenn er darüber zu verfügen hätte, in den Rath des Königs treten könnte, sobald er nur wollte, und dieser Monsieur wird wahrscheinlich nicht dazu kommen .... Das ist kläglich. Und haben sie keinen meiner Rathschläge befolgt, keine meiner Eroberungen benutzt, aus keiner meiner Operationen Vortheil gezogen, dann jammern sie, sagen, ich habe an ihrer Stellung nichts geändert, man könne nicht sehr auf mich zählen, und alles das, weil ich mich nicht muthwillig zu Grunde richte, um Meinungen, Sachen und Menschen zu unterstützen, deren Erfolg sie unfehlbar in's Verderben stürzen würde. Leben Sie wohl.

Diesen Klagen Mirabeau's über das Fruchtlose seiner Bemühungen und Rathschläge fügen wir folgenden Auszug aus Droz „Geschichte der Regierung Ludwigs XVI.," wo von dem Verhältnisse Monsieur's zu Mirabeau die Rede ist, als Erläuterung bei:

„Ich habe sehr aufmerksam einen eigenhändigen Brief Monsieur's gelesen und wiedergelesen, den er zur Antwort an Jemanden geschrieben, der ihm vorgeworfen hatte, daß er Revolutionäre gesehen habe. Monsieur gesteht, er habe diese Leute gesehen, und um bei ihm die Gefühle, die ihn von denselben entfernt hielten, zu überwinden, müsse das Recht sehr auf ihrer Seite gewesen sein. Man bemerkt einigen Verdruß darüber, daß der König ihn nicht nach dem 14. Juli

(dem Tage der Erstürmung der Bastille) zur Theilnahme an den Staatsangelegenheiten berufen. Er sagt, er habe damals den König dazu bestimmt, sich in die Versammlung zu begeben; drei Tage lang habe man geglaubt, er werde erster Minister werden, es sei indessen nicht geschehen. Man sieht, daß er mit der Königin nicht auf gutem Fuße ist; sie hat ihn in einer Unterredung aus der Fassung gebracht, und von da an hat er nichts über sie vermocht. Die wichtigste Stelle aber ist folgende, die ich, wenn ich sie auch nicht wörtlich anführen kann, doch gewiß dem Sinne nach ganz genau wiedergebe; sie bezieht sich auf den König und die Königin: „„Vielleicht müßte ich ihnen gegen ihren Willen nützlich sein; vielleicht müßte ich ihnen Furcht einflößen und ihnen dann die Hand reichen, die sie nicht mehr ausschlagen könnten; aber ich werde mich nie dazu entschließen können, eine solche Rolle zu spielen.““ (Histoire du Règne de Louis XVI. par J. Droz, III, 100.)

Paris, 31. Januar 1790.

Allerdings habe ich Ihre Nummer 14 vom 26. erhalten. Sie sind darin, lieber Graf, verstimmt, obgleich umsichtig und scharfsinnig wie gewöhnlich. So übertreiben Sie, zum Beispiel, unendlich die Uebelstände der Revolution für das gegenwärtige Geschlecht. In den Jahrbüchern der Welt hat es noch kein Beispiel eines solchen Umsturzes, einer so großen Erschütterung, die so leicht bewerkstelligt worden, gegeben, und wollte man sich verstehen und vor Allem regieren, so hätte die Revolution in der That keine anderen Opfer, als eine kleine Zahl Satrapen, die auf eine zu skandalöse Weise in erpreßten Genüssen schwelgten, und keine andern nachtheiligen Folgen, als für einige tausend Menschen die unvermeidliche Widerwärtigkeit, ihre Meinungen und Gewohnheiten zu ändern, ihre Vorurtheile zu verheimlichen oder gar zu beherrschen, und ihrem gewohnten Ehrgeize und ihren persönlichen Entwürfen eine falsche oder eine neue Bahn anzuweisen. Solcher Leute, die, ich wiederhole es, mehr ver-

drießlich als unglücklich sind, trägt man täglich etliche zu Grabe, und nur in den höheren und folglich weniger zahlreichen Klassen der Gesellschaft, und zwar nur zwischen vierzig Jahren und dem Ende des Lebens, muß man sie suchen. Das Volk und die industriellen Klassen sind in Gährung; Gährung aber ist so wenig ein Unglück für den Menschen, daß es vielmehr sein erstes Bedürfniß ist, angeregt zu werden. Sie arbeiten wenig? — Das ist ein Uebel, indessen wird der erste Anstoß, der erste Aufschwung der befestigten und beruhigten Freiheit es mit Wucher ersetzen. — Sie werden übermäßig belastet werden? — Im Gegentheil werden sie, wenn man die Sache recht anzugreifen weiß, sehr erleichtert werden. Man muß sich sagen: zwei Dinge sind der Gesellschaft unentbehrlich, die Bezahlung der Truppen und der Zinsen der öffentlichen Schuld. Beides erfodert bei weitem keine 400 Millionen. Es ist aber ein Wahnsinn, sich wegen der Mittel, in diesem Königreiche jährlich spielend 400 Millionen aufzubringen, Unruhe zu machen. Das Uebrige muß pünktlich und schnell mit zinsentragenden Papieren, deren Titel man erneuert, ausgeglichen werden, denn will man sich so mit seinen Gläubigern ausgleichen, so muß man ihnen Zinsen zahlen. Dann wird das Vertrauen, und mit ihm der Kredit, wiederkehren; dann wird das Geld herbeifließen, oder wenigstens nur in jenem Verhältnisse fehlen, welches aufmerksame Beobachter schon lange vor unseren politischen Verlegenheiten und der letzten Periode unserer finanziellen Unerfahrenheit bemerkt hatten; dann werden solide Handelsverbindungen von selbst und sehr rasch diesem ernstlichen Uebelstande abhelfen; dann vermehren sich nicht etwa, dann vermindern sich die Lasten der Landbewohner, die nichts von unserer Philosophie verstehen, für die unsere Freiheitsliebe, wie sie auch sei, lange nur ein hitziger Fieberanfall sein kann, ohne die wir die Revolution nicht sicher begründen können, und

die sich ihr nicht anschließen, ja vielmehr das Gegentheil thun werden, wenn sie darin keine unmittelbare und beträchtliche Erleichterung finden; dann werden endlich alle Fesseln des Handels und der Industrie sich lockern, bis sie zuletzt ganz fallen, und die unerschöpflichen Hülfsquellen menschlichen Fleißes, ihrer alleinigen freien Entwickelung überlassen, eine Ordnung der Dinge eröffnen, deren Atmosphäre unsere kurzsichtigen Augen nicht einmal zu bemerken, geschweige denn zu durchdringen und zu überblicken vermögen. Klagen Sie also nicht die Revolution an, mein lieber Graf, klagen Sie nur die Menschen an, die für Rechnung der Regierung dieses große Spiel spielen.

(Hier schlägt Mirabeau dem Grafen von der Mark eine Zusammenkunft in Valenciennes oder einer andern Gränzstadt vor, und fährt dann fort:)

Dort sollen Sie auch meinen Plan zum Wiederaufbau des deutschen Reiches kennen, der mit einem keineswegs chimärischen System fast allgemeinen Friedens in Verbindung steht. Sie werden ihn prüfen, sich davon durchdringen, ihn in Fleisch und Blut aufnehmen, und wir wollen alle seine Wechselfälle berechnen. Antworten Sie mir hierauf bestimmt, lieber Graf, und bringen Sie die Zeit, welche die Briefe nöthig haben ,mit in Anschlag, damit wir uns nicht ohne Nutzen auf den Weg begeben. ...

Richten Sie also diese Fahrt ein, lieber Graf; sie ist aus vielen Gründen, die Sie nicht alle errathen können, überaus wichtig.

Vor Allem aber, treten Sie nicht aus französischen Diensten ehe ich Sie gesehen habe. — Favras ist verurtheilt, und wird gehenkt werden. — Besenval ist in Freiheit gesetzt. — Die Marseiller Angelegenheit, worüber ein neuer Bericht erstattet wird, ist auf Donnerstag vertagt. Ich schicke Ihnen hiebei meine Rede, die einen ungeheuern Erfolg gehabt hat.

Man brennt in der Bretagne und in der Grafschaft Limoges; gewiß, ein neuer Schauplatz eröffnet sich.

Der Brief des Grafen von der Mark, auf welchen Mirabeau hier antwortet, würde, wenn er vorhanden wäre, einen interessanten Aufschluß über die Aenderung gewähren, die um diese Zeit in seinen Ansichten über die Revolution und die damals herrschenden Völkerbeglückungstheorieen vor sich ging. In Mirabeau's Nähe scheint Graf von der Mark, sich selber unbewußt, mehr von diesen Theorieen bestochen worden zu sein, als es sich im Grunde mit seinem innersten Wesen vertrug. In Belgien auf sich selbst zurückgeführt, dazu durch die That in unmittelbare Berührung mit revolutionären Parteien gebracht, mußte ein so positiver Geist wie der seinige bald über Manches enttäuscht werden, was ihm bis dahin im blendenden Lichte schwärmerischer Ideale erschienen war. Hierüber sprach er sich nun gegen Mirabeau mit jener nüchternen Offenheit aus, wovon er in der Einleitung (Seite 184) ein Beispiel anführt. Man sieht, wie Mirabeau ihn zu beruhigen sucht, und sich dabei selbst mit Hoffnungen täuscht, welche die Ereignisse später so schrecklich widerlegt haben. Graf von der Mark beharrte aber bei seiner Sinnesänderung; der Entschluß, sich von Frankreich loszusagen, kam in ihm zur Reife; er bedauerte es, Besitzungen in diesem Lande zu haben, und hätte sie alle verkaufen mögen. In dieser Stimmung schrieb er dem Grafen von Mercy-Argenteau, und drückte den Wunsch aus, sich dem Dienste des Kaiserhauses zu widmen, und der kaiserliche Gesandte kam diesem Wunsche gern entgegen. So erklärt sich eine in der Einleitung erzählte Thatsache, die sonst schwer zu begreifen wäre, daß nämlich der Gesandte des Kaisers am französischen Hofe sich an den Grafen wandte, der in Belgien an einem Aufstande gegen den Kaiser Theil genommen, und ihn nach Paris berief, um durch seine Vermittlung Mirabeau's Kräfte der Sache des Königs und der Königin, der Schwester des Kaisers, zuzuführen.

Von seinem Wiederauftreten in Paris an werden wir nun den Grafen von der Mark wärmer als je sich dieser großen Angelegenheit widmen sehen, und später wird er es sein, der in Belgien am eifrigsten mit dem Grafen Mercy dahin wirkt, die österreichischen Niederlande, ohne Verlust für ihre wohlbegründeten Rechte und Freiheiten, mit ihrem rechtmäßigen Oberhaupte wieder auszusöhnen.

Von Mirabeau's Plane über das deutsche Reich und die Begründung eines allgemeinen Friedens haben wir in den Papieren des Grafen von der Mark keine Spur gefunden, auch nach andern Seiten hin vergebens darnach geforscht. Wir haben daher Ursache anzunehmen, daß der ganze Plan einstweilen nur in Mirabeau's Kopfe vorhanden war, und er nichts darüber niedergeschrieben hatte. St.

Paris, 6. Februar 1790.

Sie werden den Schritt des Königs erfahren haben[1]), seine seltsame Anrede, den Schwur, die Pantomime, und die eigentliche Wirkung all dieser Bewegung. Hätten Sie sie nicht gewußt, so hätten Sie sie errathen. Monsieur hat sich selbst in Feigheit, der König in Phrasen, St. Priest in List übertroffen; alle Parteien haben um die Wette Komödie gespielt, und Lafayette selbst ist angeführt. Erntet er in Paris etwas mehr Popularität in künstlichen und bestellten Lobhudeleien, so bin ich überzeugt, daß er doch an Macht verliert, und ich könnte es Ihnen zu Ihrer vollständigen Zufriedenheit beweisen. Uebrigens wird dieser Schritt in den Provinzen nicht ohne Wirkung bleiben, bis auf das Ohrspitzchen, das zum Unglücke hervorguckte, und es wird nicht lange auf sich warten lassen, denn nichts ist man weniger als aufrichtig. Guten Tag, lieber Graf; geben Sie mir Nachrichten, oder ich ärgere mich ganz roth.

Paris, 16. Februar 1790.

.... Was uns betrifft, so behaupte ich, daß wir im gefahrvollsten Momente der Revolution sind, in demjenigen, wo wir gegen die Ungeduld und Müdigkeit der Nation und unserer

---

[1]) Am 4. Februar 1790 ging der König nach der Versammlung, wo er eine lange Anrede hielt, die verfassungsmäßige Freiheit zu schützen versprach u. s. w.

selbst auf unserer Hut zu sein haben, und wo man unseren Hang zur Rührung und Begeisterung benutzt, um in jedem, großen oder kleinen, Ereignisse den Wunsch, die Gelegenheit oder die angebliche Nothwendigkeit zu sehen, die vollziehende Gewalt durch provisorische Mittel zu verstärken, das heißt, ihr alle Werkzeuge zu verschaffen, deren sie bedarf, um die Vollendung der Verfassung zu verhindern. Besser aber wäre es gewesen, sie nicht anzufangen, als sie zu lassen wie sie jetzt ist, denn dann würde nichts von ihr bleiben, als die Uebel die sie verursacht hat. — Lafayette konspirirt für das Königthum durch seine Galanterie, unsere Virtuosen konspiriren für das Königthum durch ihre Verderbtheit, unsere Demokraten konspiriren für das Königthum durch ihre Zerwürfnisse und den kleinen Mischmasch ihrer Sonderinteressen. Der Krieg der Wahlen, der Krieg der Schmuggler, der Krieg der Auflagen, der Krieg der Religion sind im Keime in zwanzig Kantonen des Landes vorhanden. Es hat noch die Haltung einer großen Masse, aber auch nur diese, und es ist unmöglich, den Ausgang der beginnenden Krisis zu errathen. Glücklich in allen Fällen derjenige, der eine Hütte besitzt und sie anderwärts aufschlagen kann! Leben Sie wohl, lieber Graf. Ihre Stellung ist noch viel besser als die meinige, darüber würde ich mich aber leicht trösten, wenn ich täglich mit Ihnen plaudern könnte. Vale et me ama. — Schreiben Sie mir doch regelmäßig, wären's auch nur Worte.

Dieses ist der letzte der damals zwischen den Grafen von Mirabeau und von der Mark gewechselten Briefe. Wie man in der Einleitung gesehen hat, wurde letzterer durch den Grafen von Mercy aus Belgien abgerufen, kam gegen den 15. März 1790 in Paris an, erneuerte seinen täglichen Verkehr mit Mirabeau, und so gelang es ihm, nach zweimonatlicher Unterhandlung die Verbindung zwischen Mirabeau und dem Hofe einzuleiten.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt des ersten Bandes.

Der Graf von Mirabeau an den Grafen von der Mark.

---

17 juillet

Voilà Mon cher Comte deux paquets que vous
ne remettrez qu'à moi quelque chose qu'il arrive
et qu'en cas de mort vous communiquerez
à qui prendra assez d'interêt à ma mémoire
pour la defendre. Mettez a ces deux paquets
quelque indication prudente mais precise.

Antwort des Grafen von der Mark.

Le Dépôt, heureux de Comte, aura tous mes soins, quand j'aurai seulement placé ces deux paquets, je vous remettrai un écrit pour que vous puissiez les retirer d'où ils seront, en cas que je vinsse à mourir. Si j'espère lorsque la chose publique, universelle, vous perdra, ma profonde amitié ~~pour~~ ~~[illegible]~~ pour vous, la haute générosité rend à cette légèreté assurance avoir réussi tout ce dont je suis capable. ~~[illegible]~~ Je serais j'aurai ~~[illegible]~~ au défaut de peu de chose, mais le zèle exclusif trouver ceux qui seront dignes de passer de toute autre qualité, vous.

Antwort des Grafen von Mirabeau.

Je suis très touché de votre billet, Mon cher Comte; et je vous assure que mon courage est très ravivé de l'idée qu'un homme tel que vous ne souffrira pas que je sois entièrement méconnu. Ou je serai moissonné bientôt; ou je laisserai dans vos mains de nobles élémens d'apologie; et ~~[illegible]~~ certes je compte dans leur nombre la sorte de divination qui vous a appellé à être mon Ami, lorsque tant d'hommes vulgaires s'occupoient à faire écho contre moi, ou me ~~[illegible]~~ essayoient de me garrotter ~~[illegible]~~ sur leur mesure..

Mais passons aux affaires.